~~Acad. 1837~~

Hungari

(9)

Paed. Fr.

1619

560. Ausführung u. Stich d. Manz' Kunst-Verlag.

An Gottes Segen ist Alles gelegen.

Tout dépend de la benediction de Dieu. | All depends on the blessing of God.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Abend-Freuden.

Erzählungen

zur lehrreichen Unterhaltung

für

katholische Christen.

Gesammelt und bearbeitet

von

A. Hungari.

Mit einem Stahlstiche.

Regensburg, 1865.
Druck und Verlag von G. J. Manz.

179 - H.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1.

Mutter-Treue und Mutter-Muth.

(Nach: Margret, eine Geschichte vom Lande, von Gottfried Kinkel.)

Am obern Schlusse des schönen Ahr-Thales, wo das Flüßchen dem Fuße eines stark ansteigenden Berges entspringt, liegt in die grüne Schlucht zurückgezogen das Städtchen Blankenheim, ein Schutz und Schirm der jetzt zertrümmerten Grafenburg, der es seinen Ursprung dankt. Mancher Wanderer wird sich mit Vergnügen des lieben Oertchens erinnern, wo er nach den rauhen Pfaden der obern Ahr oder nach beschwerlicher Eiffel-Fahrt zum ersten Mal wieder städtisches Behagen in reizender ländlicher Umgebung fand. Zumeist, wer etwa im ersten Frühling das Thal besuchte, gedenkt sicher mit Entzücken des weiten weißen Blüthen-Schleiers, mit dem die ganze Schlucht wie übersponnen liegt, ein blühend Idyll mitten unter den wilden Eiffel-Höhen, deren theils kahle, theils bewaldete Rücken die Stadt rings umziehen. Im Schirm dieser Höhen ruht sie und genießt in Folge dieser Lage eines rheinischen Sommers, während eine Viertelstunde Weges die Berge hinauf genügt, uns in eine rauhe, nur der Fichte noch günstige Luft zu versetzen.

Freilich sieht's dann im Winter ganz anders aus. Sein über die endlosen Schneeflächen ringsum hersausender Hauch schont auch das Thal nicht. Tiefer Schnee sperrt die Stadt von dem Leben entfernterer Gegenden und selbst von dem Verkehr mit den benachbarten Ortschaften ab.

Am wenigsten erwünscht kommt dann in solchen Zeiten der — Besuch der Wölfe, welche durch den hinter Blankenheim endlos sich ausdehnenden Zitterwald aus den Ardennen vorrücken und ihren räuberischen Hunger bis dicht vor die

Stadt=Thore tragen. Unser ungründlicher Nachbar, der Franzose, hat die Singvögel aus seinen Laubhainen, die Hasen aus seinen Feldern weggeschossen, aber nicht Ausdauer genug gehabt, jenes widrig gemeine Raubthier zu tilgen; an seiner Süd= und Nord=Grenze, in Pyrenäen und Ardennen, höhnt es noch den civilisirten Zustand des Landes. Was von diesen grauen und bösen Gästen nach Deutschland herüberkommt, findet jetzt meist rasch eine Kugel; aber so lange ist's noch nicht her, daß man sie sogar in der Rhein=Ebene, und, wenn das Eis ihnen eine Brücke über den großen Strom gab, selbst auf dem rechten Ufer antraf. Die ganze Eiffel bildet noch bis heute ihre Domäne, der sie einen Winterbesuch abzustatten niemals verfehlen. Nachts gehen sie am liebsten auf die Hunde an der Kette aus, am Tage holen sie vor den Augen des Hirten Schafe von den Weideplätzen. Selten werden sie dem Menschen gefährlich; doch geht die unheimliche Sage im Volke, daß ein Wolf, der einmal aus grimmigem Mangel an Nahrung — Menschenfleisch gekostet habe, nachher an keinem Thier sich mehr vergreifen möge.

Jener Wald nun, der ihren Zug gegen Blankenheim hin deckt, dehnt sich fast von der Stadt an, nämlich von dem Thiergarten der alten Grafen bei den Schloßtrümmern über einen hohen Bergrücken fort, der die Stromscheide zwischen Ahr und Kyll bildet. Beiderseits liegen spärliche Dörfer meilenweit auseinander, hie und da trifft man einen Bauernhof, und wo in tiefen besuchten Rinnen Bäche jenen größern Flüßchen zulaufen, hat sich wohl eine einsame Mühle auf einem Stück mühsam gerodeten Wiesen= oder Ackerlandes angesiedelt.

Solch ein Fleck in der tiefen lautlosen Stille einer flimmerkalten Winternacht liegt vor uns; nicht einmal das Rauschen des Wassers oder der leis plätschernde Umschwung des Mühlrades regt sich, Alles starrt im Eise. An den Menschen und sein Dasein mahnt nur ein schwaches Licht in einem Fenster des kleinen an die Mühle angelehnten Nebenbaues, das gegen den kalten, blauen, östlich über die schneeigen Baum= und Berg=Spitzen heraufkommenden Mond mit warmem Roth sich absetzt. Sonst herrscht allwärts der ernste, grausige, allem Leben feindliche Todesschlaf einer herben Wild= und Wald=Natur.

Bei jener Lampe aber wacht und klopft ein armes Menschenherz — ein junges Weib bei'm Sterbebett ihres Kindes. — Ihr Gatte Nikola ist abwesend. Er befindet sich bei'm Aufgebot derjenigen bewaffneten jungen Männer, die, in einzelnen Schaaren gruppirt, verschiedene Landesgebreite durchstreifen, um die so gefährlichen Wölfe, die gar beutegierig sich überall sehen lassen, zu erlegen. Darum übte die schwer heimgesuchte Mutter ganz einsam ihrer Liebe Pflicht. Ueber die fiebernde Stirn des Kindes, das in tiefem starrem Gehirnschlaf mit halbgeöffneten matten Augen theilnahmlos ihre Mühe hinnimmt, schlägt sie rasch wechselnd die nassen kühlenden Tücher — und zwischen jedem Aufschlag kniet sie vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter Gottes hin, das zwischen den Fenstern unter der Lampe hängt, und spricht ein stilles, ringendes Gebet.

Das heiße Fieber stieg bis gegen die Mitternacht hin, und immer schneller mußte sie das kühlende Linnen erneuern. Sie that Alles Gott ergeben und unter stets leisem Gebetsflüstern. Ueber die dunkle Ecke, wo das Kind vor dem Lampenschein geschützt lag, fiel jetzt mit blassem blauen Licht der Mondschein, wob einen Glanz um das blonde müde Köpfchen und schlich nach kurzer Frist wieder darüber hinweg, als hätte er das Sterbende noch ein Mal mit dem Strahle des Lebens umleuchten wollen, ehe es in die Nacht des Grabes gesenkt würde. Die Stunden rannen hin; die Mutter, stumpf von Leid und Ermattung, empfand ihren Gang nicht mehr und hörte gleichgiltig den Schlag der Wanduhr, der ihren Wandel verkündigte.

Gegen Morgen ging der Odemzug des Kindes ruhiger, die Händchen wurden kühler, die Adern der Stirn begannen leiser zu schlagen und die Augendeckel zogen sich fester zu. Sie wußte jetzt aus der Erfahrung dreier schrecklichen Wochen, daß ihr von Gottes Huld das Kind wieder auf Einen Tag geschenkt sei. Noch einmal legte sie, das Köpfchen sanft aufhebend, ein feuchtes Linnen unter. Dann setzte sie sich beiseits an's Fenster, lehnte den Kopf auf die aufgestützten Hände, hielt die heiße schmerzende Stirn an die gefrornen Scheiben und sah mit den verwachten verweinten Augen in die trostlose Schnee-Nacht hinaus, die der Mond in ihrer ganzen Erstorbenheit noch blasser und leichenhafter malte.

Gegen Morgen scholl der Huf eines Pferdes in dem Hofe. Es war der Doktor, der vor Frost zitternd jetzt in ihre Stube trat; die Tante kam mit ihm. Er setzte sich an's Bettchen des Kindes, nahm das Händchen und befühlte Puls und Stirn; mit weitem scharfem Auge blickte die Mutter auf ihn. „Es geht endlich auf eine Entscheidung los!" sagte er. Margret erbebte. „Noch ist nicht Alles verloren," fuhr er fort; „an Lebenskraft haben wir nichts verloren seit vorgestern, aber es ist leicht möglich, daß das Fieber in der nächsten Nacht stärker wird. Geschieht dieß, so müssen wir mit einem sehr kräftigen Mittel durchgreifen. Ich will neue Tropfen aufschreiben; merken Sie wohl auf, liebe Frau Margret. Der Tag wird ruhig bleiben, vor Abend thun Sie ja nichts, sondern schlafen heute selbst ein Stündchen. Aber um zehn Uhr in der Nacht richten Sie ein scharfes Auge auf das Kind. Bleibt es wie in den vorigen Nächten, so geben Sie die neue Arznei nicht; spüren Sie aber größere Unruhe und Hitze an ihm, dann rasch zehn Tropfen jede Viertelstunde; ich glaube, daran hängt das Leben des Kindes. Gott befohlen! Morgen früh komme ich wieder."

Während der Doktor das Recept aufschrieb, sagte die Tante: „„Das trifft sich gut! Unser Paul fährt heut mit dem zweispännigen Wagen nach Blankenheim und bringt hernach Frucht mit herauf; da kann er gleich die Tropfen in der Apotheke holen.""

Der Doktor sah vom Papier auf und sagte: „Er wird doch ja vor Abend wieder kommen? Ich sage Ihnen — es hängt viel daran!"

„„Sicher,"" entgegnete die Alte; „„er ist treu und gut.""

Der Doktor stand auf, bot Margret herzlich die Hand und reichte der Tante das Recept hin. Zu gleicher Zeit, als sein Klepper höher in's Gebirg zu einem andern Kranken trabte, zogen die beiden tüchtigen Braunen den Wagen Paul's durch's große Hofthor auf die Straße nach dem Ahr-Thal hinaus. Die Tante versprach, in der Stube zu bleiben; und da der Knabe jetzt ganz erquicklich und fest schlief, legte sich auch Margret auf's Bett. Ein gesunder Schlummer ward ihr zu Theil, und sie erwachte erst, als bereits die Sonne ihren kurzen Winterlauf vollendet hatte.

„Ist Paul zurück?“ war ihre erste Frage.

„„Noch nicht,““ antwortete die alte Frau; „„aber wir haben auch noch fünf Stunden bis zehn Uhr. Mach' Dir keine Sorge, der kommt sicher!““

Die beiden Frauen stärkten sich jetzt mit Speise und Trank. Margret vom Schlafen wie neugeboren, war voller Hoffnung, und in traulichem Plaudern gingen ein paar Stunden bei'm Spinnrad vorüber. — Die Wanduhr schlug acht — draußen wehte pfeifend ein scharfer Nordwind. Die Alte stand auf und sagte: „„Nun aber begreife ich's doch selber nicht mehr! Ob dem Paul mit den Pferden ein Unglück zugestoßen ist? Jetzt müßte und müßte er hier sein, wenn Alles recht stünde! Ich will einmal in die Mühle hinüber und hören, ob sie da noch nichts von ihm wissen.““ Mit diesen Worten ging sie fort. Margret blieb mit den trüben Ahnungen allein. Das Kind lag noch immer ruhig.

Gegen neun Uhr kam die Tante zurück. „„Der Michel von der obern Mühle ist eben vorbei gekommen,““ sagte sie. „„Es ist ein böses Wetter draußen im Wald; der Nordwind hat den Fahrweg mit Schnee verweht — so hoch, daß drei Männer über einander stehen könnten, und sähen doch nicht darüber weg. Unser Paul ist bis an die Enge gefahren, da ist ihm der Wagen im Schnee sitzen geblieben; der Michel hat ihn da stecken sehen, der Paul aber muß die Pferde ausgespannt haben und nach Blankenheim geritten sein.““

Margret rang die Hände. „Also die Tropfen bekomme ich nicht vor der Nacht? Konnte er denn die nicht durch Jemand zu Fuße heraufschicken?“

„„Ja,““ sagte die Tante, „„wenn er Einen fände. Aber Michel hat erzählt, daß sie drunten zu Blankenheim von nichts reden, als von den — Wölfen. Es ist ein Menschenwolf im Zitterwald, oder gar viele; gestern Morgen in der Frühe haben sie ein Jüngelchen zerrissen, das nach dem Kyll-Thal in die Schule ging. Auch die entfernteren Dörfer haben sich zusammen gethan, und wollen, wie unsere Leute es jetzt schon thun, nächster Tage eine große Jagd halten. Dein Mann, der so muthige, wird uns manch Grausiges von seinem Jagen nach den Wölfen erzählen, wenn er heimkehrt!““

Während die Alte diesen Bericht gab, zuckte das Kind

in seiner Wiege zusammen und schrie laut auf. Margret sprang zu ihm und nahm es auf ihren Schooß; es war — heiß und fieberte schon. Mit heftigem Krampf und Gestöhn wand es sich in ihren Armen; die Krisis trat ein, die der Arzt vorausgesehen hatte. Margret mußte es wieder in's Bettchen legen, und die so tröstlich gemeinten Worte des Doktors: „„Ich sage Ihnen, es hängt viel von dieser Arznei ab!“, schnitten ihr jetzt wie scharfe Messer durch die Brust. Jede Minute Schlafs, die sie während des Tages im Vertrauen auf Paul's Wiederkehr sich gegönnt hatte, wurde ihr zum innern Vorwurf. „Wär' ich doch selber heut am Tage gegangen!“ sprach sie leise, und plötzlich rief sie laut aus: „Aber warum kann ich jetzt nicht noch gehen?“

Sie sprang auf und band sich ein großes Tuch um den Kopf. Die Tante griff sie besorgt bei der Hand und sagte: „„Liebe Margret, Du bist von Sinnen! Du allein in solcher Nacht durch den Zitterwald, wo die Wölfe hausen? Und Du hast ja das Recept nicht einmal!““

Margret stand einen Augenblick überlegend. „Doch,“ sagte sie, „das Recept muß ja in der Apotheke liegen, sonst hat es der Paul noch und dessen Herberge weiß ich zu finden. Zwei Stunden sind's nach Blankenheim auf dem Fußpfad, die lauf ich in anderthalb; um Mitternacht bin ich wieder hier und vielleicht rette ich dann noch mein Kind!“

„„Höre, Margret,““ sagte jetzt die Alte, „„darauf darfst Du nicht rechnen. Setz' Dich wenigstens noch einen Augenblick her zu mir; ich muß Dir eine Sache eröffnen, die ich bisher verschwiegen habe.““

Margret sah erstaunt ihre Tante an. „„Sieh',““ sagte diese, „„ich und die Hebamme haben es gleich bei der Geburt gesehen, daß Du das Kind nicht aufbringen kannst.““ Leise setzte sie hinzu: „„Es hat ja ein Todesäderchen!““

Bei diesem Worte ergriff sie die Lampe und ließ deren stärksten Schein auf das Antlitz des Kindes fallen. „„Schau' her,““ sagte sie und wies auf die Stelle unter der Stirn. Wirklich lief dort der dunkelblaue Streif, stark von dem wachsblauen Krankengesichte abgehoben, von einem Auge zum andern hinüber.

Margret erstarrte; sie besann sich erst jetzt auf den allgemein herrschenden Aberglauben: daß diese Ader ein Todes-

bote sei, der kein mit ihm behaftetes Kind über die ersten Jahre hinüber kommen lasse. So lange der Knabe gesund war, bemerkte man dieses angebliche Todeszeichen wenig, jetzt aber trat es unverkennbar hervor.

Aber nur einen Augenblick siegte der Aberglaube über das so fromme Mutterherz. „Tante," sagte sie, „es kann sein, daß Ihr Recht habt. Aber ein Jahr hat mein Kind gelebt trotz dem Todesäderchen; und wenn es diese Nacht stirbt, so stirbt es nicht an der Ader, sondern daran, daß ihm das rettende Heilmittel fehlt. Und nun haltet mich nicht mehr, ich gehe im Namen Gottes und vertraue auf die milde Fürsprache der schmerzhaften Mutter!"

Sie warf noch einen andächtigen Blick auf das Bild der Mater dolorosa, nahm eine Laterne vom Wandbrett, weil der Mond erst spät aufging, schlug eine Decke um Schultern und Brust und band sie, damit die Arme frei blieben, auf den Rücken zusammen. Dann nahm sie das Kind aus dem Bettchen — ach, sie wußte ja nicht, ob sie es lebend wieder fand! — segnete es mit Weihwasser unter dem Zeichen des heiligen Kreuzes, küßte es und übergab es der Obhut der alten Frau, die gleich wieder mit kalten Umschlägen anzufangen versprach.

So trat Margret vor die Thüre auf den Hof hinaus. Ein leiser Schauer sträubte ihr Haar, als sie zuerst in die furchtbar kalte Sturmnacht hinausblickte. In der Ecke des Hofes sah sie eine große Holzaxt stehen; die ergriff sie, um eine Stütze und zugleich für alle möglichen Fälle eine Waffe zu haben. Am Mühlbach verließ sie den Fahrweg durch's Thal, weil sie ihn vom verwehten Schnee ungangbar wußte, und stieg durch den sausenden Forst auf dem kleinen nähern Fußweg empor. Erst schlug ihr Herz hörbar, aber nach und nach bewältigte sie jede Angst; und oben auf der Bergesplatte angelangt, wo der Weg, von Gebüsch nicht mehr so eng umschlossen, ebener und breiter hinlief, schritt sie zwar langsam und in schwerem Kampfe gegen den Sturm, jedoch mit muthvoller Seele vorwärts. Der gefrorne Schnee, vom Winde aus allen Sträuchern und kleinen Schluchten aufgefegt, rieselte bis um ihre Füße und füllte mählich die Spuren ihrer Tritte hinter ihr aus.

So kam sie ungefähr in der Mitte ihres Weges auf

einer zweiten Hochfläche an, wo nur ein einzelner Baum sich erhob, während fern die dunkeln Ränder des Forstes rings=um die weiße Ebene eingeschlossen. Plötzlich stand Margret hier still, und ihre Kniee zitterten. Bei dem flackernden Scheine, den ihre Laterne im Windzug auf den Schnee vor ihr warf, sah sie eine Spur, die schon halb zugeweht war. Gern hätte sie sich überredet, daß sie von den Jagdhunden herkäme; aber zu oft hatten alte Leute ihr im Forst diese Stapfen gezeigt und erklärt. Sie sah es mit Grausen! hier waren, es mochte vor einer halben Stunde gewesen sein, die Wölfe gelaufen; ein großer in weiten mächtigen Sätzen, dem dann kleinere in einer Zahl, die sich in den undeutlichen Spuren nicht mehr bestimmen ließ, nachfolgten. Sie mußten nach dem Dorfe ihrer Kindheit auf den Raub gegangen sein, denn dorthin, rechts in's Thal hinunter, liefen die Stapfen quer über Margret's Pfad hinüber. Es war also zu ver=muthen, daß sie noch in dieser Nacht auf demselben Wege in ihr gewöhnliches Lager zurückkehren würden.

Die muthige Mutter ließ, in ihrer Liebe zu dem kranken Kind daheim, durch diese furchtbare Ueberlegung ihren Gang nicht verzögern, und ein kleiner Trost wurde ihr gegönnt, als sie ein paar Schritte näher gekommen war. Hier stieß sie nämlich auf die ganz frischen Spuren eines — menschlichen Fußes, welche der Wolfs=Fährte offenbar folgten: erst vor wenigen Minuten mußte hier ein Mann den Bestien nach=gegangen sein.

Dieser unbewußte Gruß eines menschlichen Wesens mit=ten unter den Schrecken der Natur richtete ihren Geist auf. Bald senkte sich nun ihr Pfad, aber er wurde auch immer mühsamer, je tiefer sie kam, weil der Flugschnee vom ganzen Gebirg in die Thäler hinabwehte. Manchmal mußte sie durch knie=tiefe Massen sich Bahn brechen; immer langsamer drang ihr ermüdender Fuß vorwärts, und als sie endlich die bequeme Landstraße erreichte, die von Trier an der Hülch=rather Kapelle vorbei nach Blankenheim führt, hörte sie in dem ganz nahen Städtchen schon die Mitternachtsstunde schlagen.

Die Apotheke war erreicht: sie klingelte mehrmals an der verschlossenen Thüre, und nach einer Viertelstunde öffnete der Provisor. Das Recept fand sich vor, Paul hatte es

richtig abgegeben und die Arznei erhalten. Indessen war der Provisor, sobald Margret berichtete, warum das Fläschchen nicht in ihre Hände gekommen, gerne willig, das Recept neu zu bereiten. Er zündete Feuer an und lud Margret ein, mit in's Laboratorium zu kommen und sich zu wärmen. Als er erfuhr, daß sie noch in dieser Nacht zurück wollte, bereitete er ihr, durch solche Muttertreue gerührt, ein heißes stärkendes Getränk und drang ihr auch einen Bissen Brod auf, während er seine Arbeit vollendete. Sie empfing von ihm ein schwarzes Fläschchen, welches sie unter ihr Busentuch steckte, und er empfahl ihr noch, die Tropfen nicht dem Licht auszusetzen, weil das ihre Kraft schwäche. Es schlug zu ihrem Schrecken schon Ein Uhr, als sie, auf die Axt gestützt, von der großen Landstraße wieder in dem schmalen Waldpfad einbog.

Die Wärme und Kraft, welche nach der kurzen Ruhe jetzt ihre Glieder durchdrang, gab ihr eine wundersame Freudigkeit und die Anstrengung des Körpers milderte ihren Seelenschmerz, den sie von Zeit zu Zeit in frommen Schuß-Gebeten und Seufzern der schmerzhaften Muttergottes aufopferte. Die Laterne war erloschen; aber sie konnte ihrer jetzt entbehren, denn das letzte Mondviertel ging auf und warf sein helles Licht auf ihren Pfad. Noch war es bitter kalt, indessen hatte der Nordwind sich gelegt, der Himmel wurde wolkenfrei, und die glitzernden Sterne schauten freundlich herab. Mit der Einsamkeit der Nacht nun schon vertraut, dachte sie an Gefahren nicht; und erst als sie die Hochebene erstieg, fiel ihr plötzlich wieder ein, daß sie die furchtbare Stelle der Wolfs-Spur noch zu überschreiten habe.

Sie kam jetzt an der Oeffnung einer Thalschlucht vorbei, die nach ihrem Heimathdorfe sich öffnete. Plötzlich vernahm sie hier, obwohl von Schnee und Wald gedämpft, doch deutlich genug aus dem fernen Grunde herauf das wilde Gebell aller Dorfhunde; es klang heftiger und wüthiger als das Geheul, das diesen Thieren sonst in Winternächten die Kälte auspreßt. Sie ahnte nichts Gutes; mit stürmendem Fuß, mit pochenden Adern flog sie die letzte Höhe hinauf, um so rasch als möglich über die gefahrvolle Ebene hinwegzukommen, die sich in glänzendem Licht vor ihr hinstreckte. Schnee und Mond ließen jeden fernen Busch in scharfem Umriß erscheinen; den einzigen dunklen Fleck bildete mitten auf der

Fläche jener einzeln stehende Baum mit dem kargen Schatten seiner laublosen Aeste. Margret, nachdem sie am Waldsaum eine Minute Rast gemacht und mit scharfen Blicke sich überzeugt hatte, daß der Weg noch sicher sei, flog einem Rennthier gleich über die Schneefläche auf den Baum zu. Hier angelangt, blickte sie von Neuem nach allen Seiten sorglich um, und — war es Täuschung? Nein! denn jetzt sah sie links aus dem Walde, noch weit von sich entfernt, einen schwarzen Fleck auf die Schneefläche vorrücken. Sie sprang in den Schatten des Baumes, stemmte sich, um nicht in die Kniee zu sinken, mit dem Rücken gegen den breiten Stamm und faßte mit beiden Händen den Stiel der Axt. Da mehrten sich die schwarzen Flecken auf dem Schnee und wurden größer. Deutlich erkannte sie jetzt eine große Wölfin mit zwei noch kleinen Jungen: lodernden Auges, mit weiten kühnen Sprüngen und hochgehobenen Schweif, jagten sie genau auf der Fährte zurück, die Margret auf ihrem ersten Gange entdeckt hatte und die ganz nahe an dem Baume vorbeiführte. Margret's Herz stand still in ihrer Brust, sie hielt den Odem an, als könnte sein leiser Zug sie verrathen. Die Thiere liefen neben einander, das eine Junge blieb etwas zurück, alle schienen in banger Eile dem sichernden Walde gegenüber zuzustreben. Jetzt waren sie ganz nahe; Margret hörte das Keuchen ihres Odems. Sie stellte sich mit leisem Gebetsflüstern auf's Neue unter den mütterlichen Schutz Maria's, der Hilfe der Christen, der Zuflucht aller Bedrängten.

Die alte Wölfin und das eine Junge, das sich dicht an sie hielt, sausten vorüber, das andere suchte winselnd nachzukommen. Plötzlich aber blieb es stehen, schnupperte, schwang den Schweif und bog auf Margret ab, wie neugierig zu sehen, was unter dem Baume stecke. Das Weib spannte alle seine Sehnen, krampfte seine Finger um die Waffe, und in dem Augenblick, als das Thier mit schleichendem Schritt und hochgehobener spürender Nase unter den Hieb kam, ließ sie mit Riesenstärke die mordende Schneide recht mitten zwischen seine Funkelaugen niedersausen. Der furchtbare Schlag schnitt durch den Kopf und das Eisen schlug noch auf den gefrornen Boden auf; das Thier aber stieß einen markdurchbohrenden Schrei aus und verzuckte dann röchelnd zu ihren Füßen.

Margret streckte sich rasch in die Höhe und hub die Axt noch ein Mal über ihr Haupt. Es war nöthig; denn die alte Wölfin, die schon nahe am Waldsaum war, wandte bei dem Schrei ihres Jungen das Haupt und kehrte mit dem zweiten Wölfchen in wenigen Sprüngen zurück. Als sie das todte Junge am Boden und sein Blut den Schnee berieseln fand, heulte sie laut auf und wollte Margret anspringen; aber da sah sie in der Frau weit aufgerissenes Auge, sah die blanke Axt über ihrem Haupte in den Strahlen des Mondes glitzernd, die einzeln durch die Zweige herabfielen. Feig sprang sie zurück; bald jedoch näherte sie sich wieder, langsam Fuß vor Fuß voransetzend, um den Augenblick des Sprunges abzusehen. Das noch lebende Junge kroch ihr bange nach. So schritt das Unthier bis dicht vor die Frau hin; aber ehe es in das Bereich der Waffe kam, blieb es stehen, hockte auf die Hinterfüße nieder und peitschte den Schnee mit seinem wedelnden Schweif, geduldig den Augenblick abwartend, wo Margret mit dem Auge blinzele oder vor Müdigkeit die Arme niedersenken mußte.

So standen sie sich entgegen, die beiden Todfeindinnen: die wölfische Mutter, um den Mord ihres Kindes zu rächen, die menschliche Mutter, um dem ihrigen den Heiltrank des Lebens zu sichern. Wie lange diese gräßlichen Augenblicke dauerten, wußte Margret nicht. Ihr Denken stand still, und nur den Willen hielt sie in ihrer tiefsten Seele fest, um den rechten Augenblick des Hiebes nicht zu versäumen. Aber schon trat der kalte Schweiß der Mattigkeit vor ihre Stirn, die Füße zitterten unter der Last des Körpers, die Arme wurden starr durch die Anspannung, mit der sie die schwere Axt empor hielt, und vor den Augen flirrten ihr auf dem blendenden Schnee schon alle Farben des Regenbogens.

Da schlug an der Stelle, wo der Waldsaum am nächsten bei ihr in die Schneefläche verlief, im dunklen Gebüsch ein Blitz auf — ein Pfeifen zischte durch die Luft — dann rollte über das Schneefeld, an der Waldgrenze prächtig wiederhallend, der helle Knall der Büchse. Die Wölfin heulte wild auf, das Junge winselte, beide wandten sich zur Flucht und verschwanden im Walde.

Ueber den Schnee kam ein rascher, leichter Schritt. Der Jäger, der jenen Schuß gethan hatte, trat aus dem Versteck,

zog, vom Monde beleuchtet, den Hahn des zweiten Laufes auf und schritt vorsichtig dem Baume zu, um zu sehen, was dort die Wölfe festgehalten und ihn so trefflich zum Schuß gebracht hatte. Da sah er, vom Monde halb erhellt, die Gestalt eines bleichen Weibes noch in der Haltung, die es dem Unthier gegenüber behauptete. Noch war der eine Fuß vorgeschoben und trug die Last des übergebeugten Körpers, die nervigen Arme hoben sich, zum Schwunge ausholend, über das Haupt herauf. Ihr Herz pochte, ihr Mund war mit festem Trotze zusammengepreßt, und das Auge, noch zornfunkelnd und weit geöffnet, sah den flüchtigen Raubthieren nach.

Jetzt aber wandte auch sie ihr Auge auf den Retter; ein lauter Schrei entfuhr ihr — es war ihr Gatte Nikola. Diesen Anblick ertrug sie vor freudigster Ueberraschung nicht; vornüber stürzte sie mit der Axt zu Boden und fiel in Ohnmacht über das erschlagene Thier nieder. Nikola hatte anfangs beinahe gemeint, eine Erscheinung zu sehen; jetzt sprang er hinzu, legte ihren Kopf auf seinen Schooß und rieb ihr die Schläfe mit Rum aus seiner Jagdflasche. Sie schlug die Augen auf und sah seine strahlenden Blicke, und doch besorgt, über ihrem Antlitze leuchten. Aber auch jetzt wachte nur Ein Gedanke in ihrer Seele; sie zog das Arzneifläschchen aus ihrem Busen, drückte es in seine Hand, und sagte matt und leise: „Nikola, unser Kind will sterben, aber diese Tropfen können es vielleicht noch wenden! Bis hieher habe ich sie ihm geholt, ich kann nicht mehr! Gehe um Gottes Barmherzigkeit willen und unter dem Schutze der Gebenedeiten des Herrn, die ich so oft und inbrünstig um ihren Beistand angerufen, und trage Du sie nun in's Mühlenthal mich laß' hier!"

Nikola umfaßte sie mit nassem Blick und sagte: „„Gute, fromme, treue Margret, diese Nacht hast Du überstanden — um unsers Kindes willen? Nun so sollen alle guten Engel von mir weichen in meiner Todesstunde, wenn ich Dich hier verlasse!""

Er nahm die Ermattete auf beide Arme und trug sie über das Schneefeld. In Margret's Adern begann das Blut wieder seinen vollen, warmen Lauf. Nach wenigen Schritten sagte sie: „Laß' mich auf die Füße, ich kann wieder auftreten." Sie lehnte sich auf seinen Arm, und ging anfangs

schwer, dann immer flinker der Heimath zu. Nur sprechen konnte sie nicht: je näher sie dem Lager ihres Kindes kam, desto ängstlicher drückte sie die neue Entscheidung über Leben und Tod, der sie nun entgegen ging. Nikola erzählte ihr unterwegs mit freundlichen Worten, was ihrer wunderbaren Rettung Ursache gewesen. Ihm sei mit nur einem Gefährten zur Jagd auf die Wölfe, gerade diese Strecke, die Margret durchwandert, zum Durchstreifen von dem bürgerlichen Aufgebot zugewiesen worden. Er entdeckte im Forst, den der Mondschein so hell beleuchtete, die Wolfsspur im Schnee, und schloß daraus, daß die Thiere denselben Weg zurückkommen würden. Seine Tritte waren es, welche Margret neben der Fährte im Schnee angetroffen hatte. Indeß nun sein Genosse nach der entgegengesetzten Seite der Spur folgte und einen guten Posten zum Schießen aufsuchte, hatte sich Nikola unweit der Ebene über einer engen Schlucht auf die Lauer gelegt. Hier vernahm er nach einiger Zeit Büchsenschüsse aus dem benachbarten Dorfe, die ihm anzeigten, daß man auch unten die bösen Gäste entdeckt und übel empfangen habe. Allein die flüchtigen Wölfe mochten ihn in seinem Versteck gewittert haben, sie waren in einem Bogen an ihm vorbeigeschlüpft und erst der Todesschrei des einen ganz in seiner Nähe verrieth ihm die Richtung seiner Flucht. Rasch machte er die paar Schritte durch den Busch hinauf und kam eben zur rechten Zeit auf die Hochebene, um der auf Margret lauernden alten Wölfin eine Kugel zuzuschicken.

Kurz vor der Mühle begegnete ihnen jetzt auch mit dem Spürhund jener Jagdgenosse Nikola's, der noch etwas tiefer in den Forst hinein auf dem Anstand gelegen hatte, und meldete: daß die große Wölfin, von Nikola's Schusse wirklich getroffen, nahe bei seinem Posten gestürzt sei. Ihr Junges war allein entwischt.

Mit beflügeltem Fuße stürmte Margret den letzten Abhang zur Mühle herunter; schon sahen sie die brennende Lampe in der Krankenstube; Nikola konnte kaum folgen. Margret klopfte heftig, die Tante öffnete. „Du hättest den Gang nicht nöthig gehabt," sagte sie freundlich; „Dein Kind **lebt** und ist glücklich durch! Ich habe eben nachgefühlt, es sind ihm zwischen vorgestern und heut zwei Augenzähnchen durchgebrochen, die haben es so mitgenommen. Sieh hier!"

Margret schob die Tante bei Seite und sprang in's Gemach; da saß wieder mit hellen klaren Augen der kleine Junge im Bett und hielt sich, schwach wie er war, aber heiter, aufrecht, um der Mutter die Aermchen entgegenstrecken zu können. Das kleine Gesichtchen war noch blaß, aber die dunkelblaue Ader sah man schon nicht mehr.

Auch Nikola trat durch die Stubenthür, nahte seinem Kinde und herzte es mit innigster Vaterfreude. Dann sagte er zu seinem Weibe: „Jetzt erst habe ich erkannt, welch ein goldenes Herz Du bist!"

Margret aber nahm das Kindlein aus der Wiege und auf den Arm, griff dann nach Nikola's Hand, führte sanft und mild ihn vor das Bild der schmerzhaften Mutter Gottes und sprach: „„Auf ihre Fürbitte bei dem lieben Gott hatt' ich mein ganzes Vertrauen gesetzt; in ihr mütterliches Herz legte ich im Geiste unser krankes Kind nieder; und ihre Huld war mit unserm Liebling, und nur ihr verdanken wir sein Genesen und auch meine Rettung vor den Wölfen! Darum gebührt ihr, nächst Gott und seinem Erbarmen, unser wärmster Dank!""

Sie knieten sich nieder und beteten lange; in ihren Augen glänzten Thränen; das gerettete Kind lächelte engelshold. —

2.

Die Geschichte vom lahmen Jakob.

(Nach der Novelle: Ein Abend im Irrenhause von Alfred Meißner.)

Als ich vor Jahren einen Winter in P..., einer größeren Stadt Mitteldeutschlands, verlebte, war Dr. Lindenblatt, ein Bekannter aus früherer Zeit, beinahe der einzige Mensch, den ich zuweilen sprach. Er stand als zweiter Arzt im dortigen Irrenhause im Dienste. Er hatte mich oft eingeladen, ihn in seiner Wohnung zu besuchen, die sich daselbst befand, und wo er alle Abende ungestört zu sprechen sei. Ich machte mich auch eines Tags bei'm Einbruche der Dämmerung auf den Weg, einestheils vom Wunsche getrieben, den Freund, anderntheils ein Institut, das mir noch neu war, zu sehen.

Der Weg war übrigens nichts weniger, als angenehm. Das Irrenhaus liegt an der äußersten Grenze der großen und geräuschvollen Stadt, in einem öden und beinahe entvölkerten Viertel auf einer, die ganze Umgegend beherrschenden Hochebene. In ihrer Nachbarschaft erheben sich in ihrer Bestimmung verwandte Gebäude der sogenannten öffentlichen Mildthätigkeit. Sonst gibt es fern und nahe nichts, als ein Durcheinander von verwahrlosten Bauplätzen, öden Gärten häuserarmen Gassen. Gleich bei'm Eintritt in dieses Bereich scheint eine Stimme zu rufen: „Hier hört das Leben auf! Hier beginnt die Krankheit, der Tod, und die Wissenschaft von Beiden — die Medicin!“ Ein ewiger Wind weht von den benachbarten Bergen herüber. Man begegnet in den breiten, öden Gassen kaum einem Menschen; höchstens fährt ein Fiaker heran, der eine unglückliche Person vor der Thüre eines großen, düsterblickenden Hauses absetzt, oder es kommt eine Sänfte des Weges, die, von zwei Männern getragen, langsam in's Spital hinaufwandert. Nur aus Einem Hause tönt regelmäßig Geräusch, glänzen Lichter. Ein lustiger Rundgesang erklingt. Ist es etwa ein Wirthshaus? Nein! Nur die Werkstätte eines Sargschreiners. Es scheint dem Manne gut zu gehen in dieser Gegend!! — —

Die Straßen-Beleuchtung hatte mich auf meinem Gange schon lange verlassen; nun sagte mir auch das Pflaster Lebewohl, und mein Weg war ein gar unfreundliches Wandern, dem Winde entgegen, durch zugige Plätze und grundlose Pfützen. Endlich hatte ich ein altmodisches Gebäude vor mir. Es war drei Stockwerke hoch, mit vielen Fenstern, jedes mit weit vorgeschweiften Eisengittern versehen. Vom alterthümlichen Dachwerke stieg ein hoher, fast nadelartiger Thurm empor; das Haus hat das Gesicht eines Gefängnisses, aber der Wachposten fehlte. Es war dies die — Irrenanstalt. Ich stieg einige Steinstufen auf, die zum Portal führten, und zog die Glocke, die gellend im Corridor wiederhallte. Ein Pförtner im pelzverbrämten Rocke öffnete. Ich durchschritt nun lange Gänge, und kam in einen weiten Garten, dessen im englischen Styl angelegte, jetzt schneebedeckte Rasenplätze im Lichte des Mondes flimmerten. Hier erst bot sich dem Auge ein imposantes, von dem nach der Straße hin gehenden Flügel ganz getrenntes Gebäude dar, dessen hundert Fenster

durch die Nacht herüberleuchteten, ein wahrer Palast, dem — gestörten Verstande aufgebaut!

Der Einlaß hier war wieder von Formalitäten begleitet. Stock und Regenschirm wurden zurückgehalten; dann erst durfte man die Treppen hinauf, die von Gas hell erleuchtet waren. Wieder gab's verschlossene Thüren, wieder mußte man klingeln, wieder rasselten die Schlüsselbunde; der Wächter erschien, und man erhielt Eintritt in die gleichfalls erhellten Corridore.

In diesen wandelten noch, rastlos, unausgesetzt, die Irren umher, manche laut sprechend, geschwätzig, die meisten einsam ihren Weg zurücklegend, und nur mit sich selbst beschäftigt. Die meistentheils höchst ausdrucksvollen Gesichter starrten den Fremden an, die Pantoffeln schlürften auf den sandbestreuten Quaderdielen; hier und da aus einer Zelle ließ sich ein Aechzen oder Toben vernehmen.

Seltsame Welt! dachte ich. Hier wandeln gleichförmig in ihren grauen Schlafröcken die in ihrem Sinne verschiedenartigst Verrückten: die Propheten und Könige, die Helden und Erfinder, die Wüstlinge und Betrüger u. s. w. und die in sich gebrochenen Unglücklichen, die nichts mehr besitzen, als die Empfindung ihres Leids! Hier wandeln die Leare, die Ophelien, die Lady Macbeth der bürgerlichen Welt, denen mit oder auch ohne ihre Schuld das Leben Tragödien aufgespielt hat, die sie um den Verstand brachten! Hier spazieren — verhältnißmäßig frei — Mörder und Brandleger; und jedes neue Verbrechen, das sie hier begehen könnten, würde nur mit den Regenbade bestraft werden können. Man steht hier außerhalb der Gesellschaft, außerhalb der Justiz!

Und dabei welche Gegensätze! Der Eine lacht — ich hätte beinahe gesagt: wie verrückt — neben dem Andern, der verzweifelt. Die Contraste des Lebens sind auf's Engste an einander gerückt. Der Eine hört die Trommeln, die zu seiner Hinrichtung, der Andere vernimmt die Pauken, die zu seiner Krönung geschlagen werden — und Alles ist ein wacher Traum der Sinne.

Nachdem ich zwei Corridore durchschritten hatte, kam ich endlich an eine Thüre, auf welcher „Wohnung des zweiten Arztes" geschrieben stand. Ich trat ein. Mein Freund Dr. Lindenblatt saß bei einer umschatteten Lampe,

die alles Uebrige, den Studir=Tisch ausgenommen, dunkel ließ. Er hatte die Bücher und Papiere des Hauses vor sich und studirte. Er empfing mich auf seine gewohnte, freundlich stille, wohlwollende Weise. Sah man übrigens sein bleiches Gesicht, mit dem mühsamen, schwermüthigen Lächeln, genauer an, so hätte man befürchten können, daß dieser edle Mensch, dieser wahrhaft barmherzige Samariter, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, mit dem täglich erflehten Beistande Gottes, für die Wiederherstellung des klaren Denkvermögens dieser armen Leute zu arbeiten, selbst mit tiefverhaltenen Schmerzen zu kämpfen habe, die vielleicht auch eines Arztes bedurft hätten.

Ich war kaum eine Viertelstunde da, als Einer in der Tracht des Hauses bei Lindenblatt eintrat. Es war ein junger Mann von nicht dreißig Jahren, der mit gefalteten Händen und bethränten Augen den Arzt bei Seite nahm. Ich hörte, wie er ihn bat: die Todesstrafe, die über ihn verhängt sei, nicht länger zu verschieben. „Ich bin Gott meine Bestrafung schuldig; ich will darum von der weltlichen Gerechtigkeit keine Begnadigung," sagte er; „ich könnte sie nicht ertragen, sie würde mich erdrücken! Schenken Sie mir bald den Tod, daß ich den Mord meiner beiden Kinder büße und sühne!"

Freundlich ergriff der Arzt die Hand des Kranken, fühlte dessen Puls und legte dann die Hand auf dessen Stirn. Ich hörte, wie er murmelte: „„Ach Gott, wieder Fieber! — starkes Fieber! — eine Exacerbation!""

Dann begann er mit leiser, sanft eindringender Stimme dem Kranken Trost mit dem Erbarmen Gottes zuzusprechen, das keinen wahrhaft Reumüthigen verstoße. Der Irre, eben noch tief aufseufzend, verstummte allgemach, verabschiedete sich und ging langsam hinaus.

Da bemerkte ich, daß er ein wenig hinke.

„„Es gibt doch,"" sagte Lindenblatt, als wir wieder allein waren, „manches eigenthümliche Schicksal in diesem Hause, manches Leben, das verdiente, beschrieben und geschildert, und der Welt da draußen, der oft so schnöden und gott= und herzlosen, zu ihrer Selbst=Spiegelung erzählt zu werden! Selbst dieser Unglückliche da hat auch seine Geschichte, eine kurze,

einfache, und doch schauderhafte Geschichte! — Wollen Sie dieselbe hören? und zwar ganz unverbrämt!""

Ich antwortete, daß mich in diesen Räumen, die der Nichtarzt selten besucht, Alles interessire, und Lindenblatt begann, wie folgt:

Der lahme Jakob, den Sie da gesehen haben, ist ein Taglöhner. Er bewohnte ein Häuschen an der Chaussee in einer der ödesten, ärmsten und traurigsten Gegenden unsers Landes. Ein uneheliches Kind, hat er seinen Vater nie gekannt, seine Mutter, die gottvergessene, starb frühzeitig, aber seine Großeltern von mütterlicher Seite hatten ihn zu sich genommen und erzogen ihn kümmerlich und unter mancher Mißhandlung.

Beten hatte ihn die Großmutter auch nicht gelehrt, von Gott vernahm er fast gar nichts, das heiligende und seligmachende Christenthum blieb ihm gänzlich fremd, er wuchs wild und verwahrlost an Leib und Seele auf, und nur das Lesen wurde ihm von einem Winkellehrer mangelhaft beigebracht. Kaum acht Jahre alt, kam er als Kuhhirt in Dienst, und leistete diesen bis er ganz herangewachsen war, bei verschiedenen Leuten der umliegenden Ortschaften.

Als er endlich als Knecht bei einem Bauer eintrat, lernte er dessen Magd kennen; dieselbe war gottesfürchtig, sittsam, fleißig und treu; sie hatte sich bereits zweihundert Gulden erspart, und beschloß mit dem lahmen Jakob in die heilige Ehe einzutreten; doch mußten die Beiden lange auf die bürgerliche Heiraths-Bewilligung warten.

Endlich kam diese; die Braut suchte die Grundlehren des Christenthums ihrem Bräutigam einigermaßen, so gut es ging, einzuprägen, und das Paar wurde kirchlich getraut. Jakob kaufte sich ein Häuschen an der Chaussee, nahm, alles erlittene Weh vergessend, seine Großeltern zu sich und lebte als Taglöhner, indeß seine Frau, in unausgesetzter Thätigkeit, durch Weben und Garnverkauf den kleinen Haushalt zu heben versuchte.

Das Liebste auf der Welt waren dem Jakob, der sehr still und einzogen lebte, seine beiden Kinder. Es waren — er erzählt es noch heute — zwei Mädchen, mit Wangen, wie Rosen, und Lippen, wie Kirschen. Wenn er Abends von der Arbeit heimkam, war ihm nichts so süß, als beide

Mädchen einander gegenüber auf die Kniee zu setzen, sie zu schaukeln und in ihrem Lockenhaar zu spielen. Nur Eines brachte er nicht fertig — mit ihnen zu beten. Ein Aufblick zu Gott, und den Blick seiner Kinder dahin zu lenken, blieb für ihn etwas Unmögliches; denn er hatte in seiner Kindheit darüber gar keinen Unterricht erhalten, und das spärliche Christenthum, womit ihn seine Frau begabte, ging wieder verloren unter den Spottreden gottloser Taglöhner, mit denen er oft in Berührung kam. Sein Leben war darum ein gar trauriges, weil er Jesum Christum nicht kannte, oder nicht kennen wollte, der ja der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, und der dem menschlichen Herzen die stete Richtung nach dem Himmlischen gibt und in allen Lagen des Lebens das kindliche Vertrauen auf Gottes Vorsehung kräftigt und nur zum Rechtthun anleitet.

Und es brachen schwere Wolken über Jakob's Haupt herein. Ein Winter kam, ein langer, harter Winter, in dem ihm alle Arbeit ausblieb; und mitten in dieser harten schrecklichen Zeit wurde seinem Weib — alles Garn vom Boden gestohlen. Man kam nicht auf die Spur des Diebes, und der Verlust war für die Familie, die eben alle Hoffnungen auf den Verkauf des Garns gestellt hatte, ein unersetzbarer.

Von dieser Zeit an bemerkte das Weib eine tiefe Veränderung im Gemüthe ihres Mannes. Jakob war wohl nie heiter, wie andere Burschen gewesen. Daran mochte wohl seine Geburt, die Mißhandlungen, die er früh erlitten, der Mangel an Religionskenntnissen und seine Armuth schuld gewesen sein; jetzt aber ging er immer düster und nachdenklich einher und sein Weib erhielt den Tag über kaum ein Wort von ihm. Immer noch zog er die Kinder an sich, tändelte mit ihnen, küßte sie — aber immer kamen ihm dabei Thränen in die Augen; und wenn er sie am meisten geherzt, pflegte er sein Gesicht mit den Händen zu bedecken und in eine finstere Ecke des Zimmers oder aus dem Hause zu entfliehen.

Der lahme Jakob war nämlich schwermüthig, und hatte in seiner schon umdüsterten Seele den Entschluß gefaßt, den entsetzlichsten: seine Kinder, seine beiden Lieblinge, umzubringen, um sie der Noth und den, wie er meinte, unvermeidlichen Qualen dieses Lebens zu entziehen.

Mit ungestümem Eifer suchte er nach Arbeit umher,

brachte jeden Pfennig heim und rechnete dann wieder lange, lange. Die Frau, bekümmert, munterte ihn auf, doch ja den lieben Gott nicht zu vergessen und zu ihm zu beten und auf ihn kindlich zu vertrauen, und meinte, es würde dann Alles noch gut gehen; er aber erwiederte immer: „Und der Winter? Es bleibt nichts übrig, Ihr werdet noch betteln gehen müssen!“

Daß er heiterer wurde, drängte ihn seine Frau doch dem Sonntags-Gottesdienste in der Kirche anzuwohnen, und am Nachmittag ein wenig unter die Leute zu gehen, etwa zu einigen Bekannten. Er aber ging am Morgen nicht in die Kirche, und Nachmittags nicht zu guten Bekannten; er ging vielmehr in's Wirthshaus, setzte sich zu den Kartenspielern, trank wohl auch ein Glas Bier, blieb aber immer der traurige Gast. Oft hörte man ihn sogar seufzen: „Ach, es gibt keinen Himmel und keine Hölle! Stirbt ein Mensch, dann ist Alles aus mit ihm, so ist's, als wäre ein Baum gefällt!“

Der Frühling kam heran, der lahme Jakob ward immer düsterer und schweigsamer. Was er in der Seele trug, welchen grausenhaften Vorsatz, welche Ausgeburt der innigsten Liebe in einem gottfremden und zerstörten Hirne — das ahnte Niemand, aber Jeder konnte erkennen, daß es ihm wie ein schwerer Stein auf der Brust lag.

Eines Abends ging er, um Arbeit zu suchen in ein benachbartes Städtchen. Es sollte eine steinerne Brücke über ein Flüßchen gebaut werden. Die Mütze in der Hand, wandte sich der Mann an den Maurermeister. Dieser aber rief ihm schon von Weitem, noch ehe er seine Bitte vorgebracht, barsch und demüthigend zu: „„Geht, geht nur wieder, wir brauchen keine Krüppel!“

O, daß doch Jakob auch nur ein Fünkchen Christenthums in diesem martervollen Augenblick im Herzen gehabt, und er sich, inmitten dieses Spottes und der Verwerfung, an der Geduld des Lammes Gottes am Kreuz gelabt und erhoben hätte! — O, daß doch der Maurermeister ein wahrer Christ gewesen wäre, voll des Mitleids und des Erbarmens, nie und nimmer hätte er den Krüppel verspottet, verstoßen und arbeit- und brodlos von dannen ziehen lassen! —

Als Jakob in das Haus trat, saß seine Frau schon mit

den Großeltern und den Kindern um die Schüssel dampfenden Brei's. Sie fragte ihn, ob er Arbeit habe. „Man braucht keine Krüppel!“ erwiederte Jakob und setzte sich düster.

„„Iß! iß, es wird sich schon morgen etwas finden! Nur auf Gott vertraut und den Muth nicht verloren!““ sprach das Weib und schob ihm den Löffel zu. Er aber ließ den Kopf in die Hände fallen und sagte: „Weib! Weib! wie wird's mit den Kindern? Sie werden bald nichts mehr haben! Besser — sie wären todt und begraben! Das Grab ist der Zufluchtsort der Unschuldigen, die auf dieser Erde nichts besitzen!“ Und nachdem die Kleinen gegessen und mit der Mutter das Nachtgebet verrichtet hatten, küßte er sie, und blieb bis gegen Mitternacht in geheimnißvollem Schweigen sitzen. Auch das Gebet seiner frommen Kinder warf keinen Lichtstrahl der Beruhigung in seinen verzweiflungsvollen Sinn!

Am andern Morgen stand die Frau auf, das Frühstück zu bereiten. Jakob berührte es nicht. Später schickte sie sich an, Erdäpfel auszugraben, und bat freundlichst den Mann, sich nochmals nach Arbeit umzusehen. Ahnungsvoll verließ sie das Haus.

Jakob, allein mit den Kindern, die auf der Truhe spielten, glaubte nun den Zeitpunkt gekommen, die That auszuführen. Er trug die Mädchen beide in's Bett, zerriß ein Tuch, das er von der Erde aufgriff — und erdrosselte beide!

Als es geschehen — und er Beide regungslos vor sich sah, taumelte er auf und stieß einen schmerzlichen Schrei aus. Er hörte Jemand der Hütte sich nähern. Da packte ihn Angst, und er eilte hinaus. Es war die Großmutter, an der er scheu vorüberschoß. Sie fragte ihn, wohin er gehe. Er blieb ihr die Antwort schuldig und jagte quer über die Felder.

Die Ave-Maria-Glocke läutete eben mit feierlichem Klange — Mittag, als Jakob die benachbarte Stadt erreichte. Es war Wochenmarkt; aus den Wirthshäusern tönte Lärm und Gesang, die Gassen standen voll Menschen und befrachteten Wagen. Jakob drängte sich durch und suchte den Weg auf's Amt, wo er seine That anzeigen wollte. Aber die Amts-Zimmer waren geschlossen, die Beamten nach Hause gegangen. Jakob setzte sich auf die Treppe und wartete.

Indeß lief der dem Trunk ergebene Amtsdiener von

Ort zu Ort, erzählte vom lahmen Jakob, der seine beiden Kinder umgebracht habe, und fragte, ob ihn Niemand gesehen? Dort, wo er war, suchte ihn Keiner. Leute gingen vorüber, sahen ihn auf der Treppe sitzen und weinen, und fragten ihn, was ihm geschehen. Er gab keine Antwort. Erst als die Beamten kamen, stand er auf, trat ein, und gab Alles zu Protokoll. Er ward festgenommen und in's Gefängniß gebracht.

Indessen hatte sich in der Hütte des lahmen Jakob gar Unerwartetes begeben. Die alte Großmutter war eingetreten und hatte die beiden Kinder ohne Lebenszeichen auf dem Bette gefunden. Sie schreit — die Mutter kommt, wirft sich trostlos und verzweifelnd über die Leichen — aber sieh! — streift nicht ein noch leiser Athem des älteren Mädchens ihre Wangen? Sie legt ihr Ohr an sein Herz, nein, es ist keine Täuschung — es klopft! — Noch ist das Leben nicht ganz entflohen! Sie reißt das Tuch ab, das noch immer den Hals des jüngern Mädchens umschlungen hält — da regt sich auch das Händchen des anderen — es seufzt, es athmet auf! — Die Mutter sinkt betend und jubelnd in die Kniee. — O Gott, sie hat beide Kinder wieder, der Herr hat huldvoll sie beschirmt! Sie leben! sie leben Beide wieder! Sie sind nicht todt, der Vater ist kein Mörder!

Zur selben Zeit, wo der Vater seine Schuld bekannte, lächelten die geretteten Kinder wieder zum ersten Male! Auch sie vereinigten ihr Gebet mit der Mutter — es war eine rührendste Danksagung die aus dem Herzen des Herzens kam.

Und bald erfährt man auch, wo der lahme Jakob ist, man erfährt, daß er sich selbst dem Gerichte übergeben. Die Mutter nimmt ihre Kinder, das eine auf den Arm, das andere an die Hand, und eilt nach der Stadt. Da wird das Gefängniß aufgeschlossen, die Mutter tritt in das Gemach mit dem vergitterten Fenster, wo der lahme Jakob mit gefalteten Händen weint und brütet. „Deine Kinder sind nicht todt! Ich bringe sie Dir! Sie leben — leben Beide!“

Aber Jakob starrt Weib und Kinder theilnahmlos an, ohne sie zu erkennen, und sagt mit strömenden Thränen: „„Ich habe sie umgebracht, damit sie nicht mehr darben und frieren! Sie darben und frieren nicht mehr!““

Da sah man, daß der Unglückliche von Sinnen war — und man sandte ihn in's Irrenhaus. —

Seitdem sind Jahre vergangen. Fern im flachen Lande, an der Chaussee steht noch des lahmen Jakob kleines Haus. Der Eilwagen, der aus der Hauptstadt kommt, fährt daran vorüber; die Kleinen, die im Garten gespielt haben, kommen hervorgelaufen, freuen sich an den Farben der Kutsche und am schmetternden Horn des Postillons. Sie klatschen mit den Händen und lachen. Aber der Vater lebt noch immer im Irrenhause bleich und abgezehrt, und ruft noch immer mit herzzerreißendem Ausdruck:

„„Beide hab' ich umgebracht! Beide!““

Er ist ein unheilbarer Kranker dieser Anstalt. —

3.

Der Brautkranz.

(Aus: Heilige Sagen in Oesterreich von J. Gebhart.)

Auf einer Anhöhe bei dem Dorfe Urwegen im Reußmarkterstuhle liegt oberhalb in Trümmern die ansehnliche Kirche, in welcher die zahlreichen und wohlhabenden Bewohner dieses Dorfes sich zum Gottesdienste versammelten, ehe noch die grausenvollen Kriegs- und Raubscenen des siebenzehnten Jahrhunderts das Dorf beinahe vernichteten und das schöne, geräumige Gotteshaus zur Ruine machten, mit frevelnder Hand den Altar umstürzten und selbst den Todten in ihrer letzten Wohnung die Ruhe nicht gönnten. Als mit dem zurückgekehrten Frieden die zerstreuten Einwohner sich wieder sammelten, den zerstörten väterlichen Herd neu herzustellen, vermochten sie nicht, dem Gotteshause seine alte Zierde wieder zu geben, und eine kleinere, mitten im Dorfe stehende Kirche, dem gesunkenen Vermögensstande der Bewohner angemessen, wurde errichtet. Noch steht der alte Tempel, ein Bild jener traurigen Zeit, die selbst des Allerheiligsten nicht schonte, während das Dorf zu frischem Wohlstand emporgeblüht und, von vielen, kräftigen Einwohnern belebt, ein Zeugniß ist der bessern Zeiten, die für Siebenbürgen seit mehr als einem Jahrhundert unter Oesterreichs mildem Scepter verflossen sind. —

An einer Säule des Chors der alten Kirche, der Nebenthüre gegenüber, zeigt sich das Gemälde eines Brautkranzes, wie ihn noch jetzt die Mädchen des Dorfes am Hochzeitstage zu tragen pflegen.

Die Sage erzählt von demselben:

Die einzige Tochter reicher Dorfbewohner, schön und gut, hatte einem armen, aber sittsamen Jünglinge, dem Sohne ihres Nachbarn, vor Gott feierlich Herz und Hand versprochen; ihre Eltern jedoch, Reichthum als die vorzüglichste Zierde des Mannes erachtend, mißbilligten den Bund. Gehorsam fügte sich das fromme Mädchen dem Befehl ihrer Eltern und entsagte der Erfüllung ihres Wunsches; aber doch hielt sie sich durch das feierlich gegebene Versprechen für verpflichtet, nie an eine andere Ehe zu denken. Damit waren die Eltern übel zufrieden. Der Verlobte ihrer Tochter hatte sich aus dem Dorfe entfernt, und nun wurden Drohungen, Bitten und Schmeicheleien fortwährend angewandt, das Mädchen zu einer neuen, den Wünschen ihrer Eltern angemessenen Verbindung zu bringen. Es gelang, die Gefühle der Unglücklichen zu übertäuben und der Hochzeitstag war angebrochen. Als nun aber das Mädchen mit dem bräutlichen Kranze geschmückt sich dem Gotteshause nahte, ergriff sie fürchterliche Angst. Sie hielt ihr früheres, auf wahre Neigung gegründetes Gelübde, das sie vor Gott ausgesprochen, für unauflöslich, und sollte nun an den Altar treten, ein neues abzulegen, das sie für Meineid und Gotteslästerung betrachtete. Zitternd betrat sie die Schwelle des Hauses des Herrn und betete flehentlich: „Allmächtiger, Du kennst das Innere meines Herzens, schütze mich nach Deiner Weisheit vor Sünde und Meineid!“ Und kaum hatte sie so gebetet, als sie auch schon an dem Pfeiler des Chores leblos niedersank. Zu spät bereuten nun die Eltern den Zwang, den sie aus Habsucht ihrem armen Kinde angethan, und der jubelnde Hochzeitstag verwandelte sich in ein düsteres Leichengepränge. —

Der Brautkranz am Chorpfeiler verpflanzte das Andenken dieser traurigen Begebenheit auf die Nachwelt. —

4.

Die freundliche Müllersfrau.

(Aus: Erzählungen von Josephine Trippe.)

1. Brigitte, ein schönes, munteres Bauernmädchen, heirathete in eine Mühle. Sie stammte aus einer sehr frommen, wohlhabenden Familie, und hatte von ihren Eltern nicht nur ein ansehnliches Vermögen als Mitgabe erhalten, sondern auch vor Allem eine gute Erziehung. Und so groß auch die Schönheit ihres Angesichtes gewesen, so war dieselbe doch im Vergleiche mit ihren vielen schönen Tugenden gering. Als die Blüthen derselben erwiesen sich ihre kindliche Frömmigkeit und ihre barmherzige Nächstenliebe.

In ihrer Schlafstube ein Altärchen, von anmuthigen Heiligenbildern umrahmt, zu errichten, vor welchen sie jeden Morgen und Abend, und auch während des Tages oft, wenn sie sich Zeit erübrigen konnte, niederkniete und betete, — das war gleich das Erste, was sie in ihrem neuen Besitze vornahm; dieser süßen Uebung pflegte sie in ihrem elterlichen Hause, und auch in ihren neuen Verhältnissen wollte und konnte sie derselben am wenigsten entbehren. Auch kam an jede Stubenthür ein zinnernes Behälterchen mit Weihwasser, und den Mittelpunkt eines jeden Zimmers zierte ein Crucifix sammt einem Marienbilde; denn dieß Alles hatte auf ihrem Brautwagen nicht gefehlt. — Es mochten des Abends noch so viele fremde Leute da sein und das Gespräch noch so lebhaft geführt werden: es mußte erst der heilige Rosenkranz gebetet werden. Auch des Sonntags mußte Alles in die Stadt, um dem Gottesdienst anzuwohnen, mochte das Wetter schlecht oder gut sein. Sie selbst ging Allen mit dem guten Beispiele voraus, und vertheilte die Familienglieder, so daß Einige bei der Frühmesse und die Andern bei'm Hochamt erschienen. Diese Einrichtungen gehörten auf der Mühle zu den Neuerungen; aber man hatte vor der jungen, liebenswürdigen Frau eine solche Achtung, daß man alle ihre Anordnungen lobte und sich ihnen gern unterwarf. Auch ihr Mann war keineswegs an viel Beten und an das Beachten der Vorschriften der Religion gewöhnt; aber jetzt begann er, sich in allen diesen Uebungen sogar auszuzeichnen, um ja

seiner theuern Gattin stets wohlzugefallen; er verehrte in ihr einen sichtbaren Schutzengel. Wie nun Brigitte mit dem lautersten Herzen Gott liebte, in derselben Weise liebte sie auch inniglich ihre Nebenmenschen. Von ihrer Freundlichkeit schloß sie Niemanden aus, und den Altersschwachen und Armen gab sie ihren Trost mit den Werken der Barmherzigkeit und des Wohlthuns. Sie öffnete die Hand nur zum Helfen und Erquicken der Mühseligen und Beladenen. Allen Hausgenossen blieb sie eine liebreiche Mutter, die für ihr geistiges und leibliches Wohl heilige Sorge trug; auch den Dienstboten verwandelte sie die Mühle in eine theure Heimath. Aus allen Orten der Nachbarschaft kamen die Leute und wollten in dieser Mühle mahlen, wo man so redlich und wohlwollend behandelt wurde. Und weil es die junge Frau verstand, Alles in Ordnung und Reinlichkeit zu halten, Garten und Haus mit Blumen zu schmücken und überall mit dem Nützlichen auch das Angenehme zu verbinden; so wurde die Mühle zugleich der gemüthliche Ort, wo die Herrschaften aus der benachbarten Stadt ihre Erholung suchten. Die gute Brigitte wußte mit Niedern und Hohen, mit Geistlichen und Weltlichen umzugehen; und Alle fühlten sich in ihrer Nähe wohl, weil sie die Liebenswürdigkeit und die Demuth selbst gewesen, und man es empfand, wie von ihr ein heiliger Friede ausging.

Durch dieses Alles baute sie an dem Glück und Gedeihen der Ihrigen mit immer rührigen Händen, und der Segen Gottes begleitete reichlichst ihre Unternehmungen. Die leeren Keller und Böden, die sie in der Mühle gefunden, waren bald mit Nahrungsmitteln gefüllt; Leinen und Möbel, was Alles gefehlt hatte, waren jetzt im Ueberflusse da; mit der gefüllten Kasse wurden nicht nur Schulden bezahlt, sondern später auch Kapitalien angelegt. — Wie viel Gutes kann doch eine gottesfürchtige Hausfrau wirken!

Das sah der Müller wohl ein; aber er litt an Geiz; und so klar er erkannte, wie Vieles ihm seine fromme, gottgesegnete Frau einbrachte: so wähnte er doch, sie würde ihm noch weit mehr einbringen, wenn sie ihre Wohlthätigkeit beschränkte und mit minderen Gaben die Armen bedächte. Er machte ihr auch bisweilen Bemerkungen darüber. Und dieß war das erste und peinvolle Wehe, das sie in ihrem Leben

traf. Ihr Herz war nur Liebe und Wohlwollen. Sie kannte und wußte nichts als heilige Liebe. Darin war sie in ihrem elterlichen Hause aufgewachsen. Deßhalb fühlte sie sich tief verwundet von diesen Zurechtweisungen, die da aus einem kalten, trockenen, weil liebeleeren Herzen kamen.

Brigitte trug zwar diesen Schmerz der Wunde heimlich und mit Geduld, und blieb auch jetzt noch immer sanft und liebreich gegen ihren Gatten; aber — ihr Lebensglück war dahin! Sie erkannte nun erst, daß der Geiz ihres Mannes zu ihrer Milde und Güte nicht passe. Je mehr sie indessen ihr Leid im Innern still verborgen zu ertragen suchte, desto merklicher zehrte es an dem Mark ihrer Gesundheit. Sie fing an zu kränkeln. Sie war damals Mutter von drei holden Kindern, und wenn diese nicht ihre Mutterliebe gewürdigt hätten, das Dasein wäre ihr unerträglich geworden.

Ein alter Geistlicher war Hausfreund in der Mühle, und mit herzlichem Wohlgefallen hatte er das hehre Wirken der Frau betrachtet; und mit Schrecken nahm er auch jetzt ihren leidenden Zustand wahr. Er achtete aber allzusehr auf ihr Zartgefühl, weßhalb er es nicht einmal wagte, nach der Ursache ihres Kummers zu forschen. Er wollte also bei'm Müller Kunde darüber einziehen, der, wie er wußte, mehr in dieser Beziehung vertragen konnte. — Als sie deßhalb eines Tags bei einer Wanderung durch den Wald, wo eine Holzversteigerung Statt fand, auf einem Rasenplatze standen, fragte er: „Bernard! was sagst Du zu Deiner Brigitte?“ — „„Hochwürdiger Herr!““ antwortete er: „„sie ist ganz gut, aber sie ist mit unsrer Habe zu verschwenderisch gegen die Armen. Sie zieht sechs Stunden Weges das Bettelvolk herbei! Wir könnten viel mehr sparen, wollte sie sich in diesem Stücke bessern!““ — Der Geistliche erkannte nun deutlichst die Ursache der Leiden dieser armen Frau, die da größer waren, als man ahnte. Mit Ernst sprach er darum zu dem Müller: „Bernard! Du bist dieser guten Frau gar nicht werth; und Du wirst sie nicht lange mehr besitzen!“

Dieses prophetische Wort ging auch bald in Erfüllung. — Die gute Frau wurde tagtäglich schwächer und bleicher, und bald konnte sie das Krankenlager nicht mehr verlassen. Sie schied gern von dieser Erde, wo man sie ob ihrer Werke der Barmherzigkeit, die sie ja alle dem göttlichen

Dulder am Kreuze in Liebe und Dank geweiht, so schwer bedrängte. Nachdem sie ihre unmündigen Kinder noch herzlich dem Schutze der heiligen Muttergottes empfohlen und ihre Seele mit den heiligen Sterbsakramenten zu dem Gange in die Ewigkeit wohl bereitet hatte, starb sie sanft und ruhig, von allen Menschen, die ihren Edelsinn kannten, tief betrauert. Bei ihrem Leichenzuge wollte die Schaar der Armen Jesu Christi, die mit heißesten Thränen und Gebeten ihr laut dankten, fast kein Ende nehmen. Von allen Ständen, hohen und niederen, hörte man ihr Lob. Und noch immer reden die alten Leute von der „guten Brigitte.“ —

2. Der alte Müller suchte sich nach dem Verlaufe der sogenannten Trauerzeit, schon eine andere Frau. Und wie er meinte, wollte er dieses Mal in seiner Wahl vorsichtiger sein; er wünschte nämlich eine, die sparsamer, ja geizig wäre, sonach weniger Neigung zum Geben hätte. Dieß gelang. Die Neugewählte übertraf ihn sogar selbst in diesen Eigenschaften.

Es wurde sogleich Alles anders in der Mühle. Auf Frömmigkeit und Beten gab die Frau nichts; beide wurden verabschiedet — als Hausungehörige. Die Weihwassertöpfe blieben zwar noch hangen, aber es war Niemand mehr da, der sie mit geweihtem Wasser versah. Die stolze Müllerin ging in die Kirche selten, und nur dann, wenn sie ein neues Kleidungsstück sehen lassen konnte; denn sie suchte ihren ganzen Ruhm in Putz und Eitelkeit.

Mit Recht mußte der Müller die Folgen ihrer Sparsamkeit zuerst erfahren. Bei seiner seligen Frau bereitete man ihm immer einige Leckerbissen, die man nur ihm vorsetzte, und die er gar oft allein gemüthlich verzehrte, ohne oft selbst die Frau daran sich betheiligen zu lassen. Jetzt ging es aber anders. Vom Wohlthun zeigte sich keine Spur, und auch nichts mehr von Leckerbissen; er mußte mit Gesindekost vorlieb nehmen, die oft so schlecht sich erwies, daß man sie nur als „Schweinefutter“ betrachten mußte. Dabei war das Weib so herrisch und frech, daß der Müller gern schwieg, wenn sie sich nur ruhig verhielt. Den Mahl-Gästen wurde nicht mehr, wie früher, eine Erfrischung angeboten; nicht einmal empfing man sie mit einem freundlichen Gruße; und die Leute sagten noch mehr: „es würde nämlich zwei Mal

gemultert — von dem Müller und von der Frau;“ deßhalb zogen sie sich auch nach und nach gänzlich von dieser Mühle zurück, die dann das Bild der ärmlichsten Verödung gab; der Müller hatte an Einem Mühlknecht längst genug, oft brauchte er gar keinen. Die Armen waren alle nur Ein Mal da gewesen und nicht wieder gekommen. Mit ihnen blieb indessen auch der Segen Gottes aus. Die Stiefkinder hatten anfangs viel zu leiden; und die Bedrückung derselben würde sich noch gesteigert haben, hätten nicht mitleidige Verwandte von ihrer seligen Mutter sie noch zeitig genug zu sich genommen. Den Herrschaften aus der nahen Stadt fiel es gar nicht mehr ein, ihr Geld bei der geizigen, unangenehmen Frau zu verzehren; denn wo die heilige Liebe und ihre Gemüthlichkeit fehlt, da waltet auch keine Freude und kein Vergnügen. —

Es war noch kein Jahr verflossen, da kam der (bereits erwähnte) alte Geistliche, der diese entsetzlichen Veränderungen schon längst bemerkt, ein Mal wieder zur Mühle. Er ging mit dem Müller wieder in den Wald, und bei jenem grünen Rasenplatz angelangt — fragte er unter Anderm: „Nun, Bernard! wie geht es Dir denn mit Deiner Wilhelmine?“ Da fing der Müller an zu weinen und seufzte wehmüthiglich: „„Ach, hochwürdiger Herr, hätte ich meine Brigitte noch! Die gab im Namen Jesu den Armen, und alle Ecken meiner Mühle waren von Habseligkeiten überfüllt; und diese spart, und auch alle Ecken sind leer!““ — „Weißt Du noch,“ entgegnete der Geistliche, „was ich im vorigen Jahre hier an dieser Stätte gesagt?“ — „„Ja, hochwürdiger Herr,““ antwortete der Müller, „„ich habe schon mehr als hundertmal daran gedacht!““ —

Den Krebsgang ging's bei allem Sparen immer mehr, Kapitalien wurden aufgenommen, Ländereien verkauft, Schulden gemacht. Die Schulden wuchsen von Jahr zu Jahr, und wurden endlich so groß, daß der Bankerott erklärt wurde.

Da auf Ein Mal sah man des Abends den östlichen Himmel geröthet; es entstand ein Feuerlärm; man rief: „Die Mühle brennt!“ — Ja, sie brannte, und brannte, und brannte ganz ab, und ist nie wieder ordentlich aufgebaut worden. Es steht jetzt an dem Platze des ehemaligen schönen und umfassenden Gebäudes ein erbärmliches Hüttchen, in dem Niemand

mehr wohnt, was nur zu sehr an die alte Wahrheit erinnert: „daß eine gute Frau ein Segen, eine böse ein Fluch ist.“ — Das Gerücht, daß sie selbst die Mühle angesteckt, wurde immer lauter; es konnte aber nicht bewiesen werden. Sie zogen auf ein Dorf, wo der alte Müller bald im größten Elende starb; auch die Frau, ausgezehrt von Jammer und Elend, folgte ihm bald in's Grab nach. Ihre Kinder leben noch, aber sind alle arm; den Stiefkindern geht es gut — im Segen der vielen Werke der Barmherzigkeit ihrer frommen Mutter. —

5.

Das Ecce homo-Bild in der Hauskapelle.

(Aus: Katechetisch-homiletisches Repertorium von Joh. E. Schmid.)

Ein Ehepaar, obschon reichlich gesegnet mit zeitlichen Gütern, lebte doch unglücklich, indem es durch Streit und Zank sich den Ehestand zu einem wahren Wehestand machte.

Die Frau konnte, so oft sie sich's auch vornahm, die natürliche Heftigkeit ihres Temperaments nicht mäßigen, und sie weinte darüber oft bittere Thränen. — Sie besaß unter ihren wenigen Büchern auch ein sogenanntes Hausmittelbuch, worin schon ihre Großmutter allerlei Recepte und Rathschläge, wie man sich bei mancherlei Vorfällen helfen und sein eigner Arzt sein kann, aufgeschrieben hatte. In diesem Buche fand sie nun eines Abends, als sie darin nach einem gewissen Hausmittel suchte, ganz unten am Rand eines der letzten Blätter die Worte stehen:

„Das beste Hausmittel wider den Unfrieden habe ich in unsrer Kapelle hinter „„unserm lieben Herrgott im Elend““ versteckt.“

Neugierig eilte am nächsten Morgen die junge Frau in die kleine Hauskapelle hinauf, nahm das Bild, das allgemein im Hause „„unser lieber Herrgott im Elend““ hieß, herab und untersuchte die Rückseite. Hier fand sie einen Zettel angeklebt, worauf von der Hand der Großmutter, wie sie sogleich erkannte, die Worte standen:

„„Schau dieses Bild, so oft du zornig bist, drei

Minuten aufmerksam an, bete drei Vaterunser, und du wirst ruhig und im Frieden von dannen gehen. Mir hat es mein Beichtvater angerathen, und es sind jetzt schon dreißig Jahre, daß ich dieses Mittel glücklich probirt habe. 1794. Anna Selmbach.“'

Die junge Frau reinigte nun das Bild von dem vielen angesetzten Staube, betrachtete dasselbe aufmerksam, und fühlte sich davon wunderbar ergriffen. Sie befolgte auch von diesem Augenblick an den guten Rath ihrer frommen Großmutter, und eilte, so oft wieder ein ehelicher Zwist auszubrechen drohte, zu ihrem „Ecce homo-Bild“ in die Kapelle. Je länger sie dem Heiland in sein so schmerzvolles und doch so sanftes und geduldiges Antlitz schaute, desto ruhiger wurde es in ihrem Herzen, und desto sanfter und nachgiebiger wurde ihr Gemüth gestimmt.

Es dauerte nicht lange, daß dem Ehemann ihre jetzige Sanftmuth und Nachgiebigkeit auffiel, und er fragte sie eines Tages recht freundlich: wie es ihr denn auf Ein Mal möglich geworden, seiner oft so launenhaften und groben Behandlung, wie er es zu seiner Schande selbst gestehen müsse, mit solcher Sanftmuth und Güte zu begegnen? „Ich habe einen guten Lehrmeister in der Geduld gefunden!“ erwiederte sie lächelnd. — „„Einen Lehrmeister? Wo ist er denn?““ — „Komm' und siehe selbst!“ und sie führte ihn zu ihrem Ecce homo-Bilde, zeigte ihm den Zettel an der Rückseite, und nun war ihm Alles klar. — Von jetzt an kam auch der Ehemann öfters zu diesem Lehrmeister in der Geduld und nicht selten sah man auch Beide, wenn ein Hauskreuz bei ihnen eingekehrt war, vor dem Ecce homo-Bilde knieen, um sich Stärke und Kraft zum gemeinschaftlichen Kreuztragen zu holen.

6.

Aus schwerem Leid zu großer Freud!

(Aus: Der himmlische Gärtner von Franz Büst.)

Im Anfange des fünften Jahrhunderts nach Christus lebte zu Athen ein berühmter Lehrer der schönen Wissenschaften, mit Namen Leontius. Er hatte zwei rohe und talent-

lose Söhne und eine Tochter, die nicht nur von sanfter Gemüthsart, sondern auch von ausgezeichneter Geistesfähigkeit war und deßhalb von ihrem Vater mit vielen Kenntnissen bereichert wurde.

Als Leontius auf dem Sterbebette lag, vermachte er sein bedeutendes Vermögen den beiden Söhnen, mit Ausnahme von einigen hundert Thalern, welche Athenais — so hieß die Tochter — erhalten sollte. Er dachte nämlich: Athenais würde durch ihre Vorzüge schon Alles finden, dessen sie bedürfe.

Nach dem Tode des Vaters behandelten die rohen Brüder ihre Schwester mit der größten Lieblosigkeit und Härte, ja sie verstießen dieselbe aus dem väterlichen Hause.

Gerade dieß aber sollte nach Gottes weiser Absicht dazu dienen, sie auf den Thron eines Kaisers zu bringen!

Athenais begab sich nämlich zu einer Base, und diese reiste mit ihr nach Constantinopel, um dort, wo möglich, das väterliche Testament für ungiltig erklären zu lassen. — Beide gingen vorerst zu Augusta Pulcheria, der Schwester des damaligen oströmischen Kaisers Theodosius II., und trugen derselben ihre Angelegenheit vor. Augusta Pulcheria aber suchte gerade damals für ihren kaiserlichen Bruder, der erst das zwanzigste Lebensjahr zurückgelegt hatte, eine würdige Gemahlin. Das unverdiente Schicksal der Athenais, sowie deren Geist, Schönheit und Liebenswürdigkeit bewogen die Augusta Pulcheria, sie ihrem Bruder zu empfehlen, und dieser wurde in dem Grade von Athenais eingenommen, daß er sie alsbald zu seiner Gattin erwählte. Sie wurde, da sie eine Heidin war, im Christenthum unterrichtet und von dem Patriarchen Attikus getauft, der ihr den Namen „Eudokia," was in unserer deutschen Sprache „Wohlgefallen" heißt, beilegte. Bald darauf fand die kaiserliche Hochzeit statt. —

So läßt Gott nicht selten in seiner Weisheit gerade aus schweren Leiden — große Freude erblühen, gleichwie er als der himmlische Gärtner in dem Garten der Erde an vielen Orten aus Dornen Rosen und auf Bergeskuppen aus steinigtem, rauhem und kaltem Boden die frischen, farbenglühenden Alpenblumen ersprießen läßt! —

7.

Das Haidehaus.

(Nach: Studien von Adalbert Stifter.)

1. Eine Stunde Weges von dem Roßberge stand ein Haus, oder vielmehr eine weitläufige Hütte. Sie stand am Rande der Haide weit ab jeder Straße menschlichen Verkehres; sie stand ganz allein, und das Land um sie war selber wieder eine Haide, nur anders als die, auf welcher der Hirtenknabe die Ziegen hütete. Das Haus war ganz aus Holz, faßte zwei Stuben und Hinterstübchen, Alles mit mächtigen braunschwarzen Tragbalken, daran manch Festkrüglein hing, mit schönen Trinksprüchen bemalt. Die Fenster, licht und geräumig, sahen auf die Haide, und das Haus war umgeben von dem Stalle, Schoppen und der Scheune. Es war auch ein Gärtlein vor demselben, darin ein großes Holzkreuz sich erhob; in dem friedlichen Gelände wuchs Gemüse, ein Hollunderstrauch und ein alter Apfelbaum — weiter ab waren noch drei Kirschbäume und unansehnliche Pflaumengesträuche. Ein Brunnen floß vor dem Hause, kühl, aber sparsam; er floß von dem hohen starken Holzschafte in eine Kufe nieder, die aus einem einzigen Haidestein gehauen war. Das Haus bewohnten ein alter Vater, eine alte Mutter und eine noch ältere Großmutter; Felix hieß der Sohn, der durch sein frommes Gemüth und seine liebliche Gestalt die Freude Aller war, und neben ihm spielte Marthe, ein noch kleines Schwesterlein.

In diesem Hause war es sehr einsam geworden; Felix hatte es verlassen, um in die Fremde zu gehen; ihn begleiteten die herzlichsten Gebete und Segenswünsche seiner Lieben.

Am ersten Abend that den beiden Eltern das Herz weh, als sie in der Dämmerung des Sommers zu Bette gingen, und auf die leere Schlafstelle ihres Sohnes sahen. Um denselben Menschen, der vielleicht eben jetzt noch auf dürrer Heerstraße wanderte, und von Keinem beachtet, ja von den Meisten verachtet wurde, brachen fast zwei naturrohe Herzen im entlegenen Haidehause, daß sie ihn von nun an, vielleicht auf immer, entbehren sollten; aber sie drückten den

Schmerz in sich, und jedes trug ihn einsam, weil es zu schamhaft und unbeholfen war, sich zu äußern.

Aber es kam ein zweiter Tag und ein dritter, und ein vierter; ein jeder spannte denselben glänzenden Himmelsbogen über die Haide und funkelte nieder auf die Fenster und das altergraue Dach des Hauses eben so freundlich und lieblich, wie als Felix noch dagewesen war.

Und dann kamen wieder Tage und wieder.

Die Arbeit und Freude des Landmanns, durch Jahrtausende einförmig, und durch Jahrtausende noch unerschöpft, zog auch hier geräuschlos ein Stück ihrer uralten Kette durch die Hütte, und an jedem ihrer Glieder hing ein Tröpflein Vergessenheit.

Die Großmutter trug nach wie vor ihren Holzschemel in den Garten und betete daran vor dem Holzkreuze, und sie und klein Marthe fragten täglich, wann denn Felix komme. Der Vater mähete Roggen und Gerste — die Mutter machte Käse und band Garben — und der fremde Ziegenbube trieb täglich auf die Haide. Von Felix wußte man nichts.

Die Sonne ging auf, und ging unter, die Haide wurde weiß, und wurde grün, der Hollunderbaum und der Apfelbaum blüheten vielmal — klein Marthe war groß geworden, und ging mit, um zu heuen und zu ernten, aber sie fragte nicht mehr, — und die Großmutter, ewig und unbegreiflich hinaus lebend, wie ein vom Tode vergessener Mensch, fragte auch nicht mehr, weil Felix ihrem Gedächtniß entfallen war, oder sie dennoch, aber nur heimlich in ihrem Herzen, seiner gedachte.

Die Felder des Haidebauers besserten sich nachgerade, als ob der Himmel seine Einsamkeit segnen und ihm vergelten wollte, und es wurde ihm so gut, daß er schon manchen Getreidesack aufladen, und mit schönen Ochsen fortführen konnte, wofür er dann einige Thaler Geldes, und Neuigkeiten von der Welt draussen heimbrachte. Einmal kam auch ein Schreinergeselle mit seinem Wanderpacke zu Vater Niklas, dem Haidebauer, und brachte einen Gruß und Brief von Felix, und sagte, daß derselbe in der großen, weit entfernten Hauptstadt ein schmucker, fleißiger Student sei, daß ihn Alles liebe, und daher gar eines Tages Kaplan in der großen Dorfkirche werden könnte. Der Schreinergeselle wurde über Nacht im Haidehause gut gehalten, und ließ Freud' um Freud'

zurück, als er des andern Tages in entgegengesetzter Richtung von dannen zog. So kam es, daß jedes Jahr ein oder zwei Mal ein Wandersmann den Umweg über die Haide machte, dem schönen, guten Jünglinge zu Liebe, der gern einen Gruß an Vater und Mutter und sein Großmütterchen schicken wollte. Ja sogar einsmals kam Einer geschritten, und conterfeite das Häuschen sammt dem Brunnen und das Gärtchen mit dem Holzkreuz, Flieder- und Apfelbaume.

Auch andere Veränderungen geschahen auf der Haide. Es kamen einmal viele Herren und vermaßen ein Stück Haideland, das seit Menschengedenken keines Herrn Eigenthum gewesen war, und es kam ein alter Bauersmann und zimmerte mit vielen Söhnen und Leuten ein Haus darauf, und fing an, den vermessenen Fleck urbar zu machen. Er hatte fremdes Korn gebracht, das auf dem Haideboden gut anschlug, und im nächsten Jahre wogte ein grüner Aehrenwald zunächst an des Vaters Niklas Besitzungen, wo noch im vorigen Frühlinge nur Schlehen und Liebfrauenschuh geblüht hatten. Der alte Bauer war ein freundlicher Mann, ein Mann vieler Kenntnisse, und bot gerne seinen Rath und sein Wissen und seine Hilfe an die früheren Haidebewohner, und hielt gute Nachbarschaft mit Vater Niklas. Sie fuhren nun Beide gar in die Stadt, verkauften dort ihr Getreide weit besser, und am Getreidemarkt im goldenen Rosse waren die Haidebauern wohl gekannt und wohl gelitten.

Nach und nach kamen neue Ansiedler; auch eine Straße wurde von der Grundherrschaft über die Haide gebahnt, so daß nun manchmal des Weges ein vornehmer Wagen kam, deßgleichen man noch nie auf der Haide gesehen. Auch des alten Bauers Söhne bauten sich an, und Einer, so sagte man sich in's Ohr, werde wohl schön Marthens Bräutigam werden. Und so, ehe sieben Jahre in's Land gegangen, standen schon fünf Häuser mit Ställen und Scheunen, mit Giebeln und Dächern um das kleine, alte, graue Haidehaus, und Felder und Wiesen und Wege und Zäune gingen fast bis auf eine Viertel-Stunde Weges gegen den Roßberg, der aber noch immer so einsam war, wie sonst; — und am St. Pankratiustage hatte Vater Niklas die Freude, zum Richter des Haidedorfes gewählt zu werden, — er der Erste seit Erschaffung der Welt, der solch Amt und Würde auf diesem Flecke bekleidete.

2. Wieder waren Jahre um Jahre vergangen, die Obstbaumsetzlinge, zarte Stangen, wie sie der alte Nachbarsbauer gebracht und an Niklas abgegeben hatte, standen nun schon als wirthliche Bäume da, und brachten reiche Frucht, und manchen Sonntagstrunk an Obstwein. — Marthe war an Nachbars Benedikt verheirathet, und sie trieben eigene Wirthschaft. — Die Haide war weiß und wieder grün geworden; aber des Vaters Haare blieben weiß, und die Mutter fing bereits an, der Großmutter ähnlich zu werden, welche Großmutter allein unveränderlich und unverwüstlich blieb, immer entweder im Garten vor dem Holzkreuze in Andacht knieend oder am Hause sitzend, ein träumerisches Ueberbleibsel, gleichsam als müsse sie warten auf Felixens Rückkehr.

Aber Felix schien verschollen zu sein auf der Haide. — Seit drei Jahren kam keine Kunde mehr und auch kein Wandersmann. —

In der Hauptstadt, wohin gar Benedikt gegangen, um ihn zu suchen, war er nicht zu finden, und im Amte sagten ihm die Kanzleiherren aus einem großen Buche, er sei außer Landes gegangen, vielleicht gar über das Meer. — Der Vater hörte schon auf, von ihm zu reden. Marthe hatte ein Kindlein und dachte nicht an ihn; die Haidedörfler kannten ihn nicht, und liebten ihn auch nicht, als Einen, der einmal davongegangen; die Großmutter fragte nur bisweilen nach ihm; — aber das Mutterherz trug ihn unverwischt und schmerzhaft in sich, seit dem Tage, als er von dannen gezogen und an ihrer Brust geweint hatte — und das Mutterherz trug ihn Abends in das Haus, und Morgens auf die Felder und Sonntags in die Kirche — und das Mutterherz war es auch allein, das ihn erkannte, als einmal am Pfingstsamstage durch die Abendröthe ein wildfremder sonnverbrannter Mann gewandert kam, den Stab in der Hand, das Ränzlein auf dem Rücken, und stehen blieb vor dem Haidehause.

„Felix!“ — „„Mutter!““

Ein Schrei und ein Sturz an das Herz.

Das Mutterherz ist der schönste und unverlierbarste Platz des Sohnes, selbst wenn er schon graue Haare trägt — und Jeder hat im ganzen Weltall nur ein einziges solches Herz!

Das alte Weib brach an ihm fast nieder vor Schluchzen,

und er, vielleicht seit Jahren keiner Thräne mehr gewohnt, ließ den Bach seiner Augen strömen, und hob sie zu sich auf, und drückte sie, und streichelte ihre grauen Haare, nicht sehend, daß Vater und Schwester, und das halbe Dorf um sie Beide standen.

„Felix, mein Felix, wo kommst Du denn her?“ fragte sie endlich.

„„Von Jerusalem, Mutter, und von der Haide des Jordan's. — Gott grüß' Euch, Vater, und Gott grüß' Euch, Großmutter! Jetzt bleib' ich lange bei Euch, und geliebt es Gott, auf immer!““

Er schloß den zitternden Vater an's Herz, und dann die alte Großmutter, die fast schamhaft und demüthig bei Seite stand — und dann noch ein Mal den Vater, den schönen, alten braunen Mann mit den schneeweißen Haaren, den er mit noch dichten dunkeln Locken verlassen hatte, und der doppelt liebenswerth dastand durch die unbehilfliche Verlegenheit, in die er dem stattlichen Sohne gegenüber gerieth; — das Mutterherz aber, sich immer ihres unverjährbaren Ranges bewußt, zeigte nichts dem Aehnliches; sie sah nicht seine Gestalt und seine Kleider, sondern ihr Auge hing die ganze Zeit über an seinem Angesichte, und es glänzte und funkelte und schäumte fast über vor Freude, daß Felix so schön geworden und so herrlich.

Endlich, als sich sein Herz etwas gesättigt, fiel ihm klein Marthe bei; er fragte nach ihr, und sein Auge suchte am Boden umher — allein die Mutter führte ihm ein blühendes Weib vor, mit hellen blauen Augen, ein Kind auf dem Arme, wie eine Madonna, deren er in Welschland auf Bildern gesehen — er erkannte im Kinde klein Marthe; die Mutter stand blöde vor ihm und sah ihn nur liebreich an — endlich grüßten und küßten sie sich herzinnig als Geschwister und der ehrliche Benedikt reichte ihm die Hand und sagte, wie er ihn vor zwei Jahren so emsig in der ungeheuersten Entfernung gesucht habe.

„„Da war ich im Lande Aegypten,““ sagte Felix, „„und Ihr hättet mich auch dort kaum erfragt; denn ich war in der Wüste.““

Auch die Bauern und ihre Weiber und Kinder, die sich vor Niklas Hause eingefunden hatten, und ehrbar

neugierig herumstanden, grüßte er alle freundlich, lüftete den Reisehut, und reichte ihnen, obwohl unbekannt, die Hand.

Nun ging man in das Haus und nach Haidesitte gingen viele Nachbarn mit, und waren dabei, wie er Geschenke und Berichte auspackte.

Auf der Gasse wurde es stille; die Menschen suchten nach dortigem Gebrauche zeitig ihre Schlafstellen, und die rothen Pfingstwolken leuchteten noch lange über dem Dorfe. —

3. Und als des andern Tages die ersten Sonnenstrahlen glänzten, und die Haidedorfbewohner bereits im Festputze gerüstet waren, um zur fernen Kirche zu gehen: so war einer der Bewohner mehr, und einer der Kirchgänger mehr. Die Nacht hatte es Manchem verwischt, daß er gekommen, aber der Morgen brachte ihnen wieder neu den neuen Besitz, damit sie sich daran ergötzten: die Einen mit ihrer Neugierde, die Andern mit ihrer Liebe — Alle aber hatten eine unsichere Scheu, selbst die Eltern: was es denn wäre, das ihnen an ihm zurückgebracht worden sei, und ob er nicht ein fremdes Ding in der übrigen Gleichheit und Einerleiheit des Dorfes wären?!

Er aber stand schon angekleidet, und zwar in dem leinenen Haidekleide und dem breiten Hute im Freien und schaute mit den großen, glänzenden, sanften Augen um sich, als die Mutter zu ihm trat und ihn fragte: ob er auch in die Kirche gehe, oder ob er von seiner Wanderung noch müde sei und Gott zu Hause verehren wolle?

„Ich bin nicht müde," antwortete er freundlich, „und ich werde mit Euch gehen, um den Tag des Herrn würdig zu feiern, wie Du gute Mutter mich in meiner Kindheit es zu thun ja angeleitet hast." — Die Mutter war schon zum Kirchengehen angezogen, und auch der Vater kam im Sonntagsrocke aus dem Hause.

Festliche Gruppen zeigten sich hie und da auf dem Anger des Dorfes; Manche traten näher und grüßten, Andere hielten sich verschämt zurück, besonders die Mädchen, und wieder Andere, welche zu Hause blieben, und in der Festtagseinsamkeit das Dorf hüten mußten, standen unter den Hausthüren oder sonst wo, und schauten zu.

Und als noch Pfingstthau auf den Haidegräsern funkelte und glänzte, und als die Morgenkühle wehte, setzte sich schon

Alles in Bewegung, um zur rechten Zeit anzulangen — und so führte denn Felix das alte Weib an seiner Hand, und leitete sie so zärtlich um den sanften Haidebühel hinan, wie sie einstens ihn, da er noch ein schwacher Knabe war und Sonntags-Vormittags die Ziegen und Schafe zu Hause lassen durfte, damit er hinausgehe und der heiligen Messe und der Predigt anwohne. Der Vater ging innerlich erfreut daneben, die Andern theils voran, theils hinten. — Endlich war die letzte Gruppe hinter dem Bühel verschwunden, die Nachschauenden traten in ihre Häuser zurück, und kurz darauf war jene funkelnde Einsamkeit über den Dächern, die so gern an heiteren Sonntags-Vormittagen in den verlassenen Dörfern ist; — die Stunden rückten trockener und heißer vor, eine dünne blaue Rauchsäule stieg hie und da auf, und mitten in dem Garten des Haidehauses kniete vor dem Holzkreuz die hagere Großmutter und betete. — Und wie endlich nach stundenlanger Stille durch die dünne, weiche, ruhende Luft, wie es sich zuweilen an ganz besonders schweigenden Tagen zutrug, der ferne feine Ton eines Glöckleins mit der Botschaft von der heiligen Wandlung in der Kirche kam, da kniete manche Gestalt auf den Rasen nieder, bekreuzte sich und klopfte drei Mal andächtig auf die Brust; — dann war es wieder stille und blieb stille — — die Sonnenstrahlen fielen mehr und mehr senkrecht auf die Häuser, dann wieder schräge, daß die Schatten auf der andern Seite waren — endlich kam der Nachmittag, und mit ihm alle Kirchgänger — sie legten die schönsten Kleider und Tücher von dem erhitzten Körper, thaten leichtere an, und jedes Haus verzehrte sein vorgerichtetes Pfingstmahl.

Und was war es denn, was ihnen an Felix zurückgebracht worden war, und warum ist er denn so lange nicht gekommen, und wo ist er denn gewesen?

Sie wußten es nicht.

In der Kirche war er mit gewesen; — fast so kindlich andächtig wie einst, hatte er der Feier des hochheiligen Meßopfers angewohnt und eifrig auf die Predigt des Priesters gehorcht; sanftmüthig war er neben der Mutter nach Hause gekehrt; und wenn dann bei Tische der Vater das Wort nahm, so brach Felix das seine aufmerksam ab, und hörte zu — und gegen Abend saß er mit der Großmutter im

Schatten des Hollunderbusches, und redete mit ihr, die ihm allerlei uralte Geschichten vorlallte; — und wenn dann so den Tag über die Neugier der Mutter in sein Auge blickte, halb selig, halb schmerzenreich, wenn sie nach den einstigen weichen Zügen forschte — ihren ehemaligen heitern, treuherzigen, schönen Haideknaben suchte sie — — siehe! und sie fand ihn auch: in leisen Spuren war das Bild des gutherzigen Knaben geprägt in dem Antlitze des Mannes, aber unendlich schöner — so schön, daß sie oft einen Augenblick dachte, sie könne nicht seine Mutter sein; — wenn er den ruhigen Spiegel seiner Augen gegen sie richtete, so verständig und so gütig — oder wenn sie die Wangen ansah, fast so jung, wie einst, nur noch viel dunkler gebräunt — oder die lieblichen Lippen, so frisch und schön, als sollte sogleich ein süßes Wort daraus hervorgehen, sei's der Liebe, sei's der Belehrung — —

„Er ist gut geblieben!" jauchzte in ihr dann das Mutterherz; „er ist gut geblieben, wenn er auch viel vornehmer ist, als wir!"

Und in der That, es war ein solcher Glanz keuscher Reinheit um den Mann, daß er selbst von dem rohen Herzen des Haideweibes erkannt und geehrt wurde.

Was lebte denn in ihm, das ihn unangerührt durch die Welt getragen, daß er seinen Leib und seine Seele als einen Tempel des heiligen Geistes wiederbrachte, wie er ihn einst aus der Haide-Einsamkeit fortgenommen? — —

Sie wußten es nicht.

Es war der fromme Jesus-Christus-Sinn, den Vater und Mutter und Großmutter ehedessen mit ihrem Wort und Vorbild so liebend ihm eingepflanzt; es war die Furcht des Herrn; es war die Demuth der Heiligen; — nur immer heiterer, und fast einfältiger legte sich sein Herz dar, so wie die Stunden des ruhigen Festtages nach und nach verflossen.

Spät Abends erzählte er ihnen, da Alle um den weißen buchenen Tisch saßen, und auch Marthe mit ihrem Kinde da war, und Benedikt und andere Nachbarn — er erzählte ihnen von dem gelobten Lande, wie er dort gewesen, wie er Jerusalem und Bethlehem mit ihren Heiligthümern gesehen, wie er auf dem Berge Tabor Rast gehalten, sich in dem Jordan gewaschen; — — den Sinai habe er erklommen,

den furchtbar zerklüfteten Berg, und in der Wüste ist er gewandelt. — Er sagte ihnen, wie seine gezimmerten Truhen mit dem Postboten kommen würden; dann werde er ihnen Erde zeigen, die er aus den heiligen Ländern mitgebracht, und die von den Fußtritten des Herrn geweiht ist; — auch getrocknete Blumen und Kräuter habe er aus dem Garten Gethsemane, und vom Oelberge Himmelfahrts-Veilchen, und was nur immer dort das Erdreich erzeuge und bringe — und viel ehrwürdiger, viel heißer und viel einsamer seien jene Haiden und Wüsten, als die hiesige, die eher ein Garten zu nennen — — und wie er so redete, sahen Alle auf ihn, und horchten — und sie vergaßen, daß es Schlafenszeit vorüber, daß die Abendröthe längst verglommen, daß die Sterne emporgezogen, und in dichter Schaar über den Dächern glänzten.

Von Städten, den Menschen und ihrem Treiben hatte er nichts gesagt, und sie hatten nicht gefragt. Die Worte seines Mundes thaten so wohl, daß ihnen gerade Das, was er sagte, das Rechte däuchte, und sie nicht nach Anderem fragten.

Marthe trug endlich das schlafende Kind fort, Benedikt ging auch, die Nachbarn entfernten sich — und noch seliger und noch freudenreicher, als gestern, gingen die Eltern zu Bette, und selbst der Vater dachte: Felix sei ja fast wie ein Priester und Prediger des Herrn! —

4. Auch auf die Haide war Felix gleich nach den Feiertagen gegangen; auf seinem Hirtenhügel war er gesessen; die Käfer, die Fliegen, die Faltern, die Stimme der Haidelerche und die Augen der Feldmäuschen waren die nämlichen noch. Er schweifte herum, die Sonnenstrahlen spannen — dort dämmerte das Moor, und ein Zittern und Zirpen und Singen — — und wie der Vater ihn so wandeln sah, mußte er sich über die dünnen grauen Haare fahren, und mit der schwielenvollen Hand über die Runzeln des Angesichtes streichen, damit er nicht glaube, sein Knabe gehe noch dort, und es fehlen nur die Ziegen und Schafe, daß es sei wie einst, und daß die lange, lange Zeit nur ein Traum gewesen.

Auch die Nachbarn, wie er so Tag nach Tag unter ihnen wandelte, wie ihn schon alle Kinder kannten, wie er mit jedem derselben, auch mit dem häßlichen, so freundlich redete, und wie er so im Linnenkleide durch die neuen Felder

ging — glaubten ganz deutlich, er sei Einer von ihnen, und doch war es auch wieder ganz deutlich, wie er ein weit Anderer sei, als sie. —

Als endlich die gezimmerten Truhen mit dem Postboten in die Stadt, und von da durch Getreidewagen auf die Haide gekommen waren, als er daraus die Geschenke hervorgesucht und ausgetheilt, als er tausenderlei Merkwürdiges gezeigt, Blumen, Steine, Federn, Waffen — und Alles genug bewundert worden war, — trat er desselben Tages Abends zum Vater in die hintere Kammer, als er gesehen hatte, daß derselbe hineingegangen, und, wie er gern that, sich in den hineinfallenden Fliederschatten gesetzt hatte — er trat beklommen hinein und sagte mit fast bebender Stimme: „Vater, Ihr habt mich auferzogen, und mir Liebes gethan, seit ich lebe — ich aber habe es schlecht vergolten; denn ich bin fortgegangen, daß Ihr keinen Gehilfen Eurer Arbeit hattet, und Eurer Sorge für Mutter und Großmutter — und als ich gekommen, warfet Ihr mir nichts vor, sondern waret nur freundlich und lieb; ich kann es nicht vergelten, als daß ich Euch nicht mehr verlassen und Euch noch mehr verehren und lieben will, als sonst. So viel Jahre mußtet Ihr sein, ohne in mein Auge schauen zu können, wie es Eurem Herzen wohlgethan hätte; — aber ich bleibe jetzt immer, immer bei Euch. — Allein weil mich Euch der gütige Gott auch zur Hilfe geboren werden ließ, so lernte ich draußen allerlei Wissenschaft, wodurch ich mir mein Brod verdiente; und da ich wenig brauchte, so blieb Manches für Euch übrig. Ich bringe es nun, daß Ihr es auf Euer Haus wendet, und im Alter zu Gute bekommet, und ich bitte Euch, Vater, nehmt es mit Freundlichkeit an!“

Der Alte aber, hochroth, zitternd vor Scham und vor Freude, war aufgesprungen und wies mit beiden Händen die ihm dargebotenen Papiere von sich, indem er sagte: „Was kommt Dir bei, Felix? Ich bin so erschrocken, — da sei Gott vor, daß ich die Arbeit und Mühe meines Kindes nehme! — ach, mein Gott, ich habe Dir ja nichts geben können, nicht einmal eine andere Erziehung, als welche Dir der Herr auf der Haide gab, nicht einmal das fromme Herz, das Dir von selber gekommen! — Du bist mir nichts schuldig — die Kinder sind eine Gottesgabe, daß wir sie erziehen, wie

es ihnen frommt, nicht wie es uns nützt; verzeihe mir nur, Felix, ich habe Dich nicht erziehen können, und doch scheint es mir, bist Du so gut geworden, so gut, daß ich vor Freude weinen möchte! Mit Dir war die Gnade Gottes!" — —

Und kaum hatte er das Wort heraus, so brach er in lautes Weinen aus, und tastete ungeschickt nach Felix Hand. — Dieser reichte sie; er konnte sich nicht helfen, er mußte sein Antlitz gegen die Schulter des Vaters drücken, und das grobe Tuch des Rockes mit seinen heißesten Thränen netzen. Der Vater war gleich wieder still, und sich gleichsam schämend und beruhigend sagte er die Worte: „Du bist verständiger, Felix, als wir. Wenn Du bei uns bleibst, arbeite, was Du willst; ich verlange nicht, daß Du mir hilfst — da ist ja Benedikt und seine Knechte, wenn es noth thäte; auch habe ich schon ein Erspartes, daß ich mir im Alter einen Knecht nehmen kann. — Du aber wirst schon etwas arbeiten, wie es Gott gefällig und wie es recht ist."

Felix aber dachte in seinem Herzen, er werde doch in Zukunft, wenn es nöthig sei, lieber in der That selbst, und durch Leistung des eben Mangelnden beistehen, damit ihm das Herz nicht so weh thäte, wenn er dem Vater gar nichts Gutes bringen könnte. Ach, das Beste hat er ja schon gebracht, und wußte es nicht, das fromme, das gute, das überquellende Herz, das jedem, selbst dem gehärtetsten Vater ein freudigeres Kleinod ist, als alle Güter der Erde, weil es nicht Lohn nach Außen ist, sondern Lohn in der tiefsten, innersten Seele.

Der Vater that nun gleichgiltig und machte sich mit diesem und jenem Zimmer zu thun; kaum aber war Felix hinaus, so lief er eiligst zur Mutter und erzählte ihr, was der Sohn hatte thun wollen — sie aber faltete die Hände, lief vor das Crucifix in der Stube, und that ein Gebet, das ein Dank der tiefsten Demuth war.

Dann aber ging sie hin und breitete es aus.

Das war nun klar, daß er fromm und gut war, daß er sanft, treu und weich war, und das sahen sie auch, daß er schön und herrlich war; — des Weiteren forschten sie nicht, was es sei und was es sein werde. —

Was war es denn aber, was den Eltern und Nachbarn an ihm zurückgebracht worden ist?

Sie wußten es nicht.

Damals war er fortgegangen, er wußte nicht, was er werden würde — eine Fülle von Wissen hatte er in sich gesogen: es war der nächste Durst gewesen, aber er war nicht gestillt; er ging unter Menschen, er suchte sie völkerweise — er hatte Freunde — er strebte fort, er hoffte, wünschte und arbeitete für ein unbekanntes Ziel — selbst nach Gütern der Welt und nach Besitz trachtete er: aber durch alles Erlangte, — durch Wissen, Arbeiten, Menschen, Eigenthum — war es immer, als schimmere weit zurückliegend etwas, wie eine glänzende Ruhe, wie eine sanfte Einsamkeit — — — hatte sein Herz die Haide, die unschuldvolle, liebe Kindheits-Haide mitgenommen? oder war es selber eine solche liebe, stille, glänzende Haide? — — Er suchte die Wüsten und die Einöden des Orients, nicht brütend, nicht trauernd, sondern einsam, ruhig, heiter, betend, dichtend. — Und so trug ihn dieses sanfte, stille Meer zurück in die Einsamkeit, und auf die Haide seiner Kindheit — — und wenn er so saß auf einer Anhöhe, wie einst, wenn die Sonnenfläche der Haide vor ihm zitterte und sich füllte mit einem Gewimmel von Gestalten, wie einst, und manche daraus ihn anschauten mit den stillen Augen der Geschichte, andere mit den heiligen Augen der Andacht und der heiligen Liebe, andere den weiten Mantel großer Thaten über die Haide schleifend — und wenn sie erzählten von der Seele und ihrem Glück in dem Gottheiland Jesus Christus, von dem Sterben und was nachher für sie sei in dem himmlischen Jerusalem, von dem die Worte nicht sagen können — und wenn es ihm tief im Innersten so fromm wurde, daß er oft meinte, als sehe er draußen in der Oede den gekreuzigten Heiland selbst stehen, den guten Hirten, eine hehre, friedliche Gestalt mit den Rosenblumen seiner gebenedeiten Wunden in den Händen und in den Füßen und an seiner Seite: dann wurde es ihm so groß im Herzen, er wurde selig, daß er denken könne, was er dachte — und es war ihm, daß es nun so gut sei, wie es sei.

Die blödsinnige Großmutter war die Erste gewesen, die ihn erkannt hatte.

„Es sind der Gaben eine Unendlichkeit über diese Erde ausgestreut worden," hatte sie eines Tages gerufen, „die

Halmen der Getreide, das Sonnenlicht, die Winde der Gebirge — da sind Menschen, die den Segen der Gewächse erziehen, und ihn ausführen in die Theile der Erde; es sind, die da Straßen planen, Häuser bauen, dann sind Andere, die das Gold ausbreiten, das in den Herzen der Menschen wächst, die Gedanken und das Wort, die Gott aufgehen läßt in den Seelen. Er ist geworden, wie Einer der alten Seher und Propheten; und ist er ein solcher, so hab' ich es vorausgewußt, und ich habe ihn dazu gemacht, weil ich die Gnadenbotschaft vom Kreuz als Heils-Körner in ihn geworfen; denn er war immer weich und bildsam wie Wachs, und hochgesinnt, wie Einer der Helden im Buch der Bücher!"

Die Großmutter war es aber auch, mit der Felix sich allein mehr beschäftigte, als alle Andern mit ihr; er war der Einzige, der sie zu flüssigen Reden bringen konnte, und der Einzige, der ihre Reden verstand; er las ihr oft aus einem Buche über das „heilige Land" vor, und die hundertjährige Schülerin horchte emsig auf, und in ihrem Angesichte blinkten Sonnenlichter, als verstände sie gänzlich das Gelesene. — —

So weit geht unsere Wissenschaft von Felix, dem Haidebewohner. — Von seinem Wirken und dessen Früchten liegt uns nichts vor: aber sei es so oder so — trete nur einst getrost vor deinen Richter, du reiner Mensch, und sage: „Herr, ich konnte nicht anders, als dein Pfund pflegen, das Du mir anvertraut hast!" und der Richter wird gnädig über Dich, den Gottlieb und Gottgetreuen, richten! —

8.

„Das ist Gottes Strafgericht!"

(Aus: Hausapothek' oder das Familienleben von L. Kist.)

Als ich noch ein Knabe war, lernte ich einen alten, krüppelhaften Mann kennen, der von seinem Sohn, von seiner Schwiegertochter und seinen Enkeln auf's Empörendste behandelt wurde. Ueberall war er im Wege, ja man wäre ihm vor die Sonne gestanden, wenn man die Zeit und die Geduld dazu gehabt und nicht den alten, verachteten Mann dabei hätte ansehen müssen. Man gab ihm wenig und

schlechte Kost; Lumpen bedeckten seinen Leib; Ungeziefer quälte ihn Tag und Nacht; in einem finstern, feuchten Winkel lag er auf vermodertem Stroh; nie durfte er, selbst nicht im härtesten Winter, in der warmen Stube seine erstarrten Glieder wärmen; und nie betrat ein Arzt den dumpfen, lichtlosen Winkel, wenn der alte Großvater an Engbrüstigkeit litt und die erfrornen Füße demselben brennenden Schmerz verursachten. Mitleid und Theilnahme führten mich zu diesem armen Lazarus, und gern' hätt' ich ihm geholfen, wenn's in meiner Macht gelegen wäre. Oft wunderte es mich, daß er nie über sein Schicksal klagte, daß er auf die kränkendsten Beschimpfungen der Seinigen schwieg und stets den Rosenkranz in den abgezehrten gelben, zitternden Händen hielt. — Ich fragte ihn deßwegen einmal: warum er nie bös und ungeduldig werde und nie seinem Sohne zürne, der ja die Ursache seines schrecklichen Elendes sei? „Mein Kind," sagte er mit einem tiefen Seufzer und einem Blick zum Himmel, „das ist Gottes Strafgericht! Sieh', in diesen Winkel hab' ich vor zwanzig Jahren meinen alten Vater verstoßen, hier ist er verschmachtet, hier ist er gestorben ohne heilige Wegzehrung, ohne jeglichen Trost von Menschen! Wundert's Dich noch, daß ich geduldig leide? O, ich leide nur, was ich verdient, und täglich flehe ich zu Gott um Verzeihung und bitte zu ihm für meinen armen Vater, der durch meine Schuld so elend und ohne die heiligen Sakramente sterben mußte! Wohl tausendmal schon hab' ich diesen Rosenkranz für ihn gebetet, und hoffe, meine schwere Schuld gesühnt zu haben! Das aber grämt mich und schmerzt mich in der Seele, daß ich bestimmt voraussehe, daß auch mein Sohn in wenig Jahren, verachtet, verstoßen und verlassen, wie ich, hier in diesem Winkel verschmachten wird. Gott läßt seiner nicht spotten! — Denk' an meine Worte," sagte er dann weich, und eine Thräne rann ihm durch die tiefen Furchen seiner eingefallenen Wangen; „Du bist noch jung, Du wirst's erleben; und versündige dich selbst nie an deinen Eltern!" — —

Nach etwa zwanzig Jahren führte mich der Weg an demselben Hause vorüber, vor dem der alte Mann mit dem Rosenkranz in den zitternden Händen gesessen, und — wie staunte ich! Ich sah wieder dieselbe Gestalt, blaß, abgezehrt, abgehärmt. Ich glaubte einen Geist zu erblicken. Ich trat zu

dem alten Mann, rief ihn an mit seinem Taufnamen, den ich bis dahin nicht vergessen hatte. — Er sieht empor, er sieht mich forschend an. „Wie," frag' ich staunend, „wie, seid Ihr noch unter den Lebenden? Ihr müßt ja über hundert Jahr' alt sein?" —

„„Ihr meint wohl meinen Vater selig,"" stammelte der alte Mann, „„meinen Vater, der vor neunzehn Jahren gestorben ist? Der hat N. N. geheißen, wie Ihr mich vorhin genannt. Ja, ja, vor neunzehn Jahren ist er noch hier gesessen, wie ich, im Elend, und hat für seinen Vater selig gebetet, wie ich jetzt auch thue. Gott geb' ihm die ewige Ruh'!"" —

So war's denn in Erfüllung gegangen, was jener alte, zitternde Mann vorhergesagt. Hier saß sein Sohn; und wenn er nicht hier saß, so mußte er dort liegen in demselben kalten, feuchten, finstern Winkel, in welchem sein Vater und sein Großvater geschmachtet und dort sollte er auch sterben, wo sein Vater und sein Großvater gestorben! — Ja, gerecht, o Gott, sind Deine Gerichte! „„Gott läßt seiner nicht spotten; und was der Mensch säet, das wird er ernten!"" —

9.

Das Bild des Großvaters.

(Nach: Neuer deutscher Jugendfreund von Franz Hoffmann.)

Zu den Zeiten unserer Altväter saß am hohen Thore von Danzig ein altes Mütterlein, Namens Else, die in einer hölzernen Bude ein kleines Waarenlager von Kinderspiel-Sachen, Bilderbogen und einigem altem Gerümpel feil bot.

Die Bude sah, wie das alte Mütterlein, ganz morsch und gebrechlich aus, denn Else war in derselben schon als Kind geschäftig gewesen; sie saß hier als Braut, als junge Frau, als Mutter. Sie trauerte hier als Wittwe; sie saß hier mit bleichem Angesicht und rothgeweinten Augen, als sie ihr letztes Kind begraben hatte. Alle ihre Freuden und alle ihre Schmerzen hatte sie hier durchlebt, geduldig in Trübsal, dabei aber fröhlich in Hoffnung auf die Hilfe des Herrn.

Nun aber wurden ihre letzten Tage immer trauervoller, denn nur selten noch blieb ein Käufer vor der kleinen Bude stehen; ja oft, sehr oft mußte sie Abends ihr kleines Waarenlager schließen, ohne einen Groschen gelöst zu haben. Da mußte sie dann freilich darben und entbehren. Sie hatte indessen nie etwas von Wohlleben geschmeckt, aber immerdar doch so viel errungen, um des Leibes Leben von dem einen Tage zu dem andern fristen zu können.

Jetzt aber steigerte sich ihre Noth; denn schon seit drei Tagen hatte sie nicht das Geringste verkauft, und doch war die Miethe für die kleine Kammer, worin sie Nachts schlief, eben fällig. Zwar machte ihr diese Schuld gerade nicht so großen Kummer; denn sie wohnte bei armen Leuten, die selbst den Mangel und die Noth nur zu gut kannten, und die deßhalb mit der noch ärmeren Alten Nachsicht hatten bis auf bessere Zeiten. Aber der Mann, von dem sie die Kinderspiel-Sachen und die Bilderbogen bezog, war, obwohl reich, doch harten Herzens. Er drohte, wenn Else die für ihn unbedeutende Schuld nicht zahlen würde, ihr gerichtlich die Bude verkaufen zu lassen.

So saß sie denn ganz sorgenvoll da, das Haupt gebeugt, die hagern Hände gefaltet in den Schooß gesenkt und hielt in aller Demuth vor Gott ihre stillen Herzensgespräche, verbunden mit manchem heißen Stoßgebetlein. Draußen aber zwitscherte die Lerche recht fröhlich, denn der Frühlingssonnenstrahl machte die Luft lau; aber ihr ward's immer weher um's Herz, und sie wünschte sich sehnlich dorthin, wo ihr braver Mann sammt ihren Kindern längst schon ruhten, und erflehte für sie und sich den ewigen Frieden.

Da kam ein Mann dahergeschlendert, der störte sie in ihren Betrachtungen und Gebets-Seufzern. Er war auch kein Jüngling mehr, denn sein Haar ergraute bereits; sonst erschien er noch als ziemlich rüstig und kräftig. Welchem Beruf er angehörte, das verrieth seine Theer-Jacke und der breite schwankende Gang; er war ein Seefahrer. Er hatte die Arme auf dem Rücken über einander geschlagen und sah, wie man vermuthen durfte, befremdet und doch bekannt umher.

Nachdem er nun jeden Stein am Thore, jeden Sitz und jedes Gebäude lange gemustert hatte, fiel sein Blick endlich auf die Bretterbude und auf Frau Else. Da trat er

näher und sprach: „Es hat sich doch Manches in Danzig verändert. In dieser kleinen Bude saß einst eine junge muntere Frau, von der ich als Schulknabe manchen Bilderbogen gekauft habe. Wo mag diese hingekommen sein?“

Die Alte lächelte wehmüthig und entgegnete: „„Lieber Herr, das kann doch Niemand anders gewesen sein, als ich selbst; ich sitze hier schon über fünfzig Jahre!““

Der Fremde fuhr mit der gebräunten Hand über die Stirne und rief: „Ja so, ich habe vergessen, daß ich über vierzig Jahre abwesend war. Die Zeit verändert viel; mancher meiner früheren Schul- und Spielgenossen ist wohl schlafen gegangen, und die da noch leben, werden den armen Matrosen nicht wieder erkennen, viele werden's auch nicht wollen! Der Peter Braun, welcher früher in der Langgasse wohnte, ist nun auch wohl schon lange todt?“

„„Selbst gekannt hab' ich ihn nicht, aber ich habe viel von ihm erzählen hören. — Er starb im Spittel!““ entgegnete Else.

„Im Spittel?!“ wiederholte der Unbekannte erschüttert.

„„Der Mann hat ein hartes Schicksal gehabt!““ fuhr die Alte fort; „„ihm ward es auch nicht an der Wiege gesungen, daß er so sterben sollte! — Er war der Sohn von dem Bernhard Braun, der allgemein für einen sehr reichen Mann galt. Als er aber plötzlich starb, fand man weder Geld noch Geldeswerth in seinem Nachlasse, wohl aber meldeten sich Gläubiger mit bedeutenden Forderungen. Peter Braun, um des Vaters ehrlichen Namen zu retten, bezahlte alle Schulden. Aber durch dieses Opfer verarmte er selbst so sehr, daß er es geschehen lassen mußte, daß sein noch unerwachsener Sohn als Schiffsjunge in die Fremde ging. — Nun war der alte Mann ganz allein! — Er begann noch Manches: aber nichts glückte ihm, und seine ehemaligen Freunde hatten sich von ihm abgewandt; die Armen konnten ihm nicht helfen, die Reichen wollten nicht! So geschah es denn, daß er krank und lebensmüde in's Spital gehen mußte!““

Das Angesicht des Fremden zuckte wie in bitteren Schmerzen bei dieser Kunde. Er wandte sich schnell, um in die Stadt zu gehen; aber noch ein Mal kehrte er um und fragte: „Wo liegt denn der Peter Braun begraben?“

„„Auf dem Armenkirchhofe!““ antwortete Else.

Der Fremde schien diese Auskunft erwartet zu haben; er senkte das trübe Auge. — Da fiel sein Blick auf ein altes, erloschenes Oelgemälde, das im Hintergrunde der Bude hing.

„Was wollt Ihr für das alte Bild?“ fragte der Mann.

„„Ich habe es,““ entgegnete die Alte, „„vor vielen Jahren in einer Versteigerung für ein Paar Groschen gekauft. Es mag wohl nichts werth sein, denn Niemand hat es mir wieder abnehmen wollen, obgleich das alte Gesicht auf dem Bilde recht fromm und freundlich ausschaut. Gefällt es Euch, lieber Herr, so mögt Ihr selbst bestimmen, was Ihr mir dafür geben wollt. Ich bin mit jedem Gebote zufrieden.““

Der Unbekannte legte einen spanischen Thaler auf den Tisch und griff nach dem Bilde.

„„Ach, lieber Herr,““ rief die Alte kläglich, „„ich kann Euch dieses Geldstück nicht wechseln, denn ich habe leider seit drei Tagen nichts eingenommen!““

„Laßt es nur gut sein, Mütterchen,“ versetzte der Unbekannte. „Ich bin freilich auch ein Armer, der sich zur Aufnahme in irgend ein Spittel melden kann; aber ich bezahle doch wohl mit dem letzten Thaler das Bildniß meines Großvaters nicht zu theuer!“

Er lief davon, ohne auf einen Dank oder auf eine Antwort zu hören.

Else war Anfangs mehr erschrocken, als erfreut. Sie konnte es nicht fassen, daß der Mann, der nach seiner Kleidung und nach seiner Rede selbst gar arm war, ihr für das alte verloschene Bild einen Thaler gegeben hatte. Sie traute ihren eigenen Augen nicht und fürchtete immer, das Bild würde ihr zurückgebracht und der Thaler ihr abgefordert werden. Doch verscheuchte sie bald diesen bangen Gedanken; ihr welkes Herz schwoll auf vor lauter Freude, die in inbrünstige Dankgebete überging zu Jesus Christus, ihrem treuesten Freund in dem Himmel, dem sie kurz zuvor ihre Noth geklagt, und in heiße Segenswünsche für ihren Retter, den er ihr gesandt hatte. Durch diese kleine Gabe war für jetzt beinah' ihre Noth gewendet. Der harte Gläubiger sollte den Thaler auf Abschlag erhalten; denn sie hoffte, daß er sich damit wohl einstweilen begnügen werde. Vorhin in ihrer Angst und Sorge

war ihr Auge trocken geblieben, jetzt weinte sie Thränen der Freude und des Dankes. —

Es war wohl noch nicht eine Stunde vergangen, da kehrte der Unbekannte zurück. Seine Blicke funkelten, sein Angesicht leuchtete wie in Flammen. Er stürzte in eiligster Hast auf die Bude der alten Else los, und schlug mit seiner starken Faust so derb auf ihre Waaren ein, daß er mit diesem Schlage sogleich einen Nürnberger Heuwagen sammt den Rossen und ein ganzes Regiment bleierner Soldaten vernichtete. „Liebe Alte," rief er mit ungezügelter Freude, „thu' mir den Gefallen und wirf dieses Dein ganzes Besitzthum auf die Straße, daß sich die Jungen d'ran freuen; Du sollst es fortan nicht mehr nöthig haben, hier im Sturm und Unwetter zu sitzen — Gott sei tausendmal und aber tausend Mal Dank gesagt! Das Glück ist bei mir eingekehrt, wundervoll und unverhofft! Vierzig Jahre hab' ich diesem Glück auf allen Meeren und in allen Zonen nachgejagt: es wandte mir überall den Rücken; siehe, da find' ich es plötzlich in der Heimath am Grabe meines Vaters! — Es war eine bitterste, eine trübselige Empfindung, als ich das Grab meines Vaters erblickte, so einsam, so wüst und so verfallen! Ach, ich war von dem guten Vater weggezogen mit stolzen Hoffnungen. Reich wollte ich wiederkehren und sein im Alter pflegen. Es war aber Alles anders gekommen; er ruht in der Erde, und ich war ärmer zurückgekehrt als ich ausgegangen! Da hob ich das Bild des Großvaters, für das ich Dir meinen Thaler gegeben, in die Höhe, um mich wenigstens an den gutmüthigen Zügen zu erfreuen, die mich wilden Buben so oft angelächelt hatten. Aber unter meiner derben Faust, die da Sonnenbrand, Eiseskälte und schwere Arbeit abgehärtet hat, brach der morsche Rahmen zusammen und — aus der Rückseite des Bildes fielen englische Staatspapiere heraus, deren Werth sich durch die Jahre und den fortlaufenden Zins verdoppelt hat. Der Großvater, der da in seinen letzten Lebenstagen ängstlicher um Hab' und Gut geworden, hatte wahrscheinlich dort alle seine Schätze verborgen, ohne bei seinem so schnellen Tode meinem Vater Nachricht darüber geben zu können. In einem einzigen Augenblicke bin ich nun ein reicher Mann geworden. Jene Papiere sind mein rechtmäßiges Eigenthum; denn bei

diesem Schatze lag zugleich ein Testament, das mich, im Falle des Ablebens meines Vaters, zum Erben des Großvaters ernennt. Jetzt kauf' ich unser Haus in der Langgasse zurück, und in dem Prunksaale soll wieder, wie in den früheren Zeiten, das Bildniß des Großvaters hängen. Mit meinem braven Vater kann ich nun freilich meinen Reichthum nicht theilen, wohl aber mit Dir, Du wackeres Mütterlein, die Gottes Huld und Erbarmen erkoren hatte, so lange meinen Schatz zu hüten! Komm' mit mir, Du sollst bei Jürge Braun gute Tage haben!"

So geschah es auch.

Mutter Else zog zu Jürge Braun, den man nun, wie einstmals seinen Großvater, nur den „reichen Braun" nannte — und sie führte ihm die Wirthschaft.

Jürge Braun hat aber auch sonst noch Wort gehalten; denn Else hatte bei ihm fürwahr gute Tage. Er sorgte für sie wie für eine Mutter, und betrachtete sich stets als ihren größten Schuldner. —

Beide ruhen nun längst im Frieden. Jürge Braun hat aber all' sein Hab' und Gut, was er in dieser Welt zurücklassen mußte, dem Spital vermacht, in welchem einst sein Vater gestorben war. —

10.

Das heilsame Gedenken an die verstorbene Mutter.

(Aus: Erklärung des katholischen Katechismus von P. J. Deharbe.)

Der greise Gotteslängner Delauro-Dubez in Frankreich erzählt selbst den Anlaß seiner Bekehrung zum christlichen Glauben in der Einleitung zu seinem apologetischen Werke: „Der bekehrte Atheist," in folgender Weise:

„Ich hatte bereits vierundsechzig Jahre im Unglauben verlebt; als ich während meines Aufenthaltes zu Montpellier auf einem Spaziergange in der Umgebung dieser Stadt meine Gedanken — ich weiß nicht durch welchen geheimen Zug veranlaßt — den seligen Tagen meiner Kindheit zuwendete, wo meine gute Mutter noch lebte und mir als schützender Engel zur Seite stand. Mit Herzensfreude und tiefer Rührung

erinnerte ich mich der Verstorbenen, und die auffallendsten Züge ihres schönen, gänzlich der Liebe und Mildthätigkeit geweihten Lebens zogen nach einander an meinem Geiste vorüber. Es war mir, als sähe ich sie noch die Kranken und Gefangenen trösten, die Thränen der Weinenden trocknen, den Bedürfnissen verschämter Armen abhelfen, sich selbst vergessend, den Dürftigen, welche sie als ihre gemeinsame Mutter betrachteten, Kleider und Mundvorräthe mittheilen, die für die Familie bestimmt gewesen. — Wie süß waren die Thränen, die ich bei dieser Erinnerung an meine zu früh verstorbene Mutter vergoß! — Aber als ich hierauf einen Blick in mein Inneres warf, wie ganz anders ward es mir da zu Muthe! Gewissensbisse erfüllten mein Herz mit Bitterkeit, und trostlose Gedanken verwirrten meinen Geist. „„O beste Mutter!“ “ sprach ich bei mir selbst, „„sollte wirklich die glückselige Ewigkeit, von der du mir so oft gesprochen, für dich schon begonnen haben? Und ich — sollte ich, meiner ungläubigen Gesinnung wegen verdammt, ewig von dir getrennt werden? Sollte ich für immer und ewig gezwungen sein, den Gott zu lästern und zu verfluchen, der dein Verdienst anerkannt und als der unendlich Gerechte mit einer Seligkeit ohne Maaß und Schranken belohnt hat?“ “ — Ganz in diese Gedanken versenkt, hatte ich mich, ohne es zu bemerken, der Seminar-Kirche genaht. Gleichsam wider Willen warf ich mich vor dem Gitter, welches den Vorhof derselben vom Schiffe trennt, auf die Kniee und betete laut: „„O Gott meiner Mutter! wenn Du wirklich bist, wenn Du, wie sie mir betheuerte, die höchste Wahrheit, Weisheit und Güte bist, wenn Du mich für Dich erschaffen hast und das redliche Verlangen eines unglücklichen Herzens kennst; so bitte und beschwöre ich Dich, reiche mir Deine allmächtige Hand; offenbare Dich Deinem Geschöpfe; sei ihm Licht und Leben; zeige ihm den Weg, auf dem es zu Dir gelangen kann!“ “ — Meine Aufregung war außerordentlich: reichlich flossen meine Thränen. — Nach einigen Augenblicken ward es wieder ruhiger in meiner Seele, und ich erhob mich mit dem aufrichtigen Entschlusse, redlich nach der Wahrheit zu forschen.“ —

Delauro-Dubez fand, bedrängt von dem Gedanken an die ewige Trennung von seiner frommen Mutter, die

Wahrheit, nämlich den Glauben an Gott und seine heilige Kirche, umfaßte sie mit gläubigem Herzen, und legte für sie Zeugniß ab — durch Wort, Schrift und hochherzige Ausübung der schönsten, christlichen Tugenden. —

11.

Das stolze Grabmal.

(Nach: Licht- und Schattenbilder von Clementine Helm.)

Still und einsam war es auf dem Kirchhofe draußen vor der Stadt; nur der Wind zog durch die dunklen Cypressen und Ulmen, welche die Gräber beschatteten, und klagend sang die Nachtigall ihr Abendlied an der Stätte des Friedens.

Auf einem der Gräber war so eben ein prunkvolles Denkmal errichtet, das auf seiner glänzenden Fläche in goldenen Buchstaben den Namen Derjenigen verkündet, die unter diesem Hügel eingesenkt wurde. Aber nun stand es verlassen in seiner Pracht, verlassen und einsam wie die welke Hülle, die darunter schlummerte; denn trotz des herrlichen Denksteines schien sich doch Niemand um diesen Grabeshügel zu bekümmern; keine Blume zierte die Decke, kein Liebeszeichen eines dankbar anhänglichen Herzens; nur das stolze Monument von dunklem Granit stand einsam zu seinem Haupte.

Doch jetzt nahen Schritte; der Trauerkleider nach sind es Angehörige der Verstorbenen, welche an das Grab treten. Aber achtlos schweifen ihre Blicke über den Hügel hinweg, und heften sich finster und grollend auf das kostbare Denkmal.

„Da steht es ja, das unnütze Ding, das uns so schweres Geld kostet!“ rief die Eine der Frauen und musterte mit erbitterter Miene das Monument. „Ob die Alte von Sinnen war, solche Bestimmung in ihrem Testamente zu treffen! Für die geizige alte Jungfer war ein hölzernes Kreuz reichlich gut genug!“

„„Nun ich dächte, Du gerade könntest den Verlust ertragen, Sophie!““ spottete ihre Begleiterin mit scharfem Tone. „„Dich hat ja die Alte in ihrem Testament so wohl bedacht, daß Du aus eigenem Antrieb ein noch viel schöneres

Denkmal ihr setzen müßtest! — Aber ich! Wie hat sie mich behandelt! Ich war die Haupterbin, und habe ein Legat erhalten nicht größer als das ihres Dienstmädchens! Es ist abscheulich! Hörst Du es, Alte?"" Und dabei schüttelte die Frau in heftigem Zorne ihre Hand gegen das Grab, als könne die Todte ihre Worte vernehmen.

„Warum hast Du Dich so wenig um sie gekümmert? Du kannst Dich nicht wundern, Therese!" sagte die Andere gleichgiltig und wandte sich von dem Grabe; ihre Gefährtin aber ging schnell hinter ihr drein, und der Streit, der sich nun zwischen den Beiden entspann, zog noch lange in traurigen Klängen über die stillen Gräber dahin. —

Bald traten zwei Männer an den Hügel der Alten. „Da seht es selbst, welch ein pomphaftes Monument sie sich errichten ließ!" rief der Eine voll Eifer. „Dazu hatte sie in ihrem Testament besondere Bestimmungen getroffen! O welche Eitelkeit der Eitelkeiten, die auch nach dem Tode auf dem Grabe fortlebt!" Der Andere dagegen sagte: „„Aber den Armen unserer Stadt, ihnen hätte sie wenigstens doch einen Theil ihres Vermögens hinterlassen sollen! Aber keinen Kreuzer haben sie bekommen! Verzeih' es ihr Gott!"" —

Auch diese Beiden verließen bald den Hügel; kein Blick der Liebe und der Theilnahme für die Entschlafene streifte darüber hin; nur Groll und Unzufriedenheit folgten der in die Gruft, die, vom geizigsten Geize versteint, kein Herz der Liebe und des Erbarmens für ihre Mitmenschen hatte. —

Und es traten wieder zwei Wanderer ein. „Sieh' da, wie schön!" rief einer der Herankommenden, und deutete nach dem Monumente. „Wahrlich, lieber Freund," wandte er sich dann zu seinem Begleiter, „das haben Sie prächtig gearbeitet, es macht Ihnen alle Ehre!"

„„Man macht es so gut, als man eben kann!"" entgegnete der Angeredete. „„Die Erben würden mich lieber steinigen, als mir einen Gulden mehr für die Arbeit zahlen, wie es im Testamente bestimmt war. Wie ich es diesen habgierigen Menschen gönne, daß sie dieß Denkmal errichten mußten, wollten sie überhaupt Ansprüche an das Erbe machen! Ich — natürlich, kann mich über solche Bestimmung nur freuen, denn mir brachte sie Arbeit. Wirst es mir auch nicht

verargen, gute Alte, daß ich bei dem Werke an meinen Vortheil gedacht,"" fuhr er dann munter fort, zum Grabe gewendet; „„du wußtest ja selbst immer am Besten, wo Vortheil zu finden war!""

Lachend gingen die Männer weiter. — —

Dicht an das Grab des Reichthums grenzte die Ruhestätte der Armuth, der grüne Hügel eines armen Kindes. Es lag mit seinem schlichten Holzkreuzlein so dicht neben dem Monumente der reichen Frau, daß seine Blumen mit ihren Glocken den kalten Stein berührten; der Duft zog von dem kleinen Grabe hinüber nach der kahlen, vornehmen Ruhestätte, wie ein Friedensgruß des dürftigen Knaben, der daneben schlummerte.

Da kam langsamen Schrittes eine junge, unscheinbar gekleidete Frau daher, das Haupt tief auf die Brust gesenkt, und mit den rothgeweinten Augen düster vor sich hinblickend. — Als sie sich dem kleinen frischen Grabhügel näherte, streckte sie ihm heftig die Hände entgegen und sank mit leisem Wimmern vor demselben in die Kniee. Mit ihren Armen umfing sie das liebe Grab, und tief hinein in die Blumen drückte sie das kummerschwere Haupt.

Ein kleiner Vogel flatterte zwitschernd in dem niedern Gebüsch an ihrer Seite, als wolle er die Jammervolle trösten; auch die Lüfte strichen schmeichelnd durch die Blumen und Gräser.

Jetzt hob das Weib das Haupt empor, und öffnete ein kleines Kästchen, das sie unter dem Arme getragen und dicht neben sich hingestellt hatte. Sie nahm aus demselben ein winziges Muttergottesaltärchen, Wachsenglein vom Christbaume und Gipsschäfchen von der Weihnachtskrippe. Es war das Lieblingsspielzeug ihres Knaben und der treuen Mutter das kostbarste Besitzthum, das theuerste Kleinod ihres Herzens. Jeden Abend war es mit ihm schlafen gegangen, jeden Morgen hatte er es zuerst begrüßt, und seine Händlein hielten dasselbe noch umfaßt, als der Tod bereits seine Augen schloß. Die Mutter legte dieß Alles ihrem Knaben — noch als sein Eigenthum — auf das Grab, betete leise, und wollte dann wieder still davon gehen, wie sie gekommen.

Da — streifte ihr Auge das hohe, kostbare Denkmal, neben welchem sie gekniet, und gedankenlos las sie die Auf-

schrift. Aber heftig schrack sie jetzt zusammen, und ihre Kniee zitterten, daß sie sich an dem Steine fest halten mußte.

„O mein Gott, sie liegt hier! Und neben meinem Kinde!“ sprach die Arme, und Thränen stürzten über ihre Wangen. Von Neuem wogte ein wilder Schmerz in ihrer Brust, denn der Name Derjenigen, die hier neben dem kleinen Grabe ruhte, führte ihr den ganzen Jammer der letzten Jahre wieder vor die Seele. Wie sie gemeinsam mit dem kranken hinfälligen Gatten gearbeitet und sich gemüht, Noth und Elend von ihrer Schwelle fern zu halten; wie aber dennoch alle Anstrengung vergebens gewesen, das empfangene und mit wucherischen Zinsen belastete Darlehen der alten Jungfer zur rechten Zeit ganz zurückzahlen zu können, und so das Unglück hereinbrach. Den siechen Mann verzehrte der Gram im Schuldthurm, und das Kind, die letzte Freude der verzweifelnden Mutter, krankte in Armuth und Elend, bis das Grab auch sein theures Antlitz deckte.

Und all das Leid hätte sie verhindern können, die nun unter dem stolzen Grabmal schlummert, wäre ihr Herz nicht härter gewesen, als der Stein zu ihrem Haupte.

„Und mein Kind neben Der, die mein Glück gemordet!“ rief sie erbittert, und griff nach den Blumen des kleinen Grabes, welche sich nach dem kalten Steine hinüber senkten. „Sie braucht keine Blumen! Von mir wahrlich keine!“ murmelte sie unmuthig, und riß die Blumen von dem Denkmale fort, als wollte sie jede Gemeinschaft zwischen den beiden Gräbern trennen.

Aber — da mit Einem Male klang durch die mildeste Frühlingsluft, wie ein Gottesmahnen, aus der nahen Todtenkapelle das süße Ave-Maria-Geläute. Unwillkürlich blickte das aufgeregte Weib zum Himmel empor. Anmuthig und rosig glänzte dort das Abendroth so traulich und so friedlich — wie ein Zeichen der Versöhnung. Es verklärte sowohl das Grab ihres Kindes, wie auch das ihrer Feindin, und wundersam von ihm angeglüht leuchteten die Blumen und das Denkmal. Ihr war es nun, als klinge ihr aus dem Angelus-Domini-Geläute mild und hehr die Mahnung des Apostels Paulus in die Seele: „Brüder, lasset über euerm Zorn die Sonne nicht untergehen!“

Da erbebte das Herz der Unglücklichen, und mit beiden

Händen das Antlitz verhüllend, brach sie kraftlos zusammen. Lange verharrte sie so, und was ihre arme wunde Brust bewegte, das sah nur Der dort oben, Der alle Seufzer vernimmt.

Endlich zog aber auch in dieß schwer geprüfte Herz der Sonnenstrahl göttlicher Liebe. Nachdem sie den englischen Gruß gebetet hatte, war es ihr, als streckte ihr kleines Kind seine Arme aus dem Grabe empor, und legte sie bittend an das Herz der Mutter.

Und — schwebte der Glockenton vom Angelus-Domini-Gruß nicht über beide und alle Gräber hin? Und — klingt aus ihm nicht die Botschaft der Gottes-Begnadigung für alle armen Sünder, die da buß- und friedfertig sind? Und — kann Jemand bei Gott Gnade finden, der da in der Unversöhnlichkeit beharret? Und das Kreuzlein auf des Kindes Grab — winkte es im Abendrothe nicht: „Friede! Verzeihung! Vergessen!?"

Langsam beugte das Weib ihr Antlitz über den blühenden Hügel ihres Knaben, und die Blumen, die sie so eben noch wild und erbittert vom Grabmal der Feindin weggerissen, senkte sie nun sanft wieder nach dem kalten Steine hin, und demüthig zum Himmel aufblickend betete die einsame Mutter: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!" —

12.

Beruhigung einer ängstlichen Muttersorge.

(Aus: Bilder aus der Seelsorge.)

Der heilige Vincenzius von Paul sagte zu einer Mutter, die er über die Zukunft ihres Sohnes ängstlich besorgt und betrübt sah:

„Geben Sie das Kind und die Mutter unserm Herrn, und Er wird Ihnen von Beiden gute Rechnung ablegen. Lassen Sie Ihn nur seinen Willen an ihm und Ihnen erfüllen. Erwarten Sie diesen Willen bei der Verrichtung Ihrer Uebungen und wünschen Sie keine andere; das eben ist genug, um sich gänzlich Gott zu ergeben. O wie wenig

wird dazu erfordert, um ganz heilig zu sein! Das höchste und beinah' einzige Mittel besteht darin, daß man in Allem den göttlichen Willen thue." —

13.

Lehrworte eines Kurfürsten an seinen Sohn.

(Aus: Münchener Jugendfreund, 1863.)

Max Emanuel, Kurfürst von Bayern (gestorben im Jahre 1726), schrieb an seinen fünfjährigen Sohn Joseph Ferdinand (gestorben 1699) den folgenden Brief:

„Herzlieber Sohn! Daß Du Dir die Hand hast führen lassen, um schriftlich bei mir Deine Erste Bitte für die von mir zu wohlverdienter Strafe abgedankte Compagnie Hartschiere auszusprechen, hat mir um desto mehr eine recht innerliche Erquickung gemacht, indem ich daraus die gute Neigung Deines Gemüthes, so Dich zum Mitleiden, zur Sanftmüthigkeit bewegt, habe verspüren können: Derohalben Deine Vorbitte allein bei mir vermochte, den Pardon, um welchen Du mich gebeten, ersagter Compagnie zu ertheilen. Eben Dein gutes Gemüth und andere Gaben, so zu Deinem Alter genugsam erscheinen, und mit welchen Dich Gott der Allmächtige zu Deiner höchsten Consulation begnadet, *) machen, daß ich mich billig versehen kann, Du werdest auch meine Erste väterliche Ermahnung also beherzigen und in Dein Gemüth und Gedächtniß einprägen, daß Du allezeit selbe vor Augen haben und solchen nachkommen werdest, welche bestehen, daß Du allezeit:

1. die Furcht Gottes vor allen Sachen im Herzen haben und gedenken sollest, daß aller Anfang Deines zeitlichen und ewigen Glückes von demselben herrühre und komme.
2. Den Gehorsam gegen mich und Diejenigen, so zu Deiner Education (Erziehung) ohne einzige Widerspenstigkeit zu beobachten, und gedenken, daß, wenn

---

*) Der Prinz war von Carl II., König von Spanien, zum Universalerben der spanischen Monarchie eingesetzt worden. —

man Dir Etwas untersagt oder Dich ermahnt — wann es Dich auch schon hart ankommt — Alles zu Deinem Besten geschehen sei.

3. Wann Du von Tugenden Deiner Voreltern oder anderer großen Fürsten erzählen hörst, Dich nach Proportion Deines Alters selben nachzuahmen befleißest, dagegen Abscheu vor allen Lastern haben solleſt.

4. Gleichwie nichts Schöneres an einem großen Fürsten, als alle seine Wissenschaften zu haben, also mach' Dir eine Begierde, Alles zu lernen und zu wissen, was einem Fürsten wohl ansteht; deßwegen sei nicht verdrießlich, bei Deinen jetzigen jungen Jahren Dich in solchem Anfang unterweisen zu lassen, und Alles von Deinen Meistern, die Dir werden zugegeben, billig anzunehmen.

5. Ermahne ich Dich absonderlich, den Zorn und die Heftigkeit zu meistern, und Dich zu überwinden; auch thue es desto mehr, Dich dazu anzustrengen, weil es scheint, daß Deine Natur dahin inclinirt (sich neigt).

6. Letztlich sei niemals undankbar gegen alle Diejenigen, die für Dich arbeiten und sorgen, auch gegen Jene, die Dir treu dienen; gedenke, daß es eine von den größten Glückseligkeiten eines Fürsten ist, den Leuten Gutes thun zu können.

Da nun ich Dir Deine erste Bitte nicht abgeschlagen habe, so hoffe ich billig, Du wirst mir auch diese meine ersten Begehren erfüllen, und mithin alles Glück und allen Segen vom Himmel über Dich ziehen, welches ich Dir von treuestem väterlichem Herzen wünsche, auch eben darum von Grund desselben Dir meinen väterlichen Segen hiermit ertheile und beständig verbleibe

Brüssel am 22. November 1697.

Dein guter und treuer Vater
Max Emanuel,
Kurfürst."

14.

Frühzeitige Sanftmuth.

(Aus: Erklärung des katholischen Katechismus von P. J. Deharbe.)

Der heilige Stanislaus Kostka hatte von seinem ältern Bruder Paul sehr viel zu leiden, weil er dessen leichtsinnige Lebensweise mißbilligte und demselben durch brüderliche Ermahnungen und besonders durch sein tugendsames Betragen lästig ward.

Paul fing damit an, seinen frommen Bruder verächtlich zu behandeln und auf die empfindlichste Weise zu necken. Er machte demselben bittere Vorwürfe, als nähme er zu wenig Rücksicht auf ihn, den älteren, und vergaß sich mehrere Male so weit, daß er mit Stößen und Schlägen den Unschuldigen mißhandelte. Stanislaus erduldete diese häusliche, um der Gerechtigkeit willen entstandene Verfolgung zwei Jahre lang mit unerschütterlicher Geduld und mit Stillschweigen. Er vergalt das erlittene Unrecht mit Sanftmuth und Liebe und bemühte sich, wo er, seiner Unschuld und Frömmigkeit unbeschadet, nur immer konnte, seinem herzlosen Bruder gefällig zu sein und durch allerlei selbst niedrige und beschwerliche Dienstleistungen dessen Liebe zu gewinnen.

Paul blieb indessen ungerührt; Stanislaus machte aber durch diese fortwährende Uebung der Liebe, der Sanftmuth und Geduld so reißende Fortschritte in der Heiligkeit, daß er in einer schweren Krankheit, die ihn befiel, von einem Engel die heilige Wegzehrung empfing, und bald darauf einer Erscheinung der allerseligsten Jungfrau Maria gewürdigt wurde, wobei dieselbe das göttliche Christkind in seine Arme legte, damit er es herze und liebkose.

Welch herrliche Belohnung für die bewiesene Sanftmuth!

15.

Gebräuche bei'm Tod eines Kindes.

Kinder=Begräbniß bei den Indianern.

(Nach: Mexiko. Landschaftsbilder von C. Sartorius.)

In den Indianer=Familien wird der Tod eines Kindes unter sieben Jahren geradezu als ein „Freudenfest" gefeiert, weil ja seine mit der heiligen Taufgnade umkleidete Seele, die ganz rein ist, ohne von den Flammen des Fegfeuers berührt zu werden, geradezu in die ewige Seligkeit des Himmels eingeht.

Der kleine Leichnam wird auf's Bunteste mit Blumen und Bändern geschmückt, auf ein Brett gebunden und in einer Ecke der Hütte unter dem Crucifixe aufgestellt, in einer Art Nische, die man von Zweigen und Blüthen flicht und mit vielen Kerzen erleuchtet. Mit dem Einbruche der Nacht verkünden einige Raketen das Velorio, Musik ertönt und der Taufpathe bewirthet die Familie und Nachbarn; und die Freude ob der Seligkeit des gestorbenen Kindes, welche ihm dort unter allen Engeln und Heiligen der göttliche Kinderfreund bereitet, löst sich sogar in lautes Jubeln und zuletzt sogar in einen fröhlichen Tanz auf. Die Gesellschaft verbleibt bis zum Morgen und wandert dann sogleich zur Beerdigung mit auf den Gottesacker. Die Bahre ist schnell aus einigen Stangen zusammengebunden, eine Matte dient als Sarg; der Geistliche geht mit drei Kreuzträgern raschen Schrittes voraus, segnet dann den Leichnam ein, und so wird er in die Erde gesenkt, um wieder Erde zu werden. Jeder der Anwesenden wirft eine Hand voll Staub als Decke auf, die Grube wird gefüllt und festgestampft, ein Kreuzlein oder ein Muttergottes= oder Schutzengels=Bildchen auf das Grab gestellt, und mit einem heiteren Blicke zum Himmel, wo jetzt das verklärte Kind für immer im Anschauen Gottes frohlockt, verläßt man die Stätte des Todes und der Vernichtung. Alle athmen gleichsam im Frieden des heiligen Oster=Evangeliums.

Und beklagt etwa Jemand eine Mutter, deren kleines Kind man begraben hat, so wird sie trostvoll sagen: „Ich hatte ihn lieb, den kleinen Engel; aber ich freue mich, daß er

glückselig ist, ohne hinieden den Schmerz des Lebens — und jenseits die Martern des Fegfeuers erfahren zu müssen! Gottes Erbarmen gebe uns dereinst ein fröhliches Wiedersehen!" — Keine Thräne blinkt in ihrem Auge; ihr Kind ist ja bei Gott und betet dort auch für sie! —

Kinder-Begräbniß zu St. Heinrich.

(Nach: In den Voralpen. Skizzen aus Oberbayern.)

In dem Kirchlein zu St. Heinrich am Würmsee in Bayern besteht ein eigener Gebrauch bei'm Sterben eines Kindes.

In einer Nische stehen Kreuzlein, unten zugespitzt, mitten in einem künstlichen Kranz von grünen Blättern und weißen Blüthen. — Wenn nun ein Kind stirbt, dann stellt man ein solches Kreuz in das Heiligthum und legt einen Kranz um dasselbe. — Nebendran steht bedeutsamer Weise der Taufstein. —

Kinder-Begräbniß zu Mailand.

(Aus dem Venediger- und Longobardenland von Dr. S. Brunner.)

In Mailand ist es üblich, daß bei Kinderleichen Knaben als Träger verwendet werden, die vollkommen so gekleidet sind — wie man auf Gemälden oft Engel dargestellt findet. Die Kleidung dieser Engel ist ein Talar, über diesem eine weiße Tunika mit goldenem Gürtel um die Lenden geschlossen, und große Flügel aus Pappenstil mit Rauschgold, in azurblauen und carminröthlichen Farben, an den Schultern.

Eben trugen ein paar Knaben in diesem Kostüm ein gestorbenes Mädchen, das, nach der Sarggröße, im sechsten bis achten Jahre gestanden haben mochte. Eine goldene Krone schwebte auf dem Sarge. —

Der Gedanke mit den Engeln, die das todte Kind tragen, wenn er auch mittelmäßig ausgeführt wird, und die Engelkleidung Manches zu wünschen übrig läßt, hat doch etwas unendlich Rührendes. Engel tragen ja die Seele eines gestorbenen Kindes, die das Kleid der Taufgnade schmückt, in die selige Engelwelt empor! —

16.

Ein herrliches Crucifix von Elfenbein.

(Aus: Purpurviolen von Dr. J. B. Rousseau.)

In der kleinen „Kirche der Barmherzigkeit“ zu Avignon in Frankreich befindet sich ein weit und breit berühmtes Crucifix von Elfenbein.

Dieses köstliche Meisterwerk hat mit dem Kreuze, an dem es befestigt ist, eine Länge von vierundzwanzig Zoll. Jeder Nerv, jede Ader des so schwer leidenden Körpers Jesu Christi ist mit einer Feinheit und Wahrheit ausgedrückt, die selbst einen Anatomen in Erstaunen setzen. Betrachtet man dazu das hehre Antlitz des göttlichen Dulders, in welchem sich zwar ein Zug des menschlichen Schmerzes malt, den aber der Ausdruck der heiligsten Verklärung besiegt; so ist es zweifelhaft, ob in diesem Augenblick in dem Beschauer das Gefühl der religiösen Andacht, oder das der Bewunderung für den Meister, der dieses herzergreifende Werk gearbeitet hat, mächtiger ist. — In der That, nie hat die altgriechische Kunst mehr Leben in den Marmor gehaucht, als der Bildner dieses Crucifixes in das harte Elfenbein!

Leider! ist der Name des Künstlers unbekannt.

Die Kunstverständigen schreiben dieses rührende Meisterwerk zwar einer italienischen Hand zu; in Avignon behauptet man aber: es sei die Arbeit eines Gefangenen, den sie von der Todesstrafe errettet habe. —

17.

Das Crucifix der heiligen Zitta.

(Aus: Das Leben der heiligen Dienstmagd Zitta.)

In der Kirche von St. Frediano zu Lucca in Italien befindet sich noch heut zu Tage ein schönes, altehrwürdiges Kreuzbild, welches man das „Crucifix der heiligen Zitta“ nennt, weil sie eine besondere Verehrung für dasselbe hatte. —

Wenn die heilige Dienstmagd Zitta je irgendwo ein

Kreuz erblickte, fiel sie sogleich auf ihre Kniee und zerfloß in Thränen der Rührung vor einer Liebe, die so stark war, daß sie den Eingebornen Sohn Gottes aus seinem Himmel in diese Marter hineinzog. — Die drei Gebenedeiten, die bei dem Tode des Welterlösers unter seinem Kreuze standen, seine heilige Mutter, sein jungfräulicher Jünger St. Johannes der Evangelist, und die heilige Büßerin Maria Magdalena — verehrte Zitta — nach ihrem Blutbräutigam Jesus Christus — über Alles, weil sie in ihnen seine Lieblinge liebte. Jede Frau, die den holden Namen „Maria“ trug, blickte sie zärtlich an und wünschte, ihr dienen zu können: zum Andenken an die schmerzhafte Mutter des Gekreuzigten, welche durch ihre standhafteste Ausdauer im Martyrium ihres Mitleids diesen Namen so holdselig gemacht hat.

Als sie einstmals im innigen Gebete vor jenem Crucifix in der Kirche St. Frediano lag, redete sogar der Gekreuzigte lind und süß zu seiner demüthigsten Magd.

Eine solche Gnade erwies er ihr! Denn ihre Frömmigkeit bestand darin, daß sie nicht allein vor dem Crucifixe kniete und betete und weinte, sondern auch die Früchte der ächten Kreuzbetrachtung und Kreuzesliebe trug, an denen sie erkannt wird: Gottes- und Nächstenliebe, Gehorsam und Barmherzigkeit, Selbstabtödtung und mit der Gnade Gottes der Wandel auf dem Wege der Weltverachtung und der strengsten Büßungen.

Ihr Weg blieb allein der heilige Kreuzweg, auf dem sie den Himmel gesucht und gottselig auch gefunden hat. —

18.

Der Kreuzberg zu Krumau.

(Aus: Die Burgen und Schlösser Böhmens von Heber.)

Im Jahre 1460 wohnte zu Krumau ein Bürger und Kupferschmied, Namens Hollenhammer, der von den Juden viel altes Kupfer kaufte.

Bei einem solchen Kaufe ereignete es sich, daß ihm ein Jude sehr viel altes zerschlagenes Kupfer brachte, das der Kupferschmied sogleich zum Schmelzofen bringen ließ. — Als

nun das Kupfer schmolz, gewahrte der Meister, daß ein Klumpen obenauf schwamm, sich im Sude hin und her bewegte und doch der Macht der Glut nicht wich. Der Meister, welcher meinte, daß ihn der Jude betrogen, nahm, um dieß zu untersuchen, die Zange, hob den Klumpen heraus und begann daran zu hämmern, als sich derselbe plötzlich nach der Länge und Breite streckte, und der gekreuzigte Heiland sichtbar wurde. Hierüber hoch erstaunt, verehrte der Meister demüthiglich den Gekreuzigten, bewahrte ihn sorgfältig in seinem Hause auf, welches Kleinod dann an die Nachkommen vererbt wurde, bis endlich im Jahre 1696 Reikin, die letzte Besitzerin, dasselbe auf dem Todtenbette dem damaligen Rathe Langer mit der Bitte übergab, das Crucifix in eine Kirche zur allgemeinen Verehrung unterzubringen.

Als Christoph Kopp, ein frommer Geistlicher, von diesem Wunderbilde hörte, durchwanderte er Krumau's Umgebung, und suchte eine Stätte, wo dieses Kreuz erhöht werden könnte, damit es vor Wind und Wetter geschützt sein würde; denn böse Wetter mit Frost, Regenschauer und Hagel hatten schon seit einigen Jahren die Ernte der Krumauer vernichtet. Sein frommer Glaube hat sich auch bewährt, als das Crucifix auf der vormals „Calvarienberg" genannten Anhöhe aufgestellt wurde. — Stephan Reinhart ließ darüber im Jahre 1714 eine Kapelle bauen, Veronika Simin daneben drei Stationen errichten, der damalige Herzog von Krumau aber einen Kreuzgang und noch neun Stationen.

Seit jener Zeit nun wird diese Anhöhe der „Kreuzberg" genannt. —

19.

Die Gründung der Berger-Kirche bei Herford.

(Aus: Deutsche Sagen, herausgegeben von Dr. Heinrich Pröhle.)

Zu Anfange des elften Jahrhunderts erschien die heilige Jungfrau Maria in Gestalt einer Taube einem Schäfer, der am Fuße des Luttenberges bei Herford seine Heerde weidete. Sie setzte sich auf seinen Hirtenstab und befahl ihm, der Aebtissin von Herford zu verkünden: daß da, wo er seinen

Stab in die Erde gesteckt habe, ihr eine Stiftskirche gebaut werden solle. Der Schäfer that, wie ihm geboten war, wurde aber in der Abtei eingesperrt.

Da setzte sich einem zweiten Schäfer am Luttenberge eine Taube auf den Hirtenstab und befahl ihm, der Aebtissin von Herford das Nämliche zu sagen. Auch dieser Schäfer wurde als Lügner in der Abtei eingesperrt.

Allein in der nächsten Nacht träumte die Aebtissin selbst, dort, wo sich eine Flucht Tauben niederlassen werde, möge man eine Marienkirche gründen. — Am Morgen erblickte sie wirklich diese Flucht Tauben. Sie ließen sich auf drei Eichen in der Nähe des Luttenberges nieder.

Nun wurde der Bau der Stiftskirche, vom Volke das „Fräuleinstift" geheißen, begonnen. — Am 18. Juni 1011 weihte der Bischof Mainwerkus von Paderborn das Gebäude ein. —

Zu Ehren der Tauben-Erscheinung und der Weihe wird noch jetzt die Kirmeß oder der Kirchweihmarkt gefeiert und die „Vision" genannt.

Der 18. Juni jeden Jahres ist der Haupttag der Vision. An diesem Tage wurde noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts feierlicher Gottesdienst gehalten. — Zu jener Zeit dauerte die „Vision" vom 9. Juni bis zum 27. Juni. Am 9. Juni ließ die Küsterin ein Fähnlein auf einem gewissen Baume des Luttenberges aufstecken. Am 27. Juni wurde das Fähnlein wieder abgenommen. Damit war die Kirmeß zu Ende. —

20.

Die von Jesus gesegneten Rosenkränze.

(Aus: Erbauliche Blätter von P. Franz Ratte.)

Johanna vom Kreuz, Aebtissin in dem fünf Meilen von Madrid zu Cuba gelegenen Kloster „Santa Maria vom Kreuz," des Ordens der Tertiarierinnen, war ob ihrer kindlichen Gottinnigkeit von dem Herrn mit vielen Wunderzeichen begnadigt, davon nur Eines hier soll vorgeführt werden.

Da Gott seiner Dienerin so viele und große und ganz ungewöhnliche Gnaden ertheilt hatte, wurden die Klosterfrauen dadurch bewogen, ihre heilige Vorsteherin öfter zu bitten: sie wolle durch die Vermittelung ihres heiligen Schutzengels ihnen ihre Ringe und Rosenkränze von Christo dem Herrn selbst weihen und segnen lassen. Die ehrwürdige Mutter konnte ihren geistlichen Töchtern, welche sich bei dieser oft wiederholten eigenthümlichen Bitte auf die Liebe Gottes stützten, nicht länger mehr widerstehen, und versprach ihnen, ihren Schutzengel um diesen Liebesdienst zu ersuchen. —

Wie groß und lebendig ist hier der Glaube und Vertrauen von beiden Seiten! Nicht umsonst sagte ehedessen der göttliche Heiland dem Vater des kranken Sohnes: „Wenn Du glauben kannst, soll Deine Bitte erfüllt werden, dem Glaubenden ist Alles möglich!“ Mark. 9, 22. — Der heilige Schutzengel Johanna's sagte die Bitte zu: „„Der Herr wolle in seiner Güte und Barmherzigkeit diese Ringe und Rosenkränze seiner Bräute segnen und habe ihm befohlen, dieselben in den Himmel vor seine heilige Menschheit zu bringen und sie dann geweiht wieder auf die Erde zurückzutragen.““

Da brachten die glücklichen Nonnen an einem bestimmten Tage (des Jahres 1523) von diesen Gegenständen so viele zusammen, als sich nur finden ließen. Dieselben wurden alle in ein Kästchen eingeschlossen und von der ältesten Schwester des Klosters der Schlüssel bewahrt, während Johanna sich in's Gebet begab und gleich im Geiste verzückt ward. Nach einer Weile beredeten die Klosterfrauen Jene, welche den Schlüssel besaß, sie solle einmal das Kästchen aufschließen; gewiß sei der Engel Johanna's schon mit den Rosenkränzen zu dem Herrn gefahren. Sie gingen also miteinander und öffneten das Kästchen, und wie staunten sie, und wie wuchs ihr Vertrauen, als sie dasselbe ganz leer fanden! — Einige Zeit nachher kam die Mutter Johanna aus ihrer Verzückung wieder zu sich selbst, und — in demselben Augenblicke wurde das ganze Kloster von himmlischen Wohlgerüchen angefüllt, so daß die Schwestern sich nicht genug darüber verwundern konnten, und die ehrwürdige Oberin um die Ursache dieses lieblichen Duftes befragten. Johanna rief sie nun Alle zusammen und sprach: „Ihr lieben Schwestern,

kommet mit mir und sehet die Gnade, welche der gütige Gott uns erzeigt hat!“ — Als sie dann das Kästchen aufschlossen und den Deckel aufgehoben, sahen sie das Wunder der Güte Gottes: wie alle Rosenkränze und andere Andachtsgegenstände wieder darin lagen, und jener überirdische Wohlgeruch drang in starken Strömungen aus demselben hervor. Johanna erklärte den Schwestern: „der liebliche Geruch käme von den Rosenkränzen her, weil diese in den allerheiligsten Händen unsers Herrn Jesu Christi gewesen wären, der ihnen nicht allein seinen göttlichen Segen, sondern auch noch überdieß viele geheimnißvolle Kräfte und Gnaden mitgetheilt hätte.“

Diese Kräfte und Gnaden an den im Himmel geweihten Gegenständen bewährten sich bald durch zahllose Zeichen und Wunder, von denen viele kirchlich untersucht und approbirt worden sind. — Selbst König Philipp II. erbat sich und empfing einen solchen gesegneten Rosenkranz; ebenso der König Philipp III. und Königin Margaretha. Auch Papst Clemens VIII. hatte vor seiner Erhebung auf den heiligen Stuhl zu Rom in Spanien ein Original-Exemplar empfangen, welches er stets in hohen Ehren hielt. —

21.

Die Marien-Tafel am Wege.

(Aus: Ausflug nach Wien und Preßburg von Friedrich Hurter.)

Auf dem Wege von Linz nach Salzburg — eine kleine Entfernung über Frankenmarkt hinaus — steht im Wiesengrund dicht an der Straße eine Tafel, auf welcher vier Gnadenbilder der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria, nämlich die Marien von Mariazell, von Altenötting, von Mariahilf und von Köstendorf, daneben der heilige Leonhard und der heilige Wolfgang so unkünstlerisch als nur möglich gemalt sind.

So schlicht nun die Bildnerei, so rührend ist der Vers, welcher derselben zur Unterschrift dient und die Bitte enthält:

„Wenn ich einst von dieser Erde
Zum Gericht gerufen werde,
Maria, nimm Dich meiner an!
Führ' dem Richter zu Gemüthe:
Was am Kreuze seine Güte
Für uns Sünder hat gethan!"

(Errichtet zur Ehre Gottes und Mariens 1831.)

Fast kein Wandersmann oder Feldarbeiter zieht vorbei, ohne hier auf einige Augenblicke niederzuknieen, dieses Gebetlein zu sprechen, und dann, erfüllt vom Marien-Troste, still und froh von dannen zu pilgern. —

22.

Der Segen des heiligen Severin.

(Nach der Chronik von Köln.)

Der Bischof St. Severin hatte die Einwohner Köln's, nachdem er um's Jahr 362 zum Oberhaupte der Kölnischen Kirche erwählt worden, wieder auf den Weg des rechten Glaubens gebracht, und die Irrlehren, welche der Arianer Euphrates, der da Bischof zu Köln gewesen, verbreitet, ausgerottet, und achtundzwanzig Jahre sein hohes Amt mit Ernst und Umsicht, als ein frommer und demüthiger Diener der Kirche, verwaltet. Er kehrte, da die Ordnung in Köln jetzt hergestellt, und er seinen Diakon, den heiligen Evergislus, zum Priester geweiht, heim nach Bordeaux in Aquitanien, wo er einige Jahre später starb. —

Es geschah nun, daß es in dem ganzen kölnischen Lande in dreien Jahren gar nicht regnete, wodurch eine große Dürre und unbeschreibliche Noth entstand. Der heilige Evergislus, der seinem Meister im bischöflichen Amte gefolgt, erhielt in einem Traumgesichte die Weisung, daß diese Noth dadurch entstanden: „weil der Leichnam des heiligen Severinus nicht in Köln aufbewahrt würde." Es zogen darauf mehrere Bürger von Köln gen Bordeaux, und erhielten auch auf ihr inständiges Flehen die Hälfte von dem Leichnam des heiligen Bischofs.

Diese Reliquien wurden von den Kölnern mit der

größten Freude empfangen, und in der Kirche, die der heilige Severin außerhalb den Stadtmauern erbaut, und den heiligen Cornelius und Cyprianus geweiht hatte, beigesetzt.

Bald darauf kam ein fruchtbarer Regen, und so ward auch die Theuerung und Noth gehoben. —

23.

Die Heilung des Kaisers Heinrich II.

(Aus: Forschungen und Denkwürdigkeiten.)

Kaiser Heinrich II., dieser heilige Fürst, hatte sehr Peinliches an Seitenstechen und Steinschmerzen zu erdulden. Dieses Leiden verschlimmerte sich noch mehr, als er nach Italien reiste, um jenen Theil desselben, der ihm auf eine ungerechte Weise entrissen worden war, wieder zu gewinnen. Alle ärztliche Hilfe war vergebens!

Da begab er sich voll des Vertrauens auf den Berg Cassino, ging in die Kirche, wo einige von den Gebeinen des heiligen Ordensstifters Benedikt begraben liegen, und rief dort ihn und seine Schwester, die heilige Scholastika, um ihre Fürbitte an. — Während er aber vor dem Altare dieser Heiligen auf den Knieen lag, stieg in seiner Seele der Zweifel auf: ob dieß wohl auch die wirklichen Gebeine des heiligen Benedikt wären, oder ob sie, wie solches öfter zu geschehen pflegt, anders wohin wären versetzt worden? Allein er ließ sich dadurch in seiner Andacht nicht stören, sondern betete, und so inbrünstig, wie vorher.

Und sieh! in der folgenden Nacht erschien ihm Sanct Benedikt im Traume, nahm ihm den Stein, der ihm so große Schmerzen verursacht hatte, heraus und sprach: „Weil Du auf Gott und die Fürbitte der Heiligen so sehr vertrautest, so wurde ich von Gott gesandt, um Dich von Deinem Unglücke zu heilen. Ich bin Derjenige, dessen Reliquien Du für unächt hieltest! Und sieh, zum Beweise, daß dieß wirklich meine Gebeine seien, hab' ich Dich von Deinem Leiden geheilt!“

Heinrich erwachte, und fühlte nicht nur keinen Schmerz mehr, sondern sah in seiner Hand auch den Stein, der ihm

so große Schmerzen verursacht hatte. Er rief alle seine Freunde zusammen, zeigte ihnen den Stein und erzählte ihnen, wie ihn der heilige Benedikt geheilt hatte, indem er die Worte beifügte: „„Sehet, der ich früher in großer Gefahr des Todes war und so große Schmerzen litt, erscheine nun durch Gottes Barmherzigkeit gesund vor euch, und zeige euch hier sichtbar den Stachel des Todes, den ich gestern noch in meinem Leibe verschlossen trug!““ — Alle waren höchst erstaunt, und lobten Gott, der durch seinen auserwählten Diener St. Benedikt ihrem geliebten Kaiser die Gesundheit wieder hergestellt hatte.

Der Kaiser schenkte dem Kloster reiche Besitzungen, goldene, mit den kostbarsten Edelsteinen geschmückte Gefäße zum heiligen Dienste, löste einen prachtvollen Altar aus, den das Kloster um fünfhundert Goldgulden verpfänden mußte, sandte ihnen die herrlichsten kirchlichen Kleider, und erwies ihnen auch sonst noch viele andere Wohlthaten. —

24.

Eines Ritters Frevel, Strafe und Reue.

(Nach dem altdeutschen Sanct Anno-Liede.)

Gar viele Wunder geschahen zu Siegburg an dem Grabe des heiligen Anno, der achtzehn Jahre als Erzbischof die kölnische Kirche verwaltete.

Zur selben Zeit lebte aber in dem kölnischen Stifte ein rauher, wilder, hartherziger Ritter, Namens Volprecht, der durch seine Wildheit sich den Haß seines Lehnherrn zugezogen, und, um diesem zu widerstehen, sich in ein Bündniß mit dem bösen Feinde eingelassen. Wo der Satan nur immer konnte, suchte er den verblendeten Ritter anzufeuern, Gott und seine Heiligen zu lästern und zu verhöhnen, um seiner Seele um so gewisser zu sein.

So ritt eines Tages Ritter Volprecht, dessen Seele der Böse gänzlich umstrickt hatte, mit seinem Lehnherrn, dem Ritter Arnold, über Feld; da begann er mit gar mißlichen Reden — Gott zu leugnen, und dessen Heilige zu lästern. Da sein Lehnherr ihn darüber zu Rede stellte, und ihn an

die Wunder, welche zur Zeit am Grabe des heiligen Anno geschahen, erinnerte, begann er noch schmählicher zu schimpfen, und — lästerte den heiligen Anno.

Da sie in die Nähe der Siegburger Abtei gekommen, vermaß er sich zu sagen: „daß der heilige Anno immer in Sünden gelebt, und alle seine Wunder geradezu Trug seien.“ Da floß ihm aber auf der Stelle sein linkes Auge gleich Wasser aus dem Kopfe. Noch kam der Verstockte nicht zur Erkenntniß, und fuhr noch immer mit seinen frevelhaften Reden fort; bis er auf Ein Mal, wie vom Schlage getroffen, vom Rosse sank, und das rechte Auge ihm ebenfalls aus dem Kopfe floß.

Laut fing er nun an zu jammern, und Alle, die ihn also jammernd und also mißstaltet sahen, beteten zu Gott, und bezeichneten sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Die Priester der Abtei kamen, auf das Begehren des Lehnherrn, hinzu, und brachten ihn in die Kirche, wo Ritter Volprecht auch auf ihr Zureden aufrichtig beichtete. Da er seine Sünden innig bereute, und laut zum heiligen Anno um Verzeihung und Gnade flehte, wurde sein Flehen erhört, und in den leeren Augenhöhlen wuchsen alsobald wieder neue Augen, so daß er völlig, wie zuvor, sehen konnte.

Volprecht bekehrte sich gänzlich, unternahm darauf eine Fahrt in das heilige Land, um Gott für seine Gnade zu danken, und starb auf dieser Pilgerung eines seligen Todes. —

25.

Die besten Räthe.

Der König Alphons von Arragonien wurde einst gefragt: welche Räthe er für die besten halte?

Und ohne sich lange zu besinnen, antwortete er: „Die besten Räthe sind — gute Bücher; denn diese sagen mir ohne Furcht, ohne Schmeichelei, ohne irgend eine Nebenabsicht Alles treulich, was mir heilsam ist!“ —

26.

Das Gefäß voll Schlangen.

(Aus: Das Leben des heiligen Abtes Odo.)

Der heilige Odo, zweiter Abt von Cluny, geboren zu Tours im Jahre 879, war der Sohn eines angesehenen Edelmannes, der den Namen Abbo führte. Seine ersten Jahre brachte er bei Fulco, Grafen von Anjou, und bei Wilhelm, Grafen von Auvergne und Herzog von Aquitanien, zu, welcher Letztere nachher die Abtei Cluny stiftete.

Von Kindheit an zeigte Odo Liebe zur Frömmigkeit und zum Gebete, widmete sich den Wissenschaften und Andachts-Uebungen am Grabe des heiligen Bischofs Martinus von Tours. Mit seinem Tugendwandel verband er eine große Wohlthätigkeit gegen die Armen. In Tours selbst wurde er Kleriker, war einer der berühmtesten Musiker seiner Zeit, und ob seines sittlichen Wandels allgemein verehrt. Dreißig Jahre alt, trat er als Mönch in das Kloster zu Cluny ein.

Neben der Lesung der heiligen Schrift beschäftigte er sich mit den Werken des heiligen Augustinus und anderer Väter der Kirche, und las auch noch mit Eifer — die Schriften heidnischer Klassiker. — Als er einst den römischen Dichter Virgil gelesen, fiel er in einen Schlaf, während dessen er ein Gefäß voll Schlangen sah, mit der Erläuterung: „Die Schlangen seien diese heidnischen Bücher.“ — Von dieser Zeit las Odo kein heidnisches Buch mehr. —

27.

Schlechte Bücher gehören in's Feuer.

Als der heilige Aloysius von Gonzaga in seiner Jugend eine Erzählungs-Schrift, die man „Roman“ zu nennen pflegt, gefunden, die er aber ihrem giftigen Inhalte nach nicht kannte; fing er darin zu lesen an, weil er sie für ein gutes Buch hielt. Kaum hatte er jedoch mehr

als den Titel davon gelesen, so warf er das Buch in's Feuer. Ja, er lief davon und wusch sich auch noch die Hände, weil er mit den Händen dessen Deckel berührt hatte; indem er überzeugt war: daß es für die Unschuld nichts Gefährlicheres und Traurigeres gebe, als solche sittenlose Bücher. —

Wie wahr ist's, was deßhalb der heilige Bonaventura ehedessen, und für immer, gelehrt hat, wenn er gesagt: „Eitle Lesung erzeugt eitle Gedanken und löscht die Andacht aus!“ —

Und mit Recht ermahnt der heilige Alphons von Liguori die Eltern mit den ernstgemeinten Worten: „Verbietet, o Hausväter! euern Kindern auf's Strengste — Romane zu lesen! Denn sie lassen in den jungen unglücklichen Herzen gewisse schändliche Eindrücke zurück, die ihnen alle Andacht rauben, und sie reizen, sich von Sünde in Sünde zu stürzen!“ —

28.

Mutter und Tochter — und das Romane-Lesen.

(Aus: Leben der M. Th. Carolina von Lamourous von M. Abbé Pouget.)

1. Maria Theresia Carolina von Lamourous, die Stifterin und erste Oberin des Hauses der Frauen vom guten Hirten oder der Barmherzigkeit zu Bordeaux, nur genannt „die gute Mutter,“ wurde am 1. November 1754 zu Barsak, einem Marktflecken am linken Ufer der Garonne, in der Diözese Bordeaux in Frankreich, geboren. Ihre Eltern gehörten dem ansehnlichen Landadel jener Gegend an.

Bis zu ihrem zwölften Jahre lebte Theresia immer auf dem Lande. Ihre Mutter, voll zärtlicher Liebe gegen ihr Kind, wollte seine Erziehung einer andern Person nicht überlassen, und ward somit ihre einzige Lehrerin. Sie vernachlässigte aber auch kein Mittel, um jene Anlagen, die Gottes Huld dem Kinde geschenkt hatte, gehörig zu entwickeln, und es zu einem nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft heranzubilden, in der sie einst segenbringend auftreten sollte. Aber noch mehr war die Mutter bekümmert, ihr Kind zur

innigsten Frömmigkeit zu gewöhnen, um in ihr eine Heilige für den Himmel zu erziehen.

Kaum als die Kleine noch recht gehen konnte, fühlte sich schon die Mutter glücklich, dieselbe an jedem Sonn- und Feiertage mit sich in die Kirche zu führen. Die fromme Mutter hielt sich für ihre Mühen und Sorgen in der Erziehung ihres Kindes hinreichend belohnt, wenn sie die Eingezogenheit desselben im Hause Gottes beobachten und den Eifer bemerken konnte, mit welchem es seine Gebetlein vor dem Altare des Herrn verrichtete.

Theresia hatte eine besondere Freude an Allem, was da zu den Uebungen der Frömmigkeit und zu den Werken der Nächstenliebe gehörte. Sie war die älteste unter ihren Schwestern und deren Vorbild. Sie besaß eine große Liebe zu ihren Geschwistern und unterstützte die Mutter in der Erziehung derselben mit einer Reife des Geistes, die ihr Alter überragte; sie unterrichtete dieselben, und lehrte sie Gott kennen, Gott lieben und zu Ihm beten. Mit ihrer Frömmigkeit verband sie den freudigsten und fröhlichsten Sinn. Ihre kindlichen Gespräche waren darum nicht nur erbauend, sondern auch die Kinder erheiternd.

Kaum ihrer ersten Kindheit entronnen, mußte sie fast immer bis zu ihrem Tode Kreuz und Leiden ertragen, wußte sich aber durch Demuth und Geduld dasselbe bei Gott stets verdienstlich zu machen. Man prägte ihr schon frühzeitig die Ueberzeugung ein, daß es ein besonderes Heil für die unsterbliche Seele sei, wenn man ohne Wehruf und Seufzen sein Kreuz und Leiden in der treuen Nachfolge Jesu Christi trage. Daher harrte sie in allem Weh Gott-ergeben aus, und wäre es auch so groß gewesen, daß es für ein Kind zu schwer erscheinen konnte. Sie schloß sogar mit Gott einen Vertrag, dessen fromme Einfalt unsere Bewunderung verdient. Auf den Knieen liegend vor einem Crucifix, rief sie einst betend aus: „Mein Herr und mein Gott, ich verspreche Dir, jeden Tag drei Kreuze auf mich zu nehmen; aber wenn es mehrere sind, so kann ich Dir nicht versprechen, daß ich dann meine Thränen zurückhalte!“ Und so war es auch; wenn ihr die göttliche Vorsehung Widersprüche und Trübsale zuschickte, dann beugte sie sich denselben mit frohem und großem Muthe; kamen aber mehr als drei, so murrte sie

nicht, sie beklagte sich auch nicht, aber sie weinte bis zum Genügen.

Jedoch diese kleinen und unwillkürlichen Leiden waren einer Seele, die einst Gott durch ihr Leben so sehr verherrlichen sollte, nicht ausreichend. Obgleich noch sehr jung, bewies Theresia schon große Neigung zur Selbstabtödtung. Man hat von einer ihrer Hausmägde erfahren, daß sie des Nachts zum Gebet aufstand, oder auch, um sich irgend ein anderes Bußwerk aufzulegen. Wenn sie aß, bemerkte man doch, daß sie oft sich derjenigen Speisen enthielt, die ihr am meisten zusagten. Sie ging auch öfter ganz allein in den Weinberg ihres Vaters, und errichtete sich daselbst eine Hütte aus Blättern, um die Einsamkeit der alten Eremiten nachzuahmen, deren Geschichte sie vernommen hatte. Dort blieb sie und hielt sich oft sehr lange auf, versenkt in Gebet und Betrachtungen. —

2. Theresia verstand mit Leichtigkeit den Ernst und das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden; und es kostete ihr keine Mühe, von den Jugendspielen zum Lernen sich zu wenden. Sie oblag dem vielfachen Unterrichte, den ihr ihre Mutter ertheilte, mit einem Fleiße, den Jedermann, der sie beobachtete, bewundern mußte.

Diese häusliche Erziehung bewirkte in ihr die edelste Art des Umganges, einen ganz ungezwungenen Ton im geselligen Verkehr, der sich aber immer in den Schranken des Schicklichen zu halten wußte, einen ganz offenen Charakter und vielfache Kenntnisse. Theresia wurde in der Rechenkunst, sogar in der Geometrie und in der Sternkunde unterrichtet, und selbst in Dem, was man die Kunst eines zierlichen Benehmens nennt. Auch den Erfahrungen in der Landwirthschaft blieb sie nicht fremd, und zeigte immer große Neigung zu den Feldarbeiten. In der Religion war sie aber vor Allem gründlich unterrichtet. Sie besaß Kenntnisse aus der Geschichte des Alten und Neuen Testaments, die einem Theologen Ehre gemacht hätten; und diese vielseitigen Kenntnisse wußte sie mit richtigem Scharfsinne zu ordnen und zu gebrauchen. Nie aber war sie stolz auf dieselben, und suchte sogar, wo und wie es immer nur möglich, ihre Talente und ihr verschiedenartiges Wissen zu verbergen.

Während der Zeit nun, als Frau von Lamourous ihre

Tochter noch bildete, hegte sie gegen dieselbe schon ein unbegrenztes Zutrauen. Sie offenbarte sich ihrem Kinde wie einer verständigen und erfahrenen Freundin. Zur Zeit des Tages konnten sie sich oft nur auf Augenblicke sehen und sprechen; dafür entschädigten sie sich des Abends. Nachdem schon Alle zur Ruhe gegangen, unterhielten sich Beide oft lange Zeit, um sich ihre innersten Gedanken und Gefühle mitzutheilen. Sie dienten einander gegenseitig — als wie Engel vom guten Rathe. — Theresia schrieb ihre Beichte auf, und legte sie der Mutter vor, welche oft einen Theil davon wegstrich. Aber auch die Mutter hatte keinen Anstand, manche Bedenklichkeiten des Gewissens ihrer Tochter vorzulegen und sich deren Einsicht zu Nutzen zu machen. Dieses Zutrauen, das hierin die Mutter ihrer Tochter erwies, verminderte auch nicht im Geringsten die Ehrfurcht und Zuneigung derselben. Diese Gesinnungen trugen nur dazu bei, der Mutter ihre Hausorgen zu vermindern und die Beschwerden derselben zu beseitigen, und ihr so das Mittel zu verschaffen, sich freier ihren Andachtsübungen ergeben zu können.

Theresia war ihrer Mutter gehorsam aus Neigung, wovon sie sich selbst nicht Rechenschaft geben konnte; aber damit nicht zufrieden, erbat sie sich von ihrer Mutter die besondere Gunst, ihr die Füße waschen zu dürfen, und wenn es ihr die Mutter erlaubte, dann küßte sie wie mit religiöser Ehrfurcht dieselben.

Mit heiliger Sorgfalt war sie gleichfalls bemüht, alles Unangenehme, wo es nur immer möglich, von ihrer Mutter fern zu halten. — So, zum Beispiel, hatte Frau von Lamourous einen großen Ekel gegen die Spinnen, sie konnte nur mit einer Art von Grauen die besagten Thierlein sehen; aber auch Theresia empfand den ähnlichen Abscheu. Kamen sie nun heim oder gingen sie aus, dann ging die Tochter allezeit voran, und entdeckte sie irgendwo ein solches Insekt, so that sie sich selbst Gewalt an, ergriff die Spinnengewebe, und suchte schleunigst dieselben von den Augen der Mutter zu entfernen.

Die Mutter betrachtete also ihre Tochter wie ihre vertrauteste Freundin. —

3. Theresia wollte sich immer mehr unterrichten, und

hatte eine entschiedene Neigung zum Lesen. Die Mutter war aber ob dieser Neigung ihrer Tochter nicht ganz unbesorgt.

Eines Tages nahm sie deßhalb dieselbe bei Seite und sprach: „Mein Kind, nun bist Du herangewachsen, ich muß Dich sonach vor einer Gefahr warnen, welche Dir zustoßen könnte. Es gibt nämlich eine Art sehr schlimmer Bücher, die man „Romane“ heißt. Hättest Du das Unglück, solche zu lesen, so würden sie unausbleiblich in Dir eine höchst beklagenswerthe Umstimmung hervorbringen. — Du liebst Gott, meine Tochter; Du liebst das Gebet; Du hast Freude an Deiner Pflicht-Erfüllung; Dein Sinn ist aufrichtig und Dein Herz ist gut; Du liebst Deine Mutter. Aber höre! sobald Du das Unglück hättest, solche Bücher zu lesen, dann würdest Du aufhören Gott zu lieben, dem Gebet zu obliegen, und würdest jeden ernsten Unterricht verabscheuen. Dein Geist würde eine falsche Richtung erhalten, Dein Herz würde verderbt werden, und Deine Liebe zu mir hätte ein Ende! So wie Du Dich später veranlaßt finden würdest, solche Bücher zu lesen, und ich Dir dann vielleicht nicht mehr meine Warnung geben könnte; so mögest Du Dich alsdann stets an Dasjenige erinnern, was ich Dir heute gesagt habe.“

Mit Ehrfurcht und Dank nahm Theresia diese hochwichtige Mahnung ihrer tugendhaften Mutter an, und versprach, ihr pünktlich zu folgen. —

Aber siehe da! einige Zeit nachher ward dieser Entschluß Theresia's wirklich auf die Probe gesetzt. — Sie befand sich einmal bei einer Person ihrer Bekanntschaft, und sogleich zog sie ein gleichfalls anwesendes und etwas leichtfertiges Fräulein in das Gespräch mit hinein, und man besprach das Lesen der verschiedenartigsten Unterhaltungsschriften und von der Geschmacks-Richtung bei der Auswahl der zu lesenden Bücher.

Und das Fräulein sprach zuletzt wie mit Begeisterung von einem ganz neu erschienenen Buche, das wohl Jedermann lesen müsse, der irgendwie auf Bildung Anspruch mache.

„Aber was ist das für ein Buch?“ fragte Theresia.

„„O es ist ein ganz neuer Roman!““

„Ein Roman?“ bemerkte Theresia fragend. „Ein Roman? — Ich habe nie einen solchen gelesen, und werde auch nie einen lesen!“

„„Warum denn?““

„Ich habe es meiner guten Mutter versprochen. Sie hat mir gesagt: wenn ich ein solches Buch läse, dann würde ich sie nicht mehr lieben.“

Die Antwort des Fräuleins war zunächst ein helles lautes Lachen, durchzuckt von einer spöttischen Miene. Und sogleich setzte das jugendliche Weltkind hinzu: „„Sie denken, nie einen Roman zu lesen? Ich versichere Sie, Sie werden einst doch Romane lesen!““

„Meinen Sie das wirklich?“ fragte Theresia mit aller Unbefangenheit.

„„Ja, ich glaube so, ja ich bin dessen gewiß, daß auch Sie solche noch lesen werden!““ betheuerte das Fräulein feierlichst. —

In Folge dieses Gespräches wähnte nun Theresia, sie sei dazu verdammt, dereinst Romane lesen zu müssen, und somit als nothwendige Folge erwarten zu sollen: daß sie Gott und ihre Mutter nicht mehr lieben könnte. Darüber wurde sie ganz betrübt und niedergeschlagen. Ihre Gesichtszüge, der treue Spiegel ihrer Seele, konnten dieß nicht verbergen.

Und kaum war Theresia heimgekehrt, so bemerkte die Mutter alsbald an ihr diese Gemüths-Verstimmung.

„Was fehlt Dir?“ fragte sie ihre Tochter.

„„O Mutter, ich bin nur ein wenig ermüdet!““ — Ihre zarte Gewissenhaftigkeit hinderte sie, mehr zu sagen; sie besorgte: sie könne jenes Fräulein, welches ihr diese peinlichen Empfindungen verursacht hatte, irgendwie verdächtigen und ihren Ruf in ein schiefes Licht bringen.

Ihre Mutter gab sich jedoch mit dieser Auskunft nicht zufrieden, und sagte wohlwollend und beruhigend: „Meine Tochter, da muß noch etwas Anderes sein! Es ist mit Dir etwas ganz Besonderes vorgegangen? — Sage mir aufrichtig, wie Du immer gegen mich gewesen, Dein Leiden!“

„„Nun gut, liebe Mutter, ich will es bekennen. — Sie haben mir gesagt: daß, wenn ich Romane läse, sich mein Herz verändern würde. Auf diese Deine Verheißung, die gar traurige, hab' ich Dir versprochen, Romane nie zu lesen. Aber Fräulein N. N. hat mich versichert und es betheuert, daß ich doch solche lesen würde. Dieser Gedanke hat mich schwer betrübt!““

„Aber, mein Kind, Du glaubst doch mir, Deiner Mutter? Und ich sage Dir geradezu: Es ist nicht so! — Schenkst Du mir denn noch Dein Zutrauen?"

„„Ja, gute Mutter!""

Frau von Lamourous, die ihre Tochter kannte, sagte ihr alsdann ganz entschieden: „Ich versichere Dich vor Gott — Du wirst Dein ganzes Leben keinen Roman lesen!"

Ein so kräftiges und sicheres Wort tröstete Theresia vollkommen. Sie war und blieb unbeugsam fest überzeugt, daß sie nie Romanen lesen werde. —

Theresia erreichte ein Alter von zweiundachtzig Jahren, und hatte wirklich niemals auch nur Einen Roman gelesen. — Ein Mal fiel ihr ein solches Buch in die Hände. Sie öffnete es; aber kaum hatte Sie dessen Inhalt entdeckt, so warf sie es mit Schrecken weit von sich.

Diejenigen, welche Theresia kannten, mußten aber auch bezeugen: „„daß ihr Herz bei dieser Entbehrung des Romane-Lesens viel gewann, und ihr Geist nichts dadurch verlor."" —

29.

Was der Neid vermag.*)

(Eine Schilderung von Berthold Rödiger.)

In der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte in dem Dorfe Castagno auf florentinischem Gebiet ein Knabe, Namens Andrea, der mit seiner Kraft, wie mit Wuthausbrüchen, deren er fähig war, der ganzen Nachbarschaft, und zwar schon in frühen Jahren, den peinlichsten Schrecken einjagte. Ein Waisenkind, wurde er von seinem Oheim in's Haus genommen, der, ohne ihm einen religiösen Unterricht ertheilen zu lassen, ihm die Ueberwachung seiner Heerde anvertraute; und diese behütete er auf eine Weise, als wäre er mitten in der friedlichen Landschaft von Florenz einer jener Hirten, die ihre Schafe gegen Wölfe und Tiger und ihr

---

*) Nach: Illustrirte Blätter für die gebildete Welt. —

Waidegebiet gegen feindliche Stämme zu vertheidigen haben. Wehe dem Thiere, wehe dem Kinde wie dem Erwachsenen, die es wagten, sich seiner Heerde oder auch nur den Feldern und Wiesen seines Oheims zu nähern! Das Gebiet, welches Andrea del Castagno beherrschte, wurde gemieden und dem Knaben wich alle Welt aus, um nicht in unangenehme Händel zu gerathen. So verbrachte Andrea, von Jedermann gescheut, eine einsame, wilde, gottferne Jugend, die gewiß anders geworden wäre, wenn er eine fromme, sanfte Mutter zur Seite gehabt hätte.

Eines Tages wurde Andrea auf offenem Felde von einem so gewaltigen Wolkenbruche überrascht, daß er, der doch gegen alle Angriffe von Wind und Wetter abgehärtet war, sich gezwungen sah, ein schützendes Obdach zu suchen. Er flüchtete sich in ein nahe gelegenes Schloß, dessen Gänge eben von mehreren Malern mit Bildern ausgeschmückt wurden. Andrea sah die Gemälde und blieb mehrere Stunden unbeweglich schweigend, in Betrachtung versunken, vor ihnen stehen. Plötzlich ergreift er ein Stück Kohle und zeichnet mit erstaunlicher Schnelligkeit, ja Heftigkeit eine große Anzahl von Thier- und Menschen-Gestalten auf die Wand. Diese Zeichnungen müssen einen sehr auffallenden, einen außerordentlichen Charakter gehabt haben, denn man hütete sich, sie zu verwischen, und sie zogen eine Menge Neugieriger herbei, die ihre Kraft und Großartigkeit bewunderten.

Unter diesen Neugierigen befindet sich auch ein florentinischer Patrizier, Namens Bernardetto Medici, welcher den Knaben kennen zu lernen wünscht und ihn herbeikommen läßt. Das ganze Auftreten Andrea's, seine Blicke, der gewaltige Ausdruck seines Gesichts, seine derben und kurzen Antworten beweisen dem Bernardetto, daß die Kraft, die sich in jenen Zeichnungen aussprach, in seinem Charakter und ganzen Wesen begründet seien. Er meint, daß in Andrea ein großer Künstler stecke und er fragt ihn, ob er Maler werden wolle. „Lieber als alles Andere in der ganzen Welt!“ antwortet Andrea, und sein Beschützer führt ihn nach Florenz und gibt ihn zu einem der bedeutenderen Meister in die Lehre.

Nach kurzer Zeit war Andrea selbst ein Meister. Er zeichnete vortrefflich, obwohl seine Zeichnungen etwas Hartes

hatten; aber sie selbst, wie seine Compositionen, wie Bewegung und Gesichter seiner Gestalten, zeigten, wenn auch nichts Liebliches, nichts Anmuthiges, doch etwas überaus Kräftiges und Kühnes. Eines jedoch fehlte ihm zum großen Maler, nämlich: die Farbe. Diese blieb bei aller Anstrengung, bei allem Studium trocken und todt. Aber Niemand wagte es, Andrea darüber die Wahrheit zu sagen; er selbst erkannte die Wahrheit, die er jedoch nur auf den Lippen Anderer haßte. Er wußte sehr wohl, daß er der Farbe nicht mächtig war; er studirte und arbeitete ohne Unterlaß; aber je mehr er sich überzeugte, daß er trotz aller Anstrengung diesem Mangel seines Talentes nicht abhelfen könne, desto mehr verbitterte sich sein Inneres, desto rascher füllte sich sein Herz mit kochendem Ingrimm und mit Neid gegen alle Diejenigen, welche Das, was ihm von Oben versagt gewesen, zu eigen hatten.

Es war das die Zeit, in welcher Johann van Eyk die Oelmalerei erfunden und mit derselben das ungeheuerste Aufsehen in der Kunstwelt des Nordens wie des Südens machte; indeß nur Wenige waren noch in die Geheimnisse dieser Erfindung eingeweiht. Andrea gehörte nicht zu den Eingeweihten, und vielleicht tröstete er sich gerade damit, daß diese neue Erfindung seinem Mangel abhelfen würde. — Aber von Wem sollte er die Mysterien lernen, Wem sie ablauschen oder gar abzwingen?

Da kam ein junger Venetianer nach Florenz, welcher die Geheimnisse der Oelmalerei kannte und der sich vorzugsweise mit seiner Farbe, die überaus schön und glänzend war, einen großen Namen gemacht hatte. Er war nach Florenz berufen, um in einer Kirche und — zu seinem Unglück — gemeinschaftlich mit Andrea del Castagno zu arbeiten. Domenico war ganz und gar das Gegenstück von Andrea. Fromm, wohlwollend, liebevoll, arglos, sah er überall nur Gutes; er hatte kein Auge für die Fehler Anderer und bewahrte sich die, solchen gottinnigen und darum liebenswürdigen Naturen immer eigene, unzerstörbare Heiterkeit des Gemüthes. Er sang bei der Arbeit und sang auch zur Laute, wenn er den Pinsel aus der Hand legte. Wie sollte eine solche offene und heitere Seele nicht einem Kunstgenossen entgegenkommen, der auf demselben Gerüste arbeitet? Der düstere, Gott entfremdete

Andrea haßte ihn schon ob seines heiteren Wesens, mehr aber noch deßhalb, weil er als Künstler alle die Eigenschaften besaß, welche ihm selbst abgingen. Er verstellte sich indessen; er brauchte ja den guten Domenico. Dieser konnte ihm im Geheimen helfen, seinen Bildern geben, was er selbst ihnen nicht zu geben vermochte, und vielleicht war es auch möglich, daß Andrea ihm die Kunst des schönen Colorits und endlich das Geheimniß der Oelmalerei noch ablauschte. So kam er denn dem offenherzigen und wohlwollenden Domenico freundlichst entgegen, und dieser, der stets für jedes Zeichen der Liebe dankbar blieb, bewies ihm seine Dankbarkeit, indem er seinen neuen Freund kurz nach ihrer Bekanntschaft in das Geheimniß der Oelmalerei einweihte. Da sah und erkannte denn Andrea, daß es mit diesem Geheimnisse allein nicht gethan war, daß die Bilder des Venetianers immer noch lieblicher, anmuthiger und andächtiger, dem Auge wie dem Herzen wohlthuender waren, als die seinigen. Sein Neid wuchs immer gewaltiger und füllte alle Winkel seines Herzens, während er brüderlich mit dem vertrauensvollen Domenico sang und Musik machte — wie ein Mensch mit ganz klarem Gewissen. Zu dem Neide, der ihn von Anfang an verzehrte, kam nun auch der Wunsch, in Florenz das Geheimniß der Oelmalerei **allein** zu besitzen. Dieß konnte nur geschehen, wenn Domenico aus dem Wege geräumt wurde. Es scheint, daß er, wie ehedessen Kain, sich der ganzen Schändlichkeit seiner Absicht bewußt war, daß er die Größe des Verraths, den er vorhatte, wohl erkannte; denn er gab in der Darstellung des letzten Abendmahles unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus, das er um diese Zeit malte, sein eigenes Angesicht dem — Judas Ischariot.

An einem lieblichen Sommerabend kam Domenico, um Andrea zu ihrem gewöhnlichen Abendspaziergang abzuholen. Andrea entschuldigte sich für heute: er müsse nothwendigerweise eine Zeichnung vollenden. Domenico geht, mit der Laute in der Hand, singend und spielend von dannen. Er hat kaum das Haus verlassen, als sich auch Andrea aufmacht und durch eine Nebengasse einer Straßenecke zuläuft, an welcher Domenico vorüber muß. Domenico biegt um die Ecke und in demselben Augenblick wird ihm Brust und Laute

mit einem schweren bleiernen Instrument eingestoßen. Der arme Jüngling stürzt bewußtlos zusammen; da er aber noch athmet, schlägt Andrea mit fürchterlichen Hieben ihm noch den Schädel ein, läßt ihn auf der Erde ausgestreckt liegen und eilt zurück in seine Stube. Der Unglückliche wird von Vorübergehenden gefunden, und da man Domenico immer an der Seite Andrea's gesehen, so ruft man diesen herbei. Er kommt und gibt heuchlerisch alle Zeichen der Trostlosigkeit und beklagt den Tod Domenico's wie den Tod eines Bruders. Domenico stirbt in seinen Armen und man glaubt — daß er in den Armen des treuesten Freundes sterbe. Und so gut wußte Andrea del Castagno zu heucheln, daß alle Nachforschungen nach dem Mörder des guten Domenico vergebens waren. —

Erst in seiner Sterbestunde, und zwar unter den Zeichen der aufrichtigsten Reue und Bußfertigkeit, bekannte Andrea, welches grauenvolle Verbrechen er aus Neid begangen hatte. —

30.

Der Bildhauer Jose Miguel.

(Aus: Stern-Kalender von Dr. S. Brunner, Jahrg. 1858.)

Don Diego Ribas Yacheco erzählt in seinem Ceremonial de Malaga das Folgende:

Der Bildhauer Jose Miguel hatte eine herrliche Bildsäule des göttlichen Heilandes angefertigt; sie wurde „de la Salud, vom Heile" genannt. Viele Kranke, die im Angesichte dieser Bildsäule dem guten Hirten ihr Anliegen vorgetragen, wurden oft auf die wunderbarste Weise erhört.

Ich kann nicht mit Stillschweigen übergehen, was mir nun selbst mit besagtem Jose Miguel begegnet ist. —

Als ich eines Tages aus der Kapelle des heiligen Bildes trat, erblickte ich den Bildhauer, wie er der Kapelle gegenüber einsam an einer Mauer gelehnt dastand, so nachdenklich, daß ich nicht wagte, mich ihm zu nahen, aus Furcht vor der — Pest, die uns damals bedrohte, sondern ihn nur von ferne fragte: „was er denn habe?" Worauf er erwiederte: „„Was wollet Ihr, daß ich mehr habe, als täglich

so viele Wunder und Heilungen vor diesem Bildniß zu sehen und zu hören, das meine unwürdigen Hände verfertigten! Wie die alten Meister unserer Kunst sprechen, wird mein Leben sehr kurz sein, denn es ist eine alte Meinung unter uns: daß der Maler oder Bildhauer, der gewürdigt wird, ein wunderthätiges Bild zu vollenden, in kurzer Zeit darnach sterbe.""

Der wackere Meister Jose Miguel hatte nicht geirrt — sei es nun, daß er durch eine gewisse Ahnung überwältigt war, oder ist's eine Fügung Gottes gewesen — das ist mir nicht bekannt; — das Sicherste aber ist, daß der Meister acht Tage nach unserm Gespräch (1649) begraben wurde. —

31.

Der Todten-Maler.

(Aus: Geschichtliche Erinnerungen von M. Enk.)

Nie hat die Phantasie eines Dichters so sonderbare und abenteuerliche Combinationen erdacht, daß diese nicht gelegentlich von der Wirklichkeit noch schrecklicher überboten würden.

Ein Beweis hievon kann der Tod des Malers Peutemann sein. — Er war zu Rotterdam im Jahre 1650 geboren, hatte sich die todte Natur zum Vorwurfe seiner Kunst gewählt und auch in solcherlei Gemälden einen bedeutenden Ruf erlangt.

Als er unter Anderem den Auftrag erhielt, ein Gemälde zu verfertigen, auf welchem Todtenköpfe und Todtenknochen, mit kostbaren Edelsteinen geschmückt und unter Blumen und musikalischen Instrumenten gruppirt, die Eitelkeit der weltlichen Vergnügungen sinnbilden sollten; — schloß er sich, um die Natur auf's Genaueste nachzuahmen, in das anatomische Museum eines Arztes, seines Freundes, ein, in welchem eine große Anzahl von Skeletten an Eisendrähten aufgehangen und noch mehrere Schädel und Knochen an einander gereiht waren.

Peutemann zeichnete und malte sehr fleißig.

Eines Tages jedoch überkam ihn unter der Arbeit selbst der Schlaf. — Während er nun schlummert, beginnt jenes

Erdbeben, das am 18. September 1692 für Rotterdam so verderblich wurde. — Peutemann erwacht von der furchtbaren Erschütterung. — Mit Entsetzen sieht er die Todtenköpfe unter einander kollern, und die Skelette mit lautem Geklapper gegen einander schwanken. Er glaubt in dem furchtbaren Augenblicke, daß der jüngste Tag erschienen sei, und springt aus dem zweiten Stockwerke des Hauses auf die Straße hinab, wo er halb todt liegen bleibt. — Vergebens suchten seine Freunde ihn über die Veranlassung seiner Bestürzung aufzuklären; seine Geisteskräfte hatten sich unheilbar verwirrt, und er starb wenige Tage nachher an den Folgen seines Schreckens! —

32.

Vor dem Zehner-Gerichte zu Venedig.*)

(Nacherzählt von M. Rosen.)

Der deutsche Kapellmeister Johann Gottlieb Naumann befand sich im Jahre 1773 zum zweiten Mal in Venedig, wohin der Ruf seiner vortrefflichen Compositionen in der Kirchen-Musik ihn gezogen hatte, und wohnte ganz in der Nähe des großen Opernhauses.

Eines Abends, als Naumann nach der Vorstellung mit mehreren Personen des Theaters bei einem freundschaftlichen Gastmahle froh zusammen gewesen und sich eben zur Ruhe begeben wollte, erscholl plötzlich der Ruf: „Feuer, Feuer!“ ganz in seiner Nähe.

Das Opernhaus stand in vollen Flammen.

Daß hier die größte Eile nöthig war, wenn er nicht mit sammt seiner Habseligkeit ein Raub der Flammen werden wollte, ergab sich als augenscheinlich. Schnell packte er daher mit der Hilfe seines Dieners Kleider und Schriften zusammen, legte selbst mit Hand an, um seinen Koffer fortzuschleppen, und war glücklich genug, trotz der Nähe des Feuers und des Getümmels der Menge, Nichts zu verlieren.

---

*) Aus: Der Jugend Lust und Lehre von H. Masius. —

An einem Gäßchen aber, durch das er und sein Diener wollten, wurden sie zurückgewiesen, weil jetzt hier Niemand gehen dürfe.

Diese sonderbare Zurückweisung zu einer Zeit solcher Gefahr — erzählte Naumann im vertraulichen Gespräch einigen seiner Freunde und gab dadurch die Veranlassung zu dem nachfolgenden Ereignisse. —

1. Naumann sah sich nämlich genöthigt, nun ein anderes Quartier zu suchen. Er fand es bei einem guten alten Mütterchen. Der Fremdling, obwohl ein Künstler, gewann doch in Kurzem durch sein stilles, eingezogenes Leben ihr ganzes Zutrauen. Fast vier Monate lebte der deutsche Componist in dieser Wohnung. Eine neue musikalische Arbeit beschäftigte ihn dringend. —

Da trat eines Morgens ein Mann in anständiger Kleidung zu ihm in's Zimmer, bedeckte innerhalb desselben sein Haupt mit einer rothen Mütze, als dem Zeichen, welches damals die Gerichtsdiener der venetianischen Regierung zur Ausübung ihres Amtes bevollmächtigte, und überreichte ihm ein kleines Zettelchen mit den einfachen Worten: „Signor **Naumann** wird morgen um die zehnte Stunde vor dem Gerichte der Zehner zu erscheinen geladen."

Naumann stutzte ein wenig und fragte den Boten: „„Sollte da nicht etwa ein Irrthum vorgehen?""

„Wenn Sie anders Signor Naumann, Tonkünstler aus Sachsen, sind" — —

„„Der bin ich!""

„So ist meine Vorladung ganz richtig."

„„Und ich werde nicht ermangeln, mich einzustellen.""

Die rothe Mütze ward abgenommen, der Diener entfernte sich; Naumann besah sich noch ein Mal das Zettelchen und dachte: was soll ich denn dort? Er kannte den Namen dieses Gerichtes gar wohl; denn welcher Reisende, der auch nur drei Tage in Venedig verweilte, hätte nichts von der Gewalt dieser Richter und der allgemeinen Ehrfurcht, deren sie zu genießen pflegten, vernommen? Aber es war auch nur Verwunderung, nicht Furcht, was Naumann bei dieser Vorladung fühlte.

Da er ohnehin gesonnen war, bald darauf auszugehen, so vollendete er jetzt seinen Anzug und begab sich dann in

das untere Zimmer seiner Wirthin, erzählte ihr ganz unbefangen, welchen unerwarteten Besuch er erhalten, und fügte eben so gelassen hinzu, er sähe nicht ein, was er dort zu schaffen habe. Das Mütterchen ward todtbleich, alle Glieder zitterten an ihr, zögernd schaute sie umher, ob sonst noch Jemand ihnen zuhöre, und dann, als sie des Alleinseins gewiß war, rief sie schluchzend: „Jesus, Maria, erbarme Dich! Guter, lieber Herr, flüchtet Euch! vielleicht ist es noch Zeit! vielleicht könnt ihr Euch noch retten!“

Naumann stutzte noch mehr, als beim Empfange der Vorladung selbst. Die Aengstlichkeit dieser guten Frau war ihm unbegreiflich. Er fragte sie aus; aber händeringend, mit Thränen in den Augen und nur mit abgebrochenen Sätzen rief sie: „Heiland der Welt, erbarme Dich dieses Fremdlings! Heilige Mutter Gottes, vergib ihm, und wenn er auch in der Unwissenheit Dich selbst beleidigt haben sollte! Armer Herr, wißt Ihr wohl, was Euch bevorsteht? Ihr seid ja, wie Ihr doch selbst sagt, vor die Drei dort oben, seid vor die furchtbare Drei geladen!“

So nannte nämlich das Volk im Venetianischen ehemals die drei Staats-Inquisitoren, welche die Vorsitzer des geheimen Gerichtes der Zehn waren.

„„Gute Mutter, was fällt Euch ein?““ erwiederte der Tonkünstler. „„Warum sollte mir dieses Gericht so furchtbar erscheinen? Ich bin ja — — —““

„Glaubt mir, da hilft keine Ausflucht, kein Widerstreben! Ihr müßt leibhaftig dort erscheinen, wenn Euch nicht noch diese Nacht Eure Freunde fortzuschaffen wissen! Ach, ich selbst, so gefährlich es auch sein mag, will nach Kräften alles Mögliche beitragen!“

„„Nimmermehr! — was denkt Ihr? Ich sollte fliehen? Ich habe ja nichts verbrochen!“

„Ach, das schützt Euch nicht! — Die dort oben strafen den kleinsten Fehltritt. Ihr sollt vor dem strengsten Gericht auf dem ganzen Erdboden erscheinen. Hinein kamen Viele, wieder hinaus aber äußerst Wenige!“

„„So werde ich Einer von den Wenigen sein, denn ich baue fest auf meine Unschuld und die Gerechtigkeit Eurer Regierung. Glaubt mir das, Mutter, und seid außer Sorge!““

Er verließ hier seine bebende Wirthin, die ihm noch

nachrief: sie werde gewiß alle Heiligen um ihre Fürbitte für ihn anflehen." — Ihre Furcht ging keineswegs auf ihn über; aber etwas nachdenkender ward er doch und hielt es für rathsam, einen seiner angesehensten Gönner aufzusuchen, um ihm diesen seltsamen Umstand zu erzählen und seinen Rath einzuholen.

Er ging; und auf dem Wege dahin begegnete ihm Einer seiner allervertrautesten Bekannten. Sie geriethen in's Gespräch zusammen und Naumann entdeckte ihm die Veranlassung dieses Ganges. Doch kaum hatte er das Wort „Rath der Zehner" ausgesprochen, so erschrack jener fast eben so sehr, wie das alte Mütterchen und rieth ganz wie diese zur allerschnellsten Flucht. Naumann antwortete abermals: „Nimmermehr! Ich weiß nichts, wodurch ich gefehlt, oder irgend eine gesetzliche Ahndung verdient habe. Jeder Schuldlose sündigt aber gegen das Gesetz, gegen seine Freunde, gegen das Publikum und gegen sich selbst, wenn er irgend eine Untersuchung scheuet, und nicht selbst dem strengsten Richter sein Leben offen darleget!" — Sein Freund zuckte die Achseln und sagte: „„Ich habe schon Männer gekannt, die mit gleichen Gesinnungen vor der Staats-Inquisition erschienen und doch seitdem verschwunden sind! — Mehr davon zu sagen, ist gefährlich!"" —

Während dieses Gespräches kam Naumann zum Hause seines Gönners, ward sogleich vorgelassen und wiederholte seine Erzählung. Dieser ward zwar nicht bleich und erschrack nicht so heftig, wie seine Wirthin und jener Venetianer, staunte aber dennoch merklich genug, stockte ein paar Augenblicke mit der Antwort und rieth dann gleichfalls zur eiligsten Flucht, wenn Naumann sich irgend eines Vergehens schuldig wüßte.

„Gerade das Bewußtsein vollkommener Unschuld," erwiederte der Componist, „macht mir Muth, da zu bleiben."

„„Sind sie aber auch,"" fragte der Gönner, „„sicher genug, keinen schlauen, bösartigen Feind zu haben, der Sie durch Verleumdung oder Verdrehung irgend einer unschuldigen Rede unglücklich zu machen strebt?""

„Auch das," erwiederte Naumann, „kann ich kaum glauben! Ich lebe ja hier so anspruchslos, habe nie mit Wissen und Willen auch nur den Geringsten im Volke ge-

kränkt, stehe absichtlich Niemandem im Wege. Wer sollte daher mich so bitter hassen oder beneiden?"

„„Nun denn, so stellen Sie sich kühn im Gefühle Ihrer Unschuld vor das Staatsgericht! Daß Sie keines Verbrechens fähig wären, dafür hatte ich mich, ohne Ihr Wissen, verbürgt; aber — einer kleinen Unvorsichtigkeit kann auch oft ein Biedermann sich schuldig machen. Besinnen Sie sich daher auf irgend eine Kleinigkeit, die Ihnen Besorgniß erregen könnte, so steht Ihnen meine Börse und meine Beihilfe zu Diensten. Noch vor Tages-Anbruch sollen Sie aus Venedig und in Sicherheit sein!""

Naumann dankte gerührt für ein so edles Anerbieten, blieb aber auch dabei: daß er es nicht annehmen könne, und in einem Staate, wo er sich stets eines unsträflichen Wandels beflissen habe, nicht durch eine heimliche Flucht — Verdacht auf sich laden wolle."

Zurückgekehrt in seine Wohnung, blieb er den ganzen Ueberrest des Tages in seinem Zimmer und arbeitete gelassen an der ihm obliegenden Tonsetzung fort. Noch Einige von seinen Freunden, auf diese oder jene Art von seiner Vorladung benachrichtigt, besuchten ihn; fast einstimmig riethen sie ihm — zu entweichen; er blieb aber bei seinem Vorsatze.

Alle diese Freunde, die zur Flucht gerathen, gingen dabei jedenfalls von ihrer Ueberzeugung aus: „„Wir Menschen sind alle gebrechlich und zu sündigen geneigt; der lichte Außenschein deckt darum bei gar Manchem ein unheiliges Begehren und dunkle Thaten in der Brust. Auch Naumann konnte wenigstens, wie ehrenhaft sonst auch sein ganzes Thun und Lassen vor den Augen seiner Freunde gewesen, doch mit irgend einer Schuld belastet sein, die ihn, den Fremdling, der Verurtheilung durch das so sehr gefürchtete Zehner-Gericht verfallen lassen mußte! — —

2. Am andern Tag und zu der bestimmten Stunde stand Johann Gottlieb Naumann schon vor dem furchtbaren Palaste. Bis dahin hatte ihn seine Hauswirthin begleitet und versichert: auch während seiner Prüfung im Gerichte — im Gebete für ihn nicht ermüden zu wollen. Seine eigene, vorherrschende Empfindung war nur Neugierde. „Es kann dir nichts Arges widerfahren," dachte er, „denn du hast nichts

Unrechtes gethan!“ Getrost folgte er dem gestrigen Boten, der schon seiner zu warten schien.

Durch lange, öde, wiederhallende Gänge schritt er langsam voraus, ohne ein Wort zu sprechen, ohne zurückzuschauen. — Jetzt standen sie vor einer großen eisernen Thüre, welche ganz schwarz angestrichen war. — Sie wird aufgeschlossen. — Naumann, auf eine Deutung seines Führers, trat hinein. Sofort schloß sich mit einem dumpfen Gepolter die Thür hinter ihm zu, und er sah sich allein in einem großen, durch Gitterfenster vom Tageslichte nur sparsam erleuchteten Gewölbe. Ein schwarzer Block, vor einem schwarzbehangenen Tische stehend, auf demselben ein Crucifix, ein Todtenkopf und eine schwach brennende Lampe, war das sämmtliche Geräth dieses schauerlichen Gemaches. Zwei große, schwarze, eiserne Thüren, einander gegenüber, unterbrachen die Einförmigkeit der geschwärzten Wände. Zu der einen war, wie bereits bemerkt, Naumann hereingelassen worden; gegen die zweite schien bedeutungsvoll der harte Sessel gerichtet zu sein.

Naumann, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, setzte sich auf den Sessel, nahm ganz gelassen den Todtenkopf in die Hand und gab seinen Betrachtungen Raum. Da kam ihm plötzlich die Frage seines Freundes: „ob er auch vor keinem bösartigen Feinde sich zu hüten habe?“ zurück in's Gedächtniß und dieselbe schien ihm jetzt grausender als je vorher; doch fand er bei näherem Nachdenken keinen einzigen Punkt, worüber er sich einen Vorwurf hätte machen dürfen. Indeß — Feinde kann Jedermann haben; die freundlichsten sind die gefährlichsten. Neid, Haß, Mißgunst kommen in's Spiel, das ist in Venedig, wie anderwärts, und anderwärts, wie in Venedig. So ungefähr dachte Naumann und bald war er überzeugt, durch Ausschlagung der Flucht moralisch richtig gehandelt zu haben; ob aber auch klüglich? darüber ward mit jeder Minute seine Meinung schwankender, und er war nahe daran, sich unverdienter Weise einer tollkühnen Verwegenheit anzuschuldigen.

Nach Verlauf einer langen, langen Stunde hörte er Fußtritte aus der Ferne kommen. Sie nahten sich und am Schlosse der zweiten Thüre klirrten endlich Schlüssel und Riegel. So dumpf dieses Getöse erklingen mochte, so ange-

nehm war es doch für ihn, denn er hoffte auf Erlösung, auf Aufschluß.

Mit langsamem Knarren ging die Thüre auf. Er blickte hin und sah in einer mäßigen Entfernung mehrere Männer in schwarzen Mänteln stehen. Einer derselben trat mit feierlich abgemessenen Schritten in's Gemach selbst herein.

Naumann erhob sich und wollte ihm entgegen gehen; doch jener winkte mit der Hand und sprach:

„Verlaß' die Stätte nicht, auf der Du stehest! Wohl aber gib mir an diesem schauerlichen Orte, im Angesichte des Ewigen, dessen Blick durch die Mauern des Kerkers dringt, eine gewissenhafte Antwort auf eine Frage: „Glaubst Du an Gott und die Unsterblichkeit?"

„„Ei, ja wohl!""

„Was denkst Du Dir bei'm Anblicke dieses Todtenkopfes?"

„„Mancherlei; doch vorzüglich Das, daß sein Besitzer einst wie wir in menschlicher Gestalt umherwandelte, daß uns Beiden noch bevorsteht, was er erfuhr, und daß wir dann vor einem ewigen Richter Rechnung ablegen müssen, wie wir das uns allhier geliehene Leben verwendet haben.""

„Gut! — Wirst Du aber auch mit diesen Gesinnungen auf alle Fragen, die Dir bald an einem andern Orte vorgelegt werden sollen, treu und aufrichtig antworten?"

„„Ganz gewiß!""

„Wohlan, diese Nachricht hinterbringe ich Deinem Richter. Durchdenke indeß noch ein Mal mit prüfendem Ernste Dein ganzes, bis hierher in Venedig geführtes Leben!"

Mit eben der Würde, mit welcher er eingetreten war, entfernte sich der Sprecher wieder. Die Thür ward abermals verschlossen. Die Schritte des Gehenden verhallten und Naumann sah sich seinem Nachdenken überlassen; aber auch jetzt war dasselbe tröstlicher, furchtloser Art. Voll Fassung wartete er nun, was man von ihm begehren würde.

Eine reichliche Viertelstunde verging, da klangen wieder Fußtritte, da ging wieder die eiserne Thüre auf, und es traten nun drei Männer in langen schwarzen Mänteln zu ihm ein.

„Hast Du," sagte der frühere Sprecher, „Dein ganzes Leben reiflich überdacht und den Vorsatz gefaßt, unserm ehrwürdigen Gerichte die reine Wahrheit zu sagen?"

„„Den hatte ich früher schon!““

„Verbindet ihm die Augen und führet ihn vor das Gericht!“

Es geschah, und Naumann ward wieder durch lange, lange Gänge, Trepp auf, Trepp ab geleitet, bis sie an eine Thüre kamen, die erst auf wiederholtes Klopfen geöffnet wurde. Hier stellte man den Eingeführten an einen besonderen Ort, nahm ihm das Tuch von den Augen und gab ihm während einer kleinen Pause Zeit, umher zu blicken, wo er sei. Ein schwarzes Gewölbe umgibt ihn, doch hell erleuchtet. Auf einem großen, etwas erhöhten Platze stand eine große, schwarzbehangene Tafel, und die an ihr sitzenden Richter waren in schwarzer Kleidung und in schwarzen Mänteln.

Der Erste von ihnen hob mit feierlichem Ernste an: „Weißt Du, vor welchem Gerichte Du stehst?“

„„Wie ich gehört habe, vor dem Gerichte der Staats-Inquisition der Republik Venedig.““

„Muthmaßest Du wohl, warum?“

„„Wahrlich, nein!““

„Hast Du Deinen ganzen Lebenslauf in Venedig ernstprüfend durchdacht?“

„„Das habe ich, aber auch nicht das Geringste entdeckt, um dessentwillen ich hier vorgeladen sein dürfte.““

„Fürchtest Du dieses Gericht?“

„„O nein! — ich ehre es und hoffe deßhalb, von ihm unschuldig befunden zu werden.““

„Ehrest Du das Zeichen das heiligen Kreuzes? Glaubst Du an den Auferstandenen? Und ist sein Evangelium Dir heilig?“

„„Ja, ja, ja!““

„Nun, so schwöre bei dem Dreieinigen Gott der ganzen Christenheit: alle Fragen, die unser ehrwürdiges Gericht Dir vorlegen wird, freimüthig und gewissenhaft zu beantworten!“

Naumann mußte jetzt niederknieen, seine linke Hand auf die entblößte Brust, seine Rechte auf das Evangelium legen. Ein breites, blankes, zweischneidiges Schwert — bisher auf der Tafel liegend und von einem der Richter mit den Worten erhoben: „„Siehe hier das Schwert der Gerechtigkeit! Es schützt die Unschuld, es bestraft aber

auch blutig die Verbrecher!'" ward so dicht, daß es Naumann's Haupthaar berührte, über ihn gehalten und ein feierlicher Eid ihm vorgelesen. Er schwur ihn getrost nach; aber als dann die so lange erwartete, wieder mit dumpfem Tone ausgesprochene Frage also lautete: „Fremdling, in welcher Gesellschaft befandest Du Dich gestern — vor sechzehn Wochen? An dem und dem Tage des Monats? Und was thatest Du überhaupt an diesem Tage von sechs Uhr Abends bis in die Mitternachtsstunde?" — da war Naumann doch überrascht, antwortete aber nach einer kleinen Pause:

„„Ehrwürdiges Gericht, ich möchte gern meinem Gewissen und dem eben geleisteten Schwure zu Folge die strengste Wahrheit sprechen. Aber, wie kann ich das jetzt? Wie soll ich nach so langer Zeit wissen, was ich an dem mir bezeichneten Tage dachte, sprach und that! Daß es nichts Pflichtwidriges gewesen, nichts, was die allgemeinen Vorschriften der bürgerlichen Ordnung beeinträchtigte, oder die Gesetze der Republik beleidigte, dafür stehe ich mit meinem Leben ein; aber einer genaueren Angabe bin ich in diesem Augenblicke wenigstens nicht fähig.""

„Und wäre Dir denn," — begann der Richter wieder — „dieser Tag, von welchem wir Rechenschaft verlangen, durch Nichts ausgezeichnet? — Durchdenke es sorgfältiger!"

Monat, Tag und Stunde wurden ihm jetzt bezeichnet und nach acht bis zehn Minuten kam ihm plötzlich eine dunkle Erinnerung.

„„Ist mir recht,"" rief Naumann, „„brannte nicht gerade an diesem Tag und diesen Stunden das große Opernhaus ab?""

„Allerdings!"

„„O, dann bin ich im Stande, Rechenschaft von der Verwendung meiner damaligen Zeit zu geben! Dieser Tag wird meinem Gedächtniß nie entschwinden!""

Er nannte nun die Orte, wo, die Personen, mit welchen, und die Stunden, wie lange er sich damals in Gesellschaft befunden habe. Er gab, was seine Schuldlosigkeit außer allen Zweifel setzte, genau alle Gespräche an, die er damals geführt, und Alles, was er aussagte, wurde wörtlich zu Papier gebracht. Die Redlichkeit seines Willens, die Wahrheit seiner

Rede war überzeugend. Am Schlusse erging an ihn die Frage: „Ob er denn gar keinen Verdacht habe, **wie und durch Wen** jenes Feuer habe ausbrechen und so unwiderstehlich um sich greifen können?“

Er betheuerte: „„Nein!““ — Er gestand, daß er wirklich darüber nachgedacht, von ihm aber auch nie der kleinste Anhalt einer Wahrscheinlichkeit sei aufgefunden worden.

Man drang nun nicht weiter in ihn. — Auf einen Wink des Oberrichters ward er für einige Minuten in's Nebengemach gebracht; und als man ihn dann wieder rief, vernahm er den Ausspruch: „daß er vollkommen frei sei.“ — Seine Richter sagten ihm verbindliche Worte über die edle Zuversicht und den unerschrockenen Muth, mit welchem er, vertrauend auf sein gutes Gewissen, vor einem so allgemein gefürchteten Gericht sich betragen habe, und daß man Alle, die nur Ein Wort über jenes undurchdringliche Geheimniß des Theaterbrandes geäußert hätten, in Untersuchung zöge. Alle Genossen seiner damaligen Abendgesellschaft werde ein gleiches Verhör treffen, daher müsse er versprechen: „über den eigentlichen Gegenstand seines Verhörs wenigstens Jahr und Tag hindurch ein unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten.“ Er that mit Freuden das Letztere. Die Augen wurden ihm wieder verbunden und der Rückweg ging, wahrscheinlich der Förmlichkeit wegen, kreuz und quer, Trepp auf, Trepp ab. Als das Tuch ihm abgenommen wurde, befand er sich am Ausgange des Inquisitions-Palastes. Er säumte nicht, von dannen zu gehen. Seine Wirthin, das fromme Mütterchen, dankte Gott und allen lieben Heiligen, daß er so ungefährdet habe heimkehren können.

Noch an diesem Tage besuchte er fast alle seine Freunde, um sie durch den Augenschein zu überzeugen: daß er frei und unverletzt geblieben sei. —

33.

Zwei Erinnerungen an Köln.

(Aus: Reise von Paris nach Astrachan von Alexander Dumas.)

Der verwundete preußische Soldat.

Zwei Erinnerungen, die eine aus meiner Kindheit, die andere aus meinem männlichen Alter, knüpfen sich an Köln. —

Im Jahre 1814, zur Zeit des Einfalles der verbündeten Heere in Frankreich, um daselbst der Napoleonischen Herrschaft ein Ende zu machen, fürchtete meine Mutter, in Villers-Cotterets zu bleiben, und urtheilte, ich weiß nicht warum, daß wir in Crézy in Valois sicherer sein würden, welches eine kleine abgelegene Stadt ist, und die kein anderes Pfand der Sicherheit hatte, als daß sie nicht, wie Villers-Cotterets, an einer großen Landstraße lag; wir verbargen in einem Keller das Leinenzeug, das Silbergeschirr, zwei oder drei Möbel, die kostbarer waren als die übrigen, und meine Mutter auf einem Esel und ich hinten darauf, begannen wir unsere Flucht.

Wir zogen zu der Wittwe eines Arztes, deren zwei Söhne die Laufbahn ihres Vaters betreten hatten — der Eine bei'm Civil, der Andere bei'm Militär. Der älteste von ihren Söhnen, der Civil-Arzt, wohnte bei ihr. Der Jüngste, der Stabs-Wundarzt, verursachte in diesem Augenblicke seiner Familie ernstliche Unruhe; man hatte am Tage vor der Schlacht bei Brienne Nachrichten von ihm, aber seit der Schlacht hatte man nicht mehr von ihm reden hören. War er todt? war er verwundet? war er gefangen? Ueberdieß waren zwei Schwestern da, Amalie und Adele. Diese gute Familie hieß die „Familie Millet.“ Sie gaben uns ein kleines Zimmer und zwei Betten ab. Das kleine Zimmer, obgleich es in den Hof hinausging, bot doch die Aussicht auf die Straße. Diese Straße war aber keine andere, als die Landstraße von Crézy nach Villers-Cotterets. Die Mahlzeiten nahmen wir Alle zugleich ein und Jeder zahlte seinen Antheil. —

In der ersten Nacht, gegen ein Uhr Morgens, hörten wir stark an die Thüre klopfen: der Lärm war groß; in Einem Augenblick waren Alle auf; man erwartete den Feind in jeder Minute.

Es ist Herr Millet der Aeltere, welcher die Thüre zu öffnen wagte. Er war der einzige Mann im Hause; ich zählte elf Jahre.

Alle erwarteten mit Schrecken die Erscheinung dieses nächtlichen Gastes, der nicht aufhörte zu klopfen.

Man hörte ein Freudengeschrei; Millet rief seine Mutter und seine Schwestern herbei. Plötzlich stürzte sich ein schöner junger Mann von fünf- bis achtundzwanzig Jahren in den Salon, warf seinen Mantel ab und erschien in der Uniform eines französischen Stabs-Chirurgs. Ein Ausruf des Glückes wurde von Allen erhoben. Es war der zweite Sohn des Hauses, von dem man seit zwei Monaten keine Nachricht gehabt. Mutter, Schwestern, Bruder stürzten einander weinend, frohlockend, Alle zugleich redend in die Arme. Meine Mutter zog mich auf die Seite und ging, ohne ein Wort zu sagen, mit mir hinaus; wir waren ja Fremde; und unter diesen Umständen ist jeder Fremdling ein Freudenstörer. Niemand achtete auf unsere Entfernung. Man wußte nicht einmal, daß wir da waren. Man hatte uns nicht gesehen; und wenn man uns auch gesehen, hatte man uns vergessen.

Am folgenden Morgen erzählte man uns die ganze nächtliche Scene, als wenn wir nicht dabei gewesen wären; aber indem man uns mittheilte, was wir schon wußten, sagte man uns zugleich, was wir noch nicht wußten.

Der junge Offizier gehörte zu dem Armeecorps des Marschalls Mortier — es hatte sich am Abend vorher bei Villers-Cotterets überrumpeln lassen. Das Scharmützel war schrecklich — eine entsetzliche Flucht, wo Jeder in der Nacht etwa nach der Seite seiner Heimath sich wendete.

Frederic Millet hatte sich natürlich nach der seinigen gewendet. Nur drei Meilen von seiner Geburtsstadt, hatte er an seine Mutter, an seine Geschwister, an dieses gute, kleine, so stille Haus mit seinem Garten gedacht, der ihm so oft, wie einem Landmädchen, das zur Kirche geht, seinen Blumenstrauß an die Seite gesteckt; er hatte sich zurecht gefunden, er war über die Felder gegangen, hatte den kleinen Fluß Vauciennes durchwatet, war bei dem Gehölz von Tilles wieder auf die Landstraße gekommen und hatte an die ihm wohlbekannte Thüre geklopft.

Jetzt, nachdem er Mutter, Bruder und Schwestern um-

armt, wollte er wieder zu seinem Armeecorps zurückkehren. Aber — wo war sein Armeecorps? War es nicht wahrscheinlich, wenn er es aufsuchte, mit einem preußischen Trupp zusammenzutreffen, und dabei die Freiheit oder das Leben zu verlieren? — War es nicht besser, Nachrichten abzuwarten? Der Donner der Kanonen mußte sich in Ermangelung von Nachrichten hörbar machen. Er wollte sich bei der Kanone einfinden, wie man in der Soldaten-Sprache sagt. Inzwischen, da der Feind von einem Augenblick zum andern erscheinen und Frederic, als der französischen Armee angehörend, erkannt werden konnte, so schnitt er sich den Schnurrbart ab, und man kleidete ihn bürgerlich. Seine Militärkleider wurden sorgfältig zusammengelegt und nebst seinem Degen in der Tiefe eines Schrankes versteckt.

Kaum hatte man diese Vorsichtsmaßregel angewendet, als man erfuhr, daß ein kleines Detachement französischer Infanterie und Cavalerie eben in Crézy angekommen wäre. Frederic eilte, um zu erfahren, was es sei. Es war eine kleine verirrte Colonne, die zu dem Armeecorps des Herzogs von Ragusa gehörte. Sie kam, um ihre Schildwachen auszustellen, und hoffte ein wenig Ruhe zu haben.

Aber der Feind folgte ihr auf dem Fuße. Kaum war Frederic zurückgekehrt, als wir einen Musketenschuß hörten; dann floh die am Ende unserer Straße aufgestellte Schildwache und rief: „Zu den Waffen!“ in die Stadt zurück.

Hinter ihr kam im vollen Galopp ein preußisches Cavaleriecorps angesprengt. Ich sehe noch die Soldaten, welche dieses Corps bildeten. Sie trugen einen kurzen blauen Rock mit weißem Kragen und graue Pantalons.

Jedermann schloß Thüren und Fenster bei der Annäherung dieses Donners, den man auf dem Pflaster der Straße rollen hörte. Es war einleuchtend, daß der Soldat, der fliehend „zu den Waffen“ rief, eingeholt und niedergeschossen werden würde, ehe er den Mittelpunkt der Stadt erreichen könne, wo seine Kameraden waren.

Der ältere Millet lief zur Hausthüre, öffnete sie und gab dem Soldaten ein Zeichen, der sich in den Garten flüchtete.

Mit Blitzesschnelle schloß sich die Thüre hinter ihm.

Es war auch Zeit. Die preußischen Cavalleristen, die

wir von dem hohen Punkte, wo wir uns befanden, bereits seit einigen Minuten sehen konnten, bogen um die Straßenecke und traten in die Stadt ein. Sie rauschten wie eine Wasserhose vorüber.

Millet öffnete eine Hinterthüre und deutete dem Soldaten einen Umweg an, auf dem er zu seinen Kameraden gelangen könne. Der Soldat nahm sich nur so viel Zeit, ein Glas Wein zu trinken, sein Gewehr wieder zu laden, und entfernte sich dann. Die Thüre wurde wieder geschlossen und verriegelt.

Man begreift das Interesse, welches Jedermann im Hause an den Einzelnheiten dieses Drama's nahm; wir waren ganz Auge, ganz Ohr.

Bald hörte man dasselbe Geräusch von Hufeisen auf dem Pflaster: es waren die kleinen blauen Preußen, welche zurückkamen. Aber so schnell sie in die Stadt eingetreten, so kamen sie doch noch schneller zurück. Sie waren von unsern Husaren zurückgeschlagen worden.

So sehr sich auch meine Mutter bemühte, mich zurückzuhalten, so eilte ich doch zum Fenster, und sah jene erhabene und schreckliche Sache, die man ein „Gefecht" nennt.

Man war handgemein geworden und focht mit Säbeln und Pistolen. Die Preußen hatten versucht, sich einen Augenblick zu halten, aber sie wurden zu lebhaft verfolgt; sie waren genöthigt, zurückzuweichen, und sich von Neuem der Schnelligkeit ihrer Pferde zu vertrauen.

Diese ganze Masse trat ihren Rückweg an, breitete fechtend sich aus, verschwand mit ihrem Geräusch und ihrem Pulverdampfe an der Ecke des Weges und ließ nur einige Leichen auf dem Pflaster ausgestreckt zurück.

Drei von diesen Körpern blieben unbeweglich in einem Blutpfuhl liegen; ein Vierter schleppte sich zu der Thüre des Hauses, ohne Zweifel, um seinen Kopf auf die Schwelle zu legen und ruhig auf dem steinernen Kopfkissen zu sterben, indem er sich seines Vaterlandes erinnerte.

Es war ein junger Mann in einen blauen Oberrock gehüllt: ein Preuße folglich. — Das Blut floß reichlich aus einer Wunde, die er an der Stirn erhalten. —

Millet und Frederic eilten auf die Thüre zu, öffneten sie und empfingen ihn ohnmächtig in ihren Armen.

Dann schloß sich die Thüre, die sich mit eben so viel christlichem Mitleid für die Freunde wie für die Feinde öffnete, wieder hinter ihnen.

Der junge Verwundete wurde in einen Salon gebracht. Indem er im Kampfe dem Gegner die Stirn geboten, hatte er einen Säbelhieb erhalten, der ihm eine tiefe Wunde verursacht, welche stark blutete.

Von diesem Augenblicke an wurde die ganze Aufmerksamkeit von dem Verwundeten in Anspruch genommen.

Die Frauen begannen Charpie zu zupfen, die beiden Aerzte zerrissen Servietten, um Verbände daraus zu machen.

Der Verwundete blieb noch immer ohnmächtig; der Schädel war geöffnet, und man mußte fürchten, daß das Gehirn berührt war.

Während dieser Vorbereitungen hörten wir auf französische Weise zum Angriff schlagen. Es waren unsere zwei oder drei Compagnien Voltigeurs, die mit zum Angriff eilten und an der Thüre vorüber kamen. Einen Augenblick später hörten wir ein wohl unterhaltenes Gewehrfeuer; ohne Zweifel hatten sie den Feind am Ende der Stadt getroffen.

Der Verwundete wurde nach allen Regeln der militärischen Chirurgie verbunden. Einmal verbunden, kam er wieder zu sich. Er sprach ziemlich schlecht französisch, aber der ältere Millet sprach ziemlich gut deutsch, so daß es dem Verwundeten und seinem Wundarzt leicht war, sich zu verstehen.

Einen Augenblick klopfte man mit verdoppelten Schlägen an die Thüre.

Der ältere Millet ging zu öffnen.

Die Preußen waren Herren der Stadt, und es war eine Gruppe von Soldaten, die Quartier und Lebensmittel verlangten.

Millet führte sie zu dem Verwundeten, den man als einen Officier erkannte, und dem man alsbald eine Schildwache vor die Hausthüre stellte, mit dem Befehl, Niemanden eintreten zu lassen. — Es versteht sich von selbst, daß, sobald die Schildwache abgelöst war, man dieselbe in die Küche führte, wo sie ihr Mittagessen bereit fand. —

Nach Verlauf eines Monats verließ uns der junge Preuße — vollständig geheilt, nachdem er von der Mutter

wie ein Sohn, von den Schwestern wie ein Bruder behandelt worden war. Er ließ uns seinen Dank, seinen Namen und seine Adresse.

Er hieß — Anton Maria Farina und war aus Köln. — Er war der Neffe des berühmten Johann Maria Farina, des ersten Destillateurs der bekannten Welt. — —

Im Jahre 1838 machte ich eine Reise an den Ufern des Rheins.

Ich kam nach Köln und erkundigte mich nach Anton Maria Farina. Anstatt Säbelhiebe auszutheilen und zu empfangen, war er Destillateur geworden und verkaufte — kölnisches Wasser.

Ich ließ mir das Magazin zeigen.

Ich trat unter dem Vorwande ein, eine kleine Kiste von seiner wohlriechenden Waare zu kaufen. Es war ein Diener im Laden. Ich bat ihn, seinen Herrn zu rufen.

Der Herr war bei'm Mittagessen.

Obgleich bei dieser ernsten Beschäftigung gestört, kam er lächelnd und graziös herbei.

Mein Blick richtete sich auf die Stirn; die Narbe war da. Er war es freilich.

Er sah, daß ich ihn mit einer ganz besonderen Aufmerksamkeit betrachtete, und fragte mich, mit Wem er die Ehre habe?

Ich fragte ihn, ob er sich erinnere, wo er die Wunde an der Stirn erhalten habe?

Er antwortete mir: in einer kleinen Stadt Frankreichs, Namens Crézy.

Ich fragte ihn, ob er sich der Familie erinnere, die ihn aufgenommen?

Er antwortete mir, sie heiße Millet.

Ich fragte ihn ferner: ob er sich eines kleinen Knaben von zehn bis zwölf Jahren erinnere, der die Schale mit Wasser gehalten, das mit seinem Blute geröthet gewesen, als er die Augen wieder geöffnet?

Er betrachtete mich mit Neugierde.

„Ich frage nicht," sagte ich lächelnd zu ihm, „ob Sie ihn wieder erkennen; ich frage Sie nur, ob Sie sich seiner erinnern."

„„Sie waren es also?““ sagte er zu mir.

Ich reichte ihm beide Hände, und zugleich erwähnte ich einzelne Umstände, die ihm keinen Zweifel übrig ließen.

Er fiel mir um den Hals und rief seine ganze Familie herbei: eine Frau und zwei anmuthige Töchter.

In wenigen Worten — welche, wohl verstanden! deutsch gesprochen wurden — waren sie mit der Lage der Sache bekannt.

Darauf fand eine allgemeine Umarmung Statt. Man zog mich in den Speisesaal, ich mußte mich niedersetzen. Man pfropfte mich mit Anisbrod, mit Kalbfleisch, mit Confitüren, mit Hasenbraten und gedörrten Pflaumen voll, was man mit der besten Flasche Johannisberger, die man im Keller finden konnte, hinunterspülte.

Der Tag wurde bei Tische hingebracht, der Abend — Thee zu trinken und Confitüren zu essen.

Wir trennten uns um Ein Uhr Morgens. —

Seit undenklichen Zeiten war man in Köln nicht so spät zu Bette gegangen. —

Ein Geistlicher, der durchaus nach Rom will.

Meine zweite Erinnerung stammt aus neuerer Zeit. —

Ich bewohnte in Florenz 1840 ein reizendes Haus in der Via Arondinelli — Schwalbenstraße — welches mir mein Freund Cooper abgetreten, der damals Attaché bei der englischen Gesandtschaft war.

Eines Tages meldete man mir einen deutschen Geistlichen an.

Ein deutscher Geistlicher? Was konnte ein deutscher Geistlicher bei mir wollen?

„Thut nichts," sagte ich „man lasse ihn eintreten."

Ich erwartete einen ehrwürdigen Greis mit weißem Haare zu sehen, und ich nahm mir vor, um seinen Segen zu bitten, als man einen Mann von etwa vierzig Jahren, blond, rosig, pausbäckig, mit lächelndem Gesichte, mit ausgestreckter Hand zu mir führte.

Ich lächelte und streckte auch meine Hand aus.

„Was kann ich thun, um Ihnen zu dienen, mein Herr?" fragte ich ihn.

„„Sie können mich Rom sehen lassen, welches zu sehen

ich vor Sehnsucht sterbe,"" antwortete er, „„und welches ich nicht sehen werde, wenn ich Sie anders finde, als ich Sie erwarte.""

„Ich beginne damit, Ihnen zu sagen, daß ich zu sein hoffe, wofür Sie mich halten. Nun, wie kann ich Sie Rom sehen lassen?"

„„Erlauben Sie mir, Ihnen erst meine Geschichte zu erzählen, sie wird nicht lang sein.""

„Setzen Sie sich vorher; Sie werden mir nachher Ihre Geschichte erzählen."

Der junge Geistliche setzte sich.

„„Ich heiße Smets,"" sagte er zu mir. „„Ich bin der Sohn des Dr. Smets und der berühmten deutschen Schauspielerin Sophie Schröder, die mit meinem Vater vermählt war, und bin durch meine Schwester ein Verwandter des berühmten Schauspielers Carl Devrient.""

„Da kenne ich Ihre ganze Familie."

„„Das ist es, was mich ermuthigt!""

„Nun, so fahren Sie fort."

„„Ich habe eine kleine Pfarrei zu Köln hinter dem Dom. Wenn Sie je in diese alte Stadt kommen, werden Sie mich dort finden.""

Ich verbeugte mich.

„„Ich habe einen Gehalt von zwölfhundert Franken jährlich. Durch große Sparsamkeit bin ich dahin gelangt, tausend Franken zurückzulegen; und mit diesen tausend Franken habe ich eine Reise nach Italien unternommen, welches die Sehnsucht meiner ganzen Jugend war. Rom besonders war es, welches ich zu sehen wünschte.""

„Ich begreife das."

„„Nun, so machen Sie sich einen Begriff von meiner Verzweiflung, da ich sehe, daß mir von meinen tausend Franken nur noch zweihundert Franken übrig sind; gerade so viel wie nöthig ist, um nach Köln zurückzukehren, und ich habe Rom nicht gesehen.""

Ich mußte lächeln.

„Und Sie suchen mich auf, damit ich Sie Rom sehen lasse?" bemerkte ich.

„„Gerade so; ich komme, um — fünfhundert Franken von Ihnen zu borgen, die ich Ihnen nie-

mals wiedergeben werde; und das sag' ich Ihnen vorher, damit Sie wissen, wie Sie daran sind. Sie müßten denn verlangen, daß ich fünf Jahre von Wasser und Brod lebe, wie ich seit zehn Jahren gethan, was ich wieder thun will, wenn Sie es verlangen, was mir aber durchaus nicht angenehm sein wird.""

„O! lieber Herr Smets," sagte ich zu ihm, „Sie können sich denken, daß ich nicht diese Grausamkeit haben werde!"

„„Ja, ich hab' es gedacht, und darum bin ich zu Ihnen gekommen.""

„Sie sollen **Rom** sehen, Ihr kleines Glas Rheinwein trinken, und ein Stück Rindfleisch nach der Suppe essen; kommen Sie mit mir."

„„Ich folge Ihnen mit ganzen Vertrauen.""

„Vortrefflich!"

Wir gingen zu den Herren Plowden und French, an welche ich einen Creditbrief hatte; ich ließ dem guten Pfarrer Smets hundert römische Thaler auszahlen, welche sechshundert Franken anstatt fünfhundert ausmachten, und zeigte ihm mit dem Finger den Weg nach — Rom.

Er warf sich mit Freudenthränen in meine Arme.

„Nun," sagte ich zu ihm, „glückliche Reise, und vergessen Sie meiner nicht in Ihren Gebeten!"

„„O ich werde an Sie denken und Sie lieben und für Sie beten!""

Er reiste ab. — —

Nach kaum zwei Jahren kam ich nach Köln und wollte auch dem Pfarrer Smets einen Besuch machen.

Wie er mir gesagt hatte, war das Haus nicht schwer zu finden.

Ich trat ein, ohne mich anmelden zu lassen.

Er stieß ein Freudengeschrei aus.

Dann sagte er mit etwas verwirrter Miene: „„Sie wollen doch hoffentlich nicht Ihre hundert römischen Thaler zurückverlangen?""

„Nein! ich komme nur, um Sie zu fragen, ob Sie Rom gesehen haben, und ob Rom Ihnen gefallen?"

Er erhob die Augen zum Himmel. „„Welche Stadt!"" sagte er; „„und wenn ich bedenke, daß ich es Ihnen verdanke, nicht zu sterben, eh' ich es gesehen habe!""

Er umarmte mich.

„„Kommen Sie,““ sagte er, „„kommen Sie, ich will Ihnen etwas zeigen!““

Ich folgte ihm in Köln mit allem Vertrauen, wie er mir in Florenz gefolgt war.

Er führte mich dann in sein Schlafzimmer und zeigte mir mein Porträt zwischen denen der französischen Dichter Hugo und Lamartine.

„Ah!“ fragte ich ihn, „warum haben diese Herren Rahmen, und ich nur eine Papier-Einfassung?“

„„Weil Sie mein Herz zum Rahmen haben!““ sagte er. — —

Dies sind die beiden Erinnerungen, die sich für mich an die Stadt Köln knüpfen.

Man kann sich wohl denken, daß, als ich diesmal wieder durch Köln kam, mein erster Gedanke war, meine beiden gewohnten Besuche zu machen.

Ach!

Anton Maria Farina, dieser schöne junge Mann, dessen Wunde ich im Jahre 1814 verbinden half, ist in einem Alter von siebzig Jahren gestorben, und mein Freund Smets, der Reisende, hat Köln verlassen und ist auf ein kleines Dorf in der Umgegend gegangen, wo er eine Pfarrei erhalten hat, die zweihundert Franken mehr einträgt.

Möge der Eine im ewigen Frieden ruhen, und der Andere glücklich auf seiner Pfarrei leben!*) —

---

*) Dr. Wilhelm Smets ward im Jahre 1842 zum Domherrn in Aachen ernannt, als welcher er am 14. Oktober 1848 starb. — Er ist ausgezeichnet als lyrischer und epischer Dichter, sowie auch als Kanzelredner, durch Erfindungsgabe, Kraft der Anschauung und Darstellung, Wärme der Empfindung und technische Geschmeidigkeit sich empfehlend. Die vollständige Sammlung seiner Gedichte erschien im Jahre 1840 bei Cotta in Stuttgart. Unter den katholischen Dichtern Deutschlands ist er einer der Ausgezeichnetsten. —

Der obige gemüthliche Erzähler aber, Alexander Dumas, ist der bekannte französische Dichter und Schriftsteller der Neuzeit. —

34.

Wie der Franke Chlodwig ein Christ ward.

(Nach einer Schilderung des heiligen Gregorius von Tours.)

Chlodwig herrschte mit Macht als der Franken König. Er war aber vom heidnischen Wahnglauben befangen und ließ zu, daß viele Kirchen der Christen von seinem Heere geplündert wurden.

Zur Gemahlin nahm er die schöne und verständige Chrodichilde, aus dem königlichen Geschlechte der Burgunder. Sie war eine Christin. — Als ihr nun der erste Sohn geschenkt ward, wollte sie ihn taufen lassen, und drang deßhalb unaufhörlich in ihren Gemahl und sprach: „Ohnmächtig sind die Götter, denen Ihr dient, denn sie können sich und Andern nichts nützen, dieweil sie sind ein Gebilde aus Stein, Holz oder Erz! Und die Namen, die Ihr ihnen beilegt, gehörten einst Menschen an, nicht Göttern; wie Saturnus ein Mensch war, der seinem Sohne entronnen sein soll, damit er nicht sein Königreich verliere, und wie Jupiter selbst und Mars und Mercurius; wie weit reichte denn ihre Macht? Zauberkünste mochten ihnen zu Gebote stehen, die ihre Priester, das Volk täuschend, übten, aber die Macht einer Gottheit hatten sie nimmer! Wie viel mehr muß aber Der verehrt werden, der Himmel, Erde, Meer und Alles, was darinnen ist, durch Ein Wort aus dem Nichts geschaffen, der die Sonne leuchten hieß und den Himmel mit Sternen schmückte, der das Wasser mit Gewürm, das Land mit Thieren und die Luft mit Vögeln erfüllte, auf dessen Wink die Erde sich schmückt mit Früchten, der Baum mit Obst und der Weinstock mit Trauben, durch dessen Hand das Menschengeschlecht erschaffen, durch dessen Güte alle Kreatur dem Menschen, den er nach seinem Bilde geschaffen, dient und willig ist!“ — Aber wie oft auch die Königin so sprach, sie konnte doch des Königs Gemüth zum christlichen Glauben nicht bekehren. „„Auf unsrer Götter Geheiß,““ entgegnete er, „„wird Alles geschaffen und erzeugt; Euer Gott ist augenscheinlich ein ohnmächtiges Wesen, und, was noch mehr ist, nicht einmal vom Stamme der Götter!““

Indessen aber brachte die gläubige Königin ihren Sohn

zur heiligen Taufe, und ließ die Kirche mit Teppichen schmücken, auf daß Chlodwig, der durch die Predigt nicht bekehrt werden konnte, durch diese festliche Handlung zum Glauben erweckt werde. Ihr Sohn aber, den man Ingomer nannte, starb, als er getauft, noch in den weißen Kleidern, in denen er das Bad der Wiedergeburt empfangen hatte. Da schwoll dem Könige die Galle und er schalt heftig die Königin und sprach: „„Wäre der Knabe geweiht im Namen meiner Göt= ter, gewiß er lebte noch; aber er konnte nicht leben, weil er im Namen Eures Gottes getauft ist!““ Die Königin erwie= derte: „Gott, dem Allmächtigen, dem Schöpfer aller Dinge sage ich Dank, daß er mich nicht für unwerth erachtet, mein Kind in sein Reich aufzunehmen! Denn mein Gemüth ist unbekümmert, da ich weiß, daß die im weißen Gewande der Taufgnade von dieser Welt abgerufen sind, vor Gottes An= gesicht leben werden!“ — Später gebar sie einen andern Sohn, den sie in der heiligen Taufe Chlodomer nannte; und als auch er anfing zu erkranken, sprach der König: „„Es kann mit ihm nicht anders ergehen, als wie mit seinem Bruder, daß er, getauft im Namen Eures Christus, bald sterbe!““ Aber durch das Gebet der Mutter wurde auf des Herrn Geheiß das Kind wieder gesund.

Die Königin ließ jedoch nicht ab, in ihn zu dringen, daß er den wahren Gott erkenne und abscheide von den Götzen; aber auf keinerlei Weise wollte es gelingen, ihn zum Christenthume zu bekehren, bis er endlich einst mit den Ale= mannen in einen Krieg gerieth. Da zwang ihn die Noth zu bekennen, was sein Herz vordem verläugnet hatte. Als die beiden Heere zusammenstießen, kam es zu einem gewaltigen Blutbad und Chlodwig's Heer war nahe daran, gänzlich vernichtet zu werden. Als er das sah, erhob er seine Augen zum Himmel, sein Herz wurde gerührt, seine Augen füllten sich mit Thränen und er sprach: „„Jesus Christus! Chrodochilde sagt, Du seiest der Sohn des lebendigen Gottes. Hilfe sollst Du den Bedrängten, Sieg geben Denen, die auf Dich hoffen — ich flehe Dich demüthig an um Deinen mächtigen Bei= stand! Gewährst Du mir jetzt den Sieg über diese meine Feinde und erfahre ich so jene Macht, die das Volk, das Deinem Namen sich weiht, an Dir erprobt zu haben rühmt, dann will ich an Dich glauben und mich taufen lassen auf

Deinen Namen! Denn ich habe meine Götter angerufen, aber, wie ich erfahren, sie haben mich verlassen mit ihrer Hilfe! Ich meine daher: unmächtig sind sie, da sie Denen nicht helfen, die ihnen dienen! Dich nun ruf' ich an, und ich verlange — an Dich zu glauben! Nur entreisse mich erst der Hand meiner Widersacher!"" Und da er solches sprach, wandten schon die Alemannen sich um und begannen zu fliehen. Als sie aber ihren König getödtet sahen, unterwarfen sie sich Chlodwig und riefen: „„Laß', wir bitten Dich, nicht noch mehr des Volkes umkommen, wir sind ja Dein!"" Da that er dem Kampfe Einhalt, brachte das Volk in seine Gewalt und kehrte in Frieden heim. Der Königin aber erzählte er, wie er Christi Namen angerufen, und so den Sieg gewonnen habe. — Dieß geschah im fünfzehnten Jahre seiner Regierung.

Darauf ließ die Königin heimlich den Bischof von Rheims, den heiligen Remigius, rufen, und bat ihn, er möchte das Wort des Heils dem Könige zu Herzen führen. Der Bischof aber beschied ihn im Geheimen zu sich und fing an, ihm anzuliegen: er solle an den wahren Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, glauben, und den Götzen entsagen, die weder ihm noch Andern helfen könnten. Jener aber sprach: „„Gern hör' ich Dich, heiligster Vater; aber Eins macht mir noch Bedenken: das Volk, das mir folgt, duldet nicht, daß ich seinen Glauben verlasse. Doch ich gehe und spreche mit ihm nach Deinem Wort!"" Als er darauf mit den Seinigen zusammentrat, rief alles Volk zur selben Zeit, noch ehe er den Mund geöffnet, denn die göttliche Macht kam ihm zuvor: „„Wir verlassen die sterblichen Götter, gnädiger König, und sind bereit, zu folgen dem ewigen Gott, den Remigius predigt!"" — Solches wurde dem Bischof gemeldet, und er befahl hocherfreut das heilige Taufbad zu bereiten. Mit bunten Decken wurden nun die Straßen behängt, mit weißen Vorhängen die Kirche geschmückt und der Taufstein in Ordnung gebracht. Weihrauchwolken verbreiteten sich, es schimmerten hell die duftenden Kerzen und der ganze Tempel um den Taufstein wurde von einem himmlischen Wohlgeruche erfüllt; und solche Gnade ließ Gott Denen zu Theil werden, die damals gegenwärtig waren, daß sie meinten, sie seien versetzt in die Wohlgerüche des himmlischen

Paradieses. Zuerst verlangte der König vom Bischofe getauft zu werden. Er ging, ein neuer Constantin, zum heiligen Taufbade hin, um sich rein zu waschen von dem alten Aussatz und sich von den schmutzigen Flecken, mit denen er von Alters her behaftet gewesen, im frischen Wasser der heiligen Taufe zu reinigen. Als er aber zum Empfange des Sakraments hinzutrat, redete ihn der Heilige Gottes mit beredtem Munde also an: „Beuge still Deinen Nacken, Sicambrer! verehre, was Du seither zerstörtest, und zerstöre, was Du seither verehrtest!“

Es war nämlich Sanct Remigius ein Mann von hoher Wissenschaft und besonders in der Kunst der Beredsamkeit erfahren, aber auch durch Heiligkeit zeichnete er sich aus, so daß er an Wunderthaten dem heiligen Sylvester gleich kam.

Also bekannte der König den allmächtigen Gott als den Dreieinigen und ließ sich taufen: im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und wurde gesalbt mit dem heiligen Oele unter dem Zeichen des Kreuzes Jesu Christi. Von seinem Gefolge wurden aber getauft mehr als dreitausend Seelen. —

35.

Die Bekehrung vom Klöster-Berauben.

(Aus: Album aus Oesterreich.)

Friedrich der Streitbare, der letzte Herzog aus dem Hause Babenberg, war im Anfange seiner Regierung den frommen Stiftungen seiner Ahnherren sehr abgeneigt; er entzog und schmälerte, wo und wie er nur immer konnte, den Klöstern ihre Einkünfte und Gerechtsame und kümmerte sich wenig um die Klagen und Bitten derselben.

Diese Härte und Ungerechtigkeit sollte nicht ungeahndet bleiben!

An seinem Hofe lebten zwei edle Jünglinge, denen er mit großer Liebe zugethan war; der eine hieß Adalbert von Zelking, der andere Hermann von Wolkersdorf. — Nun traf es sich, daß Beide in einer Schlacht zum Tode verwundet wurden; die Aerzte hatten bereits alle Hoffnung

aufgegeben und die letzte Stunde rückte immer näher. Der Herzog war trostlos; mit Thränen im Auge sandte er Boten nach allen Abteien seines Herzogthums: „daß sie zu Gott dem Allmächtigen und Allgütigen um die Wiederherstellung der Jünglinge, seiner Freunde, beten sollen.“ Er machte auch das Gelübde: „zu Heiligenkreuz eine prächtige Gruft zu bauen, mit bewaffneter Hand gegen die ungläubigen Preußen zu ziehen und Alles den Klöstern zurückzustellen, was er ihnen — seit dem Tode seines Vaters — unrechtmäßig vorenthalten oder weggenommen hatte.“ — Diese frommen und aufrichtigen Vorsätze, vereinigt mit dem inbrünstigen Gebete der Geistlichkeit, fanden bei Gott Gnade; die beiden Jünglinge erlangten ihre Gesundheit wieder, lebten hierauf noch viele Jahre und wurden berühmte Kriegshelden. — Der Herzog aber, von der wundervollen Genesung seiner Lieblinge tief ergriffen, änderte seine frühere Gesinnung gegen die Klöster vollkommen und beschenkte sie von nun an, wo und wie er nur konnte — Gott zu Ehren. —

36.

Der Mangel am Königs-Hofe.

Ludwig XI., König von Frankreich, pflegte zu sagen: „Ich habe in allen Dingen am Hofe einen Ueberfluß, und nur an Einer Sache Mangel!“

Und als man ihn fragte, was das für ein Mangel wäre, den er so schmerzlich beklage, gab er zur Antwort: „Die Wahrheit!“ —

37.

Ein gutes Gedächtniß.

(Aus: Stern-Kalender von Dr. S. Brunner, Jahrg. 1858.)

Zur Zeit, als Max III. als Churfürst in Bayern regierte, versetzte die Sturmglocke und der durch die Straßen mit Schnelligkeit sich verbreitende Feuerlärm die Bewohner

Münchens in nicht geringe Aufregung. Eine dunkle Rauchsäule lagerte unheilvoll über dem Dache der Residenz, während einzelne Flammen durch den Rauch sich Bahn brachen.

Ein Militär-Cadet, von Andlinger, sah kaum die Gefahr, in der Menschenleben auf dem Spiele standen, als er schon die Gemächer der brennenden Residenz durcheilte, und die Prinzessin Josephine (später vermählt mit Joseph II.), die zehnjährige Schwester des Churfürsten fest schlafend im Bette antraf. Sie in Decken einhüllen und in den Wilhelm'schen Palast in Sicherheit bringen, war das Werk eines Augenblickes.

Nachdem der Wuth des Feuers Einhalt gethan worden war, und die Besonnenheit den Platz der Verwirrung eingenommen hatte, suchte man auch die Prinzessin Josephine und staunte nicht wenig, als man sie wohl und vom Feuer unberührt im Wilhelm'schen Palaste traf. „Wer hat Dich hierher gebracht?" rief der Churfürst freudigst überrascht aus. „„Ein Soldat vom Leib-Regiment!"" erwiederte Josephine. „Kennst Du ihn, wenn Du ihn etwa wieder sähest?" fragte Max. „„Gewiß!"" antwortete mit Zuversicht die so glücklich gerettete Prinzessin.

Es gewährte einen lieblichen Anblick, die Prinzessin an der Hand ihres Bruders die Reihen des in Parade aufgestellten Leib-Regiments forschend durchwandern zu sehen, und den Ruf des Jubels zu hören: „„**Dieser** ist es!"" Ihr Gedächtniß hatte sie nicht verlassen; sie erkannte den Cadeten von Andlinger als — ihren Retter. Max ließ sich nun mit dem Cadeten in ein Gespräch über die näheren Umstände ein, und als er sich von der Wahrheit der Aussage überzeugt hatte, ernannte er ihn im Angesichte des ganzen Regiments zum Hauptmanne. —

38.

Königs-Andenken im Tyroler Volke.

(Aus dem Bregenzer Wald von Andreas Oppermann, 1859.)

Der Abend war unterdessen hereingebrochen, die Sonne im Untergehen, violette, goldgesäumte Wölkchen bedeckten sie

auf Augenblicke, und hinter ihnen öffnete sich dem Blick ein Stück Aether, das im hellen goldgrünlichen Lichte die Vermittelung zwischen dem Golde der Sonne und dem Blau des Himmels bildete, und jene milde unbestimmte Farbe hatte, die ich der ewigen Seligkeit beilegen würde, wenn Begriffe durch Farben ausgedrückt werden sollten.

Noch einen Blick nach diesem schönen Abendhimmel — und mein Weg führte nun auf einsamen Wald- und Gebirgssteigen weiter in das enge Ach-Thal nach Schröcken.

Kahler und wilder erschienen die Bergwände, die Nacht zog still am Himmel herauf: einzelne Sterne fingen an zu erblinken. Wieder ging's tief hinunter zum rauschenden Waldbach. Unterdessen war's Nacht geworden; ich wußte in der finstern Wildniß nicht mehr wohin: ich hatte den Weg verloren.

Da ertönte in dieser Felsen- und Wald-Einöde von hoch oben herab hell und klar eine Glocke; das mußte in Schröcken sein. Mit neuen Kräften stieg ich dem Ton der Glocke nach und war nach einer halben Stunde im Dörfchen Schröcken angelangt. Freundlich wurde ich in dem kleinen Wirthshause aufgenommen.

Während des Rastens nahm ich das Fremdenbuch zur Hand: nur wenige Wanderer hatten in diese Wildniß ihren Fuß gesetzt; ein Zeichen, daß der „Bregenzer Wald" noch wenig bekannt ist.

Unter den eingezeichneten Namen befand sich auch der des Königs von Sachsen — **Friedrich August** II. — Mich rührte es, die Schriftzüge, die ich hie und da auf meinen Wanderungen in Tyrol an den einsamsten und steilsten Punkten des Gebirges gesehen hatte, wieder zu erblicken. — Auf meine Frage nach dem hohen, in so jähem Tode *) dahin geschiedenen edlen Herrn konnten sie des Erzählens kein Ende finden, wie er so gut und mild gewesen sei; er wäre gekannt gewesen im ganzen Lande, und sie hätten ihn Alle geliebt, wie ihren eigenen Fürsten. Der König mußte kurz

---

*) Bekanntlich stürzte bei Brennbüchl am 9. August 1854 des Königs Wagen; der König, der heraus geschleudert wurde, fand den Tod durch den Hufschlag des scheuen Pferdes. —

vor seinem Tode in Brennbüchl hier gewesen sein; — das Blatt, auf welchem sein Name stand, war frei geblieben. —

Wie wohlthuend ist die Liebe, die die Tyroler zu dem Sachsen-König hatten! Galt sie doch dem milden, verehrungswürdigen Menschen! So gedachte seiner ein ganz schlichter Bauer in Lermos mit den Worten: „Er war gar nicht wie ein König, er war ein Mensch, und darum haben wir ihn auch so lieben gekonnt!“ — Bauersmann, Du wußtest gewiß nicht, was für ein schönes und wahres Wort Du gesprochen! —

Zu der Stelle, wo der hohe Herr verunglückt war, zogen die Tyroler wie nach einem Wallfahrts-Orte, und manche bittere Thräne ist um den besten Fürsten hier geflossen. —

Kurze Zeit nach meiner Bregenzer Reise war ich in Reute in Tyrol; da zeigte mir der alte Wirth „zur Krone“ ein Bild, das dem Könige zu Brennbüchl gesetzte Monument darstellend; auf der Rückseite desselben waren ein Paar Laubblätter eingerahmt zu sehen, auf denen man noch Spuren von dem Blute des verunglückten Fürsten sehen konnte. Wie eine heilige Reliquie bewahrte der alte Mann die Blätter; und als er das Bild wieder an Ort und Stelle hing, wischte er sich die hellen Thränen aus den Augen. —

Wehmüthig ergreifend und doch wie erfreulich war es, sich den leutseligen Fürsten mit seinem gemüthvollen Gesichte, mit seinen edlen schönen Augen, mit der liebenswürdigen Einfachheit seines Wesens hier in diesem engen Wirthsstübchen zu denken.

„Die Stelle, die ein edler Mensch betrat,
Sie ist geweiht für alle Zeiten.“

Ich fühlte diese Weihe lebhaft, und es kam über mich eine Stille des Gemüths, die mich bis in den Traum geleitete. —

39.

Die Wahl des Erzbischofs Pilgrim.

(Nach der Chronik von Köln.)

Nachdem der Erzbischof Heribert, der erste Kurfürst von Köln, im Jahre 1022 gestorben, befand sich Kaiser Heinrich II., der Heilige, in Köln, und war eines Tages gerade in der Kirche zu den heiligen Aposteln, wo Pilgrim, ein einfacher Priester, seine Horen betete.

Pilgrim, ein äußerst gottesfürchtiger und braver Mann, war aber dermaßen ungestaltet am Körper, daß es dem Kaiser auffiel, der bei sich dachte: „Was ist das doch für ein häßlicher ungeschlachter Priester!“

Nun fügte es sich, daß Pilgrim in seinem Gebete plötzlich laut den folgenden Vers aus dem neunundneunzigsten Psalm betete: „Scitote quoniam Dominus ipse est Deus, ipse fecit nos et non ipsi nos! Ihr sollet wissen, daß der Herr Gott selbst ist, der uns gemacht hat, und wir selbst nicht uns!“ — was eine überaus passende Antwort auf des Kaisers Gedanken gab. Er wurde darüber so betroffen, daß er den Priester für einen heiligen Mann und Propheten hielt, wie er denn auch wirklich war.

Pilgrim wurde darauf, und zwar gegen seinen eigenen Willen, vom Kaiser zum Erzbischofe von Köln ernannt. —

40.

Die Prüfung des angebotenen Buß-Opfers.

(Aus: Papst Gregor VII. und seine Zeit von Dr. F. A. Gfrörer.)

Ein treuloser Kriegsknecht, Namens Gerbodo, hatte durch schnöden Lohn sich verleiten lassen, seinen jugendlichen Gebieter, den Grafen Arnulf von Flandern, während einer Schlacht meuchelmörderisch umzubringen.

Von einer Gewissensangst gefoltert, die er nicht zu beschwichtigen vermochte, unternahm er eine Pilgerwanderung nach Rom, wo es ihm gelang, dem Oberhaupte der Kirche

selbst, Gregor VII., die Frevelthat zu berichten, worauf er seine beiden Hände demselben zum Sühnopfer darbot.

Der Papst, dessen erhabener und heroischer Charakter die modernen Begriffe überragt, ging auf dieses Anerbieten ein; doch gab er dem Manne, der das Beil handhaben sollte, einen geheimen Auftrag. „Wenn der Fremdling," so befahl er, „bei der Erhebung des Beiles zittert und seine Hände zucken, dann haue zu; zeigt er sich aber standhaft, und hält die Hände ruhig auf dem Blocke, so thue ihm nichts zu Leide, und sende ihn wieder zu mir!" — Da nun Gerbodo unerschütterlich dastand, und durch diese ruhige Haltung seine Bereitwilligkeit erprobte, zog der Scherge das erhobene Beil zurück.

Der Papst, über diesen guten Ausgang erfreut, fällte nun das folgende richterliche Urtheil: „Diese Hände, die Du zur Sühne Deiner Missethat, zum Opfer dargeboten, gehören jetzt nicht mehr Dir, sondern dem Herrn. Nimm also den Wanderstab und gehe nach Clugny in das dortige Kloster; erzähle dort dem Abte Hugo alles Geschehene, und was er Dir gebieten wird, das befolge!"

Der Reumüthige gehorchte mit so gewissenhafter Treue, daß Abt Hugo ihn bald zu den Besten seiner Untergebenen zählte. —

Das Opfer, zu dem Gerbodo mit so großem Muthe sich entschlossen, wäre, wiewohl an seinem Leibe vollführt, doch nur wie ein vollzogenes Strafurtheil erschienen; während das beharrlich fortgesetzte innerliche Bußleben seines Gehorsams vor jenem äußerlichen bei weitem den Vorzug hatte. —

41.

Eine wohlwollende List als Bekehrerin.

(Aus: Züge aus dem Seelsorgerleben.)

Der heilige Erzbischof Thomas von Villanova hatte an seiner Kathedrale einen Domherrn, dessen Lebenswandel nicht sonderlich den Gläubigen zur Erbauung diente. Diesen ermahnte er gar oft, von seinem unpriesterlichen und Aergerniß gebenden Betragen abzulassen und treu in der Nachfolge

Jesu Christi, des guten Hirten, zu beharren; und da seine Ermahnungen immer fruchtlos blieben, sann er auf ein geeignetes Mittel, ihn wirksamer zur Besserung seines Lebens zu bewegen. Er erwies ihm also viele Liebe und Freundschaft und erzeigte ihm im Verlaufe von zwei Jahren so große und ausgezeichnete Wohlthaten, daß er das ganze Herz desselben gewann.

Da er ihn nun höchlich verpflichtet und seinen Willen gestimmt hatte, ihm gefällig zu sein, sprach er einst zu ihm: „Ich weiß, daß Sie mir in Allem gern Freuden verschaffen möchten, worin immer es Ihnen möglich ist. Wollten Sie also mir zu Liebe nicht einiges Ungemach auf sich nehmen?“ Und es erbot sich der Domherr zu Jeglichem, was er ihm befehlen würde, wie beschwerlich und mühsam auch der Auftrag in seiner Ausführung sich erweisen dürfte.

Da sprach der heilige Erzbischof: „Ich habe eine Angelegenheit in Rom, von welcher ich sehnlichst wünschte, daß sie bald geordnet wäre. Es mangelt mir zwar in dieser Stadt nicht an Freunden, die ich mit derselben betrauen könnte; dennoch aber wäre es mir sehr lieb, wenn Sie selbst in eigener Person sich hinbegeben wollten; denn — befindet sich die Sache in Ihren Händen, so bin ich wegen des guten Ausganges unbekümmert. Kann und darf ich Sie also mit dieser Mühe bebürden?“

Es sprach aber der heilige Prälat die volle Wahrheit; denn mit großer Sorgfalt und Eifer suchte er damals — ein Breve von Rom zu erhalten: Die Clausur einiger Nonnen zu ordnen, denen solche nothwendig war; die Sache aber litt einigen Widerstand. Er benützte jedoch diese Gelegenheit, die Seele des besagten Geistlichen für das Leben in Gott zu gewinnen, der über den Antrag zwar betroffen ward, gleichwohl aber aus Liebe zu dem Heiligen und wegen so vielfältiger Verbindlichkeit gutmüthig antwortete: er wolle, um Ihm zu dienen, recht gern nach Rom und in jede andere Stadt hingehen, wofern der Heilige also befehle.

„Nun denn,“ sprach der Erzbischof, „so treffen Sie Vorkehrungen dazu, ordnen Sie Ihre häuslichen und Ihre äußerlichen Angelegenheiten; denn da die Reise lange und gefährlich ist, erscheint es als rathsam, daß man alle Dinge der Art in Ordnung bringe, als ob man sterben sollte.“

Der Domherr that, wie ihm war aufgegeben worden; und da er den heiligen Gottesmann benachrichtigte, es sei nun Alles in Ordnung und er erwarte nur sein Gebot zur Abreise, sprach Sanct Thomas: „So kommen Sie denn am Abend, wenn in meinem Haus Alle ihre Geschäfte beendigt haben; dann will ich Ihnen die nothwendigen Belehrungen noch ertheilen; Sie können bei mir speisen und übernachten; ich werde Sie dann am frühesten Morgen entsenden. Nehmen Sie aber keinen Diener mit; ich werde dafür sorgen, daß Sie in meinem Hause auf das Beste bedient werden."

Es kam also der Domherr an demselben Abend, nachdem er allenthalben sich beurlaubt hatte, in den erzbischöflichen Palast, speiste daselbst und ging mit der Ueberzeugung zu Bette, daß er am folgenden Morgen schon in erster Frühe die Reise nach Rom antreten werde. Der heilige Thomas aber, dem es mehr darum zu thun war, auf dem eingeschlagenen Wege die Seele dieses Verirrten für Gott zu gewinnen als seine eigene Amts-Angelegenheit zu beschleunigen, brachte den größten Theil der Nacht im Gebete zu; und als der neue Tag zu grauen begann, begab er sich in das Zimmer des Geistlichen und redete ihn freundlichst an und sprach: „Mein Herr, das Beste ist noch zu thun übrig; Sie haben zwar Ihr Haus, Ihre Habe und alle Ihre Geschäfte in Ordnung gebracht, ja sogar Ihr Testament gemacht, als ob Sie sterben müßten; kurz, Sie haben Alles gethan, was eine so weite und gefährliche Reise erfordert. Allein meiner Einsicht nach haben Sie das Wesentlichste und Wichtigste unterlassen, nämlich — Ihr Gewissen durch die heilige Beicht und Kommunion zu ordnen und dafür zu sorgen, daß Sie im Stande der Gnade Gottes seien, damit er Sie geleite und vor Gefahren behüte. Auf dieß Eine war ich vorzüglich bedacht, was Sie nicht verdrießen soll; denn es ist dieß das Allernothwendigste. Die Zeit drängt nicht so sehr, daß Ihre Abreise sich nicht noch auf Einen Monat verschieben ließe. Nun aber widerstrebte es jeglichem Anstand, wenn Sie nach Hause zurückkehrten und in der Stadt sich sehen ließen; es erübrigt daher nichts Anderes, als daß Sie diesen Monat hindurch hier in meinem Hause bleiben; Niemand wird es erfahren, mit Ausnahme eines einzigen Dieners, der Sie liebevollst und unter dem Siegel

strengster Verschwiegenheit bedienen soll. Indessen verbreitet sich die Sage, Sie seien wirklich abgereist; Sie jedoch können in diesem Monat stillster Abgeschiedenheit Ihr Gewissen sorgfältig durchforschen und sich einen Beichtvater, dem Sie Ihr besonderes Vertrauen schenken, auswählen und ihm dann Ihre Beicht ablegen; mit aller Behutsamkeit werden wir den erkornen Beichtvater hierher bescheiden lassen, und auch davon darf Niemand irgend etwas erfahren. Auf solche Weise werden Sie thun, was einem christlichen Edelmann und einem guten Geistlichen geziemt und alsdann mit dem Segen des Herrn Ihre Reise nach Rom antreten."

Der Domherr machte nicht die geringste Einwendung; sondern gleich — als hätte der heilige Geist selbst zu seinem Herzen gesprochen, — wie er denn auch wirklich durch den Mund seines pflichttreuen Bischofs sprach, ward er von der Güte dieses Rathes überzeugt und antwortete: „„Ich will recht gern einen ganzen Monat da bleiben und dem Wunsche Euerer Erzbischöflichen Gnaden Folge leisten und durch eine reumüthige Generalbeicht mein Gewissen reinigen und heiligen.““

Nach dem Verlauf eines Monats kniete der Domherr in Andacht und mit heißen Bußthränen in den Augen in dem Beichtstuhle.

Nach verrichtetem Beichtgeschäfte beredete ihn sein Beichtvater, noch einen Monat daselbst zu verbleiben, die auferlegte Buße zu verrichten, und den Erzbischof um die Gnade zu bitten, daß er die Abreise noch verschieben möchte. — Dieß Alles that er ungesäumt; denn schon hatte der Herr sein Herz gewendet, und durch dieß Mittel ihn aus einem weltlichen Menschen in einen so eingezogenen Büßer umgewandelt, daß er diese Clausur gleich einem Paradies erachtete.

Es bewilligte ihm aber der Erzbischof mit dem geneigtesten Willen diese Gnade, indem es ja gerade diese Bußübung war, die er so sehnlich gewünscht hatte. Alsdann bemerkte ihm Sanct Thomas ganz der Wahrheit gemäß: wie nun nochmals die Nothwendigkeit eingetreten sei, noch eine Zeitlang mit der Abreise zu warten, indem neue Entschließungen über die betreffende Angelegenheit aus Rom vorerst abgewartet werden müßten; er möge deßhalb noch einige Zeit

im erzbischöflichen Hause verweilen, denn lange könnten die Nachrichten aus Rom nicht mehr ausbleiben.

Da nun offenbar eine Fügung Gottes es gewesen, der dieß Alles zum Heile seiner Seele gewirkt, so war es der Domherr gänzlich zufrieden, seinen Aufenthalt hier noch zu verzögern. Auf solche Weise brachte er ein halbes Jahr im Frieden einer wahrhaft heiligenden Einsamkeit zu, beweinte aufrichtig seine Sünden, übte sich in fortwährenden Bußwerken und es erstand in ihm der neue, gottgefällige Mensch nach dem Vorbilde Jesu Christi.

Während der letzteren Zeit dieses halben Jahres traf das erwartete Breve vom heiligen Vater zu Rom ein und enthielt die Regelung des Clausur-Verhältnisses der fraglichen Nonnen, wodurch die beabsichtigte Reise des genannten Domherrn von selbst überflüssig wurde.

Und Sanct Thomas trat zu dem Domherrn und sprach: „Statt der Antworten, die ich erwartete, kam nun das päpstliche Schreiben selbst an, und zwar mit Berücksichtigung aller Umstände sammt dem Inhalt aller Clauseln, wie ich solches gewünscht hatte; so daß Sie nun nicht weiter sich bemühen dürfen, diese so beschwerliche Reise zu unternehmen. Indessen bin ich Ihnen so sehr verpflichtet, als hätten Sie dieselbe in der That ausgeführt, und werde mich auf alle Weise bestreben, Ihnen dafür herzlichst dankbar zu sein. Lassen wir nun draußen verlauten, diese geistliche Angelegenheit sei glücklich zu Stande gebracht. Morgen mögen Sie dann aus Ihrer hiesigen Einsamkeit, die ein vortreffliches Rom für ihre Seele war, nach Hause zurückkehren."

Es verließ nun der Domherr dieses Haus des Heiles mit so gottgefälliger Sinnes-Aenderung und Besserung seines Wandels, daß er nie wieder zu seinen früheren Lastern zurückkehrte; und er diente dem Herrn von ganzem Herzen, zur großen Verwunderung und Erbauung Aller, die ihn früher gekannt und an ihm großes Aergerniß genommen hatten. —

42.

Leibliche Abtödtung und geistliche Betrachtung.

(Aus: John Fisher von L. M. Kerker.)

1. Bekanntlich wurde John Fisher, Bischof von Rochester in England und Martyrer für den katholischen Glauben, weil er den ehebrecherischen König Heinrich VIII. nicht als den Papst der Kirche Englands anerkennen wollte, am 15. April 1534 gefänglich eingezogen und später hingerichtet.

Nicht nur seine Predigten und Schriften, sondern auch die Berichte von Zeitgenossen bezeugen uns, daß Fisher ein Mann war von vorherrschend ernster Richtung und Anschauungsweise. Seine vielseitige literarische Beschäftigung und auch seine Vorliebe für die Sprach-Studien konnten nicht, wie bei so manchen Geistlichen jener Zeit, das ascetische Element in ihm zurückdrängen. Fisher pflegte es mit Ernst und Eifer zu seiner und Anderer Heiligung.

Wie alle höher strebenden Männer, wie namentlich auch sein berühmter Freund und Genosse im Martyrer-Tode, Thomas More, hielt auch er seinen Leib in strenger Dienstbarkeit durch Fasten und Nachtwachen. Ein unverwerfliches Zeugniß für Dasjenige, was die Zeitgenossen von der Strenge des Bischofs gegen sich selbst berichten, finden wir in einer bemerkenswerthen Thatsache, die sich nach seiner Gefangennehmung zugetragen.

Bereits saß der edle fünfundsiebenzigjährige Greis im Tower zu London; es wurden königliche Commissäre nach Rochester gesandt, um — sich all seiner Habseligkeiten zu bemächtigen. Unter allen Gegenständen der inneren Haus-Einrichtung zog keiner die Aufmerksamkeit der Häscher in dem Grade auf sich, als eine mit eisernen Bändern wohl verwahrte Kiste, welche sich in der Privatkapelle des bischöflichen Palastes befand. Die Commissäre waren um so gieriger, die Schätze, die sie hier verborgen glaubten, zu erheben, als bisher nichts von Allem, was ihnen in die Hände gefallen war, ihren Erwartungen von den Reichthümern eines so lange Zeit im Amte stehenden Prälaten entsprochen hatte. Diese Kiste, glaubten sie, und ihr Inhalt werde die bereits

aufsteigenden Zweifel beschämen. Um aber jeglichen Verdacht einer Untreue fern zu halten, riefen sie noch Zeugen herbei, die bei der Eröffnung zugegen sein sollten. — Doch welche Enttäuschung! — Im Grunde des Behältnisses fand sich nichts Anderes, als ein Cilicium und zwei Bußgeißeln, hiezu noch einige Münzen, die sich der Erzbischof für das Almosen aufbewahrt hatte, das er jedesmal auszutheilen pflegte, so oft er sich die Disciplin gegeben.

Als Fisher zum Tode geführt wurde, erblickte man einen durch ausgestandene Mühsale bis beinah' zur Unkenntlichkeit abgemagerten Körper; aber es waren nicht allein die Leiden der Gefangenschaft, was ihn so verzehrte; denn vorher schon (sagt der Zeitgenosse Covrinus Nucerinus) hatte er seinen Leib durch Fasten und Nachtwachen, durch Studien, Arbeiten und Thränen bereits tief herabgeschwächt. —

Ernste Worte läßt Fisher einmal in einer Betrachtung über den Tod eine verworfene Seele sprechen über die Verweichlichung des Körpers. „Ich muß jetzt scheiden," — ruft die Seele dem Leibe zu — „um Rechenschaft wegen deiner Missethaten zu geben: denn was an mir lasterhaft, von dir ist es ausgegangen! Die unsterbliche Seele bedarf der Dinge, nach welchen du so heftig begehrst, durchaus nicht! Denn, da sie unsterblich, wozu bedarf sie Speise, Trank, Kleidung? Für dich, o verweslicher Leib, ist alle diese Sorge aufgewendet worden, der du, wie eine hinfällige Wand, stets der Stützung durch Speise und Trank bedarfst! Und du erstattest mir für diese Sorge, welche ich auf dich verwendet, den Dank, daß du mich jetzt verlässest, wo du mir am Meisten nothwendig wärest, da ich vor dem strengen Richterstuhle Gottes erscheinen muß, um über unserer beider Missethaten Rechenschaft zu geben!"—

2. Wie alle heiligen Männer unserer Kirche machte sich's Fisher, der selbst ein sehr eifriger Betrachter war, zum Grundsatze, auch Allen die Nothwendigkeit der geistlichen Betrachtung einzuschärfen; in's Besondere verwies er auf die Betrachtung der sogenannten „ewigen Wahrheiten," der Bestimmung des Menschen, des Todes, des Gerichtes, der Hölle, des Himmels.

Der ganze Brief, worin er seiner Schwester Elisabeth, einer Nonne, die lateinische Ausgabe seiner Predigten über

das Leiden Christi, sowie über die Gerechtigkeit der Christen und der Pharisäer widmet, handelt von der Betrachtung des Todes. Er beginnt: „Meine Schwester! es gibt gewiß nichts, was einen so kräftigen Antrieb zur Besserung des Lebens erwecken kann, als wenn die Seele, so oft sich ein Gefühl der Lauigkeit, der Trockenheit, der Abneigung gegen die geistlichen Uebungen einschleichen will, irgend eine fruchtbare Betrachtung anstellt, um sich wieder zu erfrischen und zu stärken. Aus diesem Grunde habe ich hier eine Betrachtung aufgesetzt, damit Du um meines und Deines Seelenheiles willen sie durchlesest, dann hauptsächlich, wenn Du Dich schwach und träge zu einem guten Werke fühlest. Es ist aber diese Betrachtung wie das Aufseufzen eines Menschen, der plötzlich vom Tode überrascht wird. Und dieses Loos, glaube mir! kann jedem Sterblichen begegnen; denn es gibt keinerlei Sicherheit, so lange wir in dieser Welt wandeln. Darum willst Du diese Betrachtung (geistig) bei Dir wiederholen, so mußt Du Dich ganz in die Lage eines Menschen versetzen, der im Augenblicke des Todes steht, wo seine Seele den Leib verlassen muß, ohne Hoffnung — auch nur auf Eine Stunde zurückkehren zu dürfen, um ihre schlimmen Thaten wieder gut zu machen, oder wenigstens auf Augenblicke einige Erleichterung zu erhalten. — Wenn Einer **recht** stirbt, so wird ihm gewiß nichts mangeln von den Dingen, die er nur immer wünschen mag, ja all sein Verlangen wird Erfüllung und Sättigung empfangen; — stirbt aber Einer eines **bösen** Todes, dann ist alle seine Arbeit und Mühe umsonst! — Darum bitte und beschwöre ich Dich (und Alle, die dieß lesen), daß Ihr nicht zögert, Euch zum guten Tode vorzubereiten. Dieß muß euer oberster Grundsatz, dieß euer wichtigstes Geschäft sein!“ —

43.

Predigten über die Hölle und das jüngste Gericht.

(Aus: Die Kunst der christlichen Vollkommenheit vom Cardinal Sforza Pallavicino.)

1. Bruder Anselm Marzati, ein Kapuzinermönch aus Monozoli in Italien gebürtig, woher er seinen Beinamen hat, war mit Recht in der erhabenen Kunst des Predigens berühmt; und er zeichnete sich ebenso aus auf den bescheidenen Kanzeln, von denen herab er das Volk der Gläubigen unterrichtete, als in den erhabenen Versammlungen, wo er in der Gegenwart des Oberhauptes und der ersten Würdenträger der Kirche predigte, zu denen später auch er gezählt wurde.

Eines Morgens, wo er über die Hölle predigte, machte er auf seine Zuhörer den ergreifendsten Eindruck.

„Denken wir uns," sprach er, „daß jetzt eine Seele ohne den Körper von Gott erschaffen und sogleich hingeführt werde, um mit den Augen des Geistes die Peinen der zur Hölle Verdammten, das Feuer, die Marter, das Heulen, das Entsetzen, die Wuth, die Verzweiflung an diesen verfluchten Orten zu sehen!" — das Alles wußte er durch seine tragische und lebhafte Beredsamkeit mehr dem Auge als dem Gehör vorzustellen. Und als er diese Seele fragen ließ: „Wem sind doch diese so schrecklichen Qualen bereitet?" so vernahm man diese Antwort: „„Keinem Andern als Dem, der sie selber haben will!""

Denken wir uns dann, daß diese Seele auch dahin geführt worden sei, wo sie die Seligkeit des Paradieses in der Nähe betrachten konnte; Paläste von Edelsteinen, Kronen von Sternen, Bäche von Manna, himmlische Melodieen, unaussprechlich süße Wohlgerüche, Tage ohne Wolken und ohne Nacht, Frieden und Liebe in Gott, der allerheiligsten Dreifaltigkeit, und ewiger Jubel in den Chören der Engel und aller Heiligen; abgesehen von Dem, was alle Vorstellung und alles Denken überragt, d. h. dem klaren Anschauen und dem völligen Besitz einer unendlichen Schönheit und eines unendlichen Gutes, im Vergleiche mit dem alles Erschaffene finster, nichtig und werthlos ist. Denken wir uns nun, daß auch hier die Seele frage: „Wem ist doch eine so große

Glückseligkeit bestimmt?“ Und daß auch hier die Antwort laute: „„Einem Jeden, der sie besitzen will!““

Gewiß würde diese Seele nach dieser zweifachen Antwort so folgern: „„Die Peinen, welche ich gesehen habe, werden also Niemanden treffen! Die Hölle wird eine unbewohnte Wüste bleiben, da es doch unmöglich ist, daß ein Mensch so gar thöricht sei, um sich einen solchen Wohnort zu wählen; ja, wir werden Alle in das Paradies kommen und uns da ewiglich freuen, indem der Fall ungedenkbar, daß irgend Jemand dieß unermeßliche Gut von sich stoße!“‘

Allein die Stimme der Wahrheit würde diese Seele eines Andern belehren. „„Wisse,““ würde sie sagen, „„daß die Menschen, obgleich sie von Gott selbst sowohl von diesen Martern als auch von diesen Freuden, welche nur Demjenigen bereitet sind, der sie haben will, in genaue Kenntniß gesetzt werden, dennoch zumeist so handeln, daß sie die Hölle erleiden müssen, und sich um den Besitz der Hölle nicht bekümmern!““ —

„Nun,“ fuhr der Redner fort, „diese Seele würde da so sehr vor Staunen außer sich sein, daß nichts Ungeheueres, nichts Unbegreifliches, was dem Menschen seit der Schöpfung je vorgekommen ist, eine solche Verwunderung zu erregen im Stande war.“ — —

Mit solchen Worten suchte der gewaltige Geistesmann die Christen zur Scham und Reue über die Thorheit ihrer sündigen Weltsucht zu bewegen. —

2. Merkwürdig ist die Beredsamkeit der spanischen Prediger, und zwar nicht so fast die erlernte, als die angeborne, wie dieß von Vielen bekannt ist, welche von Natur eine solche Anmuth und zugleich eine solche Kraft der Rede, eine solche Fertigkeit und Biegsamkeit der wohlklingenden und starken Stimme, ein solch leichtes, gemäßigtes und den Worten angemessenes Geberdenspiel besitzen, daß sie, ohne dieß einem Lehrer und ihrem Studium zu verdanken, Das gleichsam sichtbar schauen lassen, was sie erzählen, von Dem vollkommen überzeugen, was sie behaupten, kurz, ihrer Zuhörer Sinn und Herz ergreifen und bewältigen; und manchmal ist die Siegeskraft ihrer Sprache so mächtig, daß sie sich geradezu die Liebe und Ehrfurcht ihrer Zuhörer erobern. An solchen Männern hat nun das von Natur aus scharfsinnige, feurige,

lebhafte und einnehmende spanische Volk Ueberfluß. Besonders aber auf den Kanzeln, diesen Rednerstühlen der Christen, übertreffen ihre Beredsamkeit und die Weise ihres Vortrags alle Vorstellungen Desjenigen, der sie nicht gehört hat.

Einer der ausgezeichnetsten Redner von ihnen gab einstmals eine Beschreibung vom jüngsten Gerichte. Er schilderte seinen Zuhörern die Verwirrung der Sünder, die, während sie früher abgöttische Verehrer der Ehre gewesen, sich alsdann wegen so vieler geheimer Laster und Schandthaten entehrt und mit einer Schmach bedeckt sehen werden, welche sich auf keine Zahl der Zeugen, auf keine Grenzen eines Landes, auf keinen Zeitraum beschränken, sondern Gott, allen Engeln und allen Menschen offenbar sein, die sich auf den ganzen Raum, der zwischen dem höchsten Himmel und der tiefsten Tiefe der Hölle ist, erstrecken und so lange dauern wird, als die Ewigkeit dauert; und das Alles ohne alle Bezweiflung, ohne alle Vertheidigung, ohne alle Entschuldigung! — Ferner schilderte er seinen Zuhörern das Entsetzen der Sünder, wenn sie schauen werden, wie der allmächtige Gott, der bisher ein Gott der Erbarmungen war, jetzt aber nur mehr ein Gott des Zornes und der Strafgerechtigkeit ist, herabkommt, von Flammen umgeben, mit Blitzen bewaffnet, um sie als Treulose und Eidbrüchige zu verdammen und in den Abgrund zu stürzen; wenn sie schauen werden, wie sich alle Auserwählten aus Liebe zur Gerechtigkeit über die endliche Verwerfung der Gottlosen freuen werden, ohne daß sie eine Spur von Mitleid weder bei einem Genossen, noch bei einem Freunde, noch bei einem Verwandten, noch bei Vater und Mutter finden werden. — Er fügte zu dieser Schilderung das Schreckliche der Peinen, welche sie vor Augen haben, und welche sie die ganze Ewigkeit hindurch ohne Aussicht weder auf Erlassung, noch auf Linderung martern sollen: das Weinen, das Schluchzen, das Heulen so vieler Tausende und Tausende von Geschöpfen, welche zur Vollendung ihrer Qual unaufhörlich bedenken werden, daß sie nach dem Bilde Gottes erschaffen worden sind, um Gott zu schauen und mit ihm zu regieren. —

Diese schon an sich so furchtbaren Gegenstände erschütterten, da sie auch noch durch die treffendsten und ergreifendsten Worte, durch das flammende Angesicht, durch die

schmetternde Stimme und die bebenden Geberden des Predigers ausgemalt wurden, die Zuhörer so stark, daß sie zu schreien begannen, wie wenn ihnen das jüngste Gericht nicht geschildert worden wäre, sondern es schon jetzt Statt fände.

Da fuhr der Prediger fort:

„Haltet ein — das Aeußerste, das Zermalmendste habe ich erst noch zu verkündigen!“ —

Die schon von Schrecken tief durchdrungenen Zuhörer wurden sprachlos vor schauerndem Staunen, als sie hörten, daß außer den bereits vernommenen über alle Maßen grauenvollen Martern ein noch größeres Elend möglich sein könnte, als der Redner mit den finstersten Zügen des Angesichts und mit gewaltigster, Mark und Bein durchschneidender Stimme ausrief:

„Ich sage euch, dieß allergrößte und doch ganz gewisse Unglück voraus — daß ihr, ehe noch kaum der achte Theil einer Stunde verflossen sein wird, zu Euern früheren sündigen Gewohnheiten zurückkehren werdet, ohne Euch um das Alles zu kümmern, ja ohne vielleicht nur mehr daran zu denken, was ich Euch gepredigt habe, und was Euch jetzt so sehr erschreckt und fast außer Euch bringt!“ — —

So sprach jener Prediger, der zuletzt mit diesem unerwarteten Vorwurfe die Gemüther seiner Zuhörer fast tiefer erschütterte, als durch die vorausgegangene lange und gewaltige Donnerrede, welche in ihnen die büßende Reue eines Petrus und einer Maria Magdalena erzeugt zu haben schien! —

44.

Ein frommer Priester.

(Aus: Erbauliche Züge aus dem Leben des Bischofs M. Wittmann.)

Wollte man die eigentliche Lebensaufgabe und das wesentliche Ziel aller Bestrebungen des seligen Bischofs Michael Wittmann bestimmen, so könnte man sagen: sie haben darin bestanden — „Jesum Christum zu finden und kennen zu lernen in den heiligen Urkunden, in den Ueberlieferungen und Bestimmungen der Kirche, in den Schriften der heiligen Väter, in dem Leben der Heiligen, Jesum Chri-

stum zu lieben, im Geiste Jesu Christi zu beten und zu leben, im Dienste Jesu Christi zu arbeiten, zu leiden und zu sterben." Alles, was an ihm in die Erscheinung trat, war Ausdruck seines großen Glaubens an Jesus Christus und dessen seligmachendes Evangelium, seines außerordentlichen Vertrauens auf ihn, und seiner innigsten Liebe zu ihm.

1. Alljährlich hielt er in der Einsamkeit zu Abbach eine eigene Prüfung über den Stand seines Glaubens, seines Vertrauens, seiner Liebe zu Jesus Christus, und zeichnete sich das Ergebniß in sein geistliches Tagebuch. „Ich habe die feste Zuversicht," heißt es einmal, „daß Jesus selbst mir den Glauben gegeben, weil er in der heiligen Messe auf mich herabsieht, weil ich das Gepränge und die Geschwätzigkeit der Welt hasse und bei jeder Schwierigkeit zum Herrn aufblicke. Ich meine niemals meine Hoffnung auf die Menschen gesetzt zu haben, auch nicht Ein Zeugniß derselben habe ich aufbewahrt. In meinen Arbeiten, vornehmlich im Seminar, in der Schule, auf dem Lehrstuhle, in der Kirche u. s. w. hoffe ich meistens auf den Herrn allein. Was meine Liebe gegen Jesus anbelangt, so habe ich, während ich in der Kapelle saß, die Gewißheit oder vielmehr die Zuversicht erlangt, daß ich nicht ohne Liebe sei. In diesem Kerker meines Leibes ist die reinste Allmacht Gottes, welche mir etwas von der Liebe gewährt hat, und das reicht in alle Ewigkeit hin, ja es reicht hin; nichts will ich ferner verlangen, außer etwa, daß ich als ein von den Menschen verworfenes Opferthier der Liebe geschlachtet werde!"

Glaube an Jesus, Hoffnung auf Jesus, Liebe zu Jesus waren die Tugenden, die sich in Wittmann gleichsam verkörpert hatten. Wenn er daher eine Erzählung von einem großen Glauben und Gottvertrauen hörte oder las, so schrieb er sie umständlich auf. Von der äußern Bethätigung seiner Liebe zu Jesus mag nur ein einziges Beispiel dienen. Einst, da er eben aus dem Hörsaale bei St. Cassian ging, folgte ihm unbemerkt einer seiner Schüler nach. Wittmann eilte auf das große Christusbild im Gange zu, faßte es und ehrte mit einem festen, andächtigen Kusse den göttlichen Heiland. Ganz der Wahrheit gemäß ist demnach der Ausspruch des Fürsten Alexander von Hohenlohe: „Der Selige habe ohne Jesus gar nicht sein können." —

2. Wo steter Wandel vor Gott, da ist immerwähren-des Gebet, ewige Andacht. Und so war es bei Bischof Wittmann. Wer ihn sah, schloß schon bei seinem Anblicke: dieser Mann sei in Gott vertieft, im Gebete begriffen. In der That hatte er sich nach seiner wunderbaren Heilung vom Bluthusten 1791 durch ein Gelübde zu diesem ununterbroche-nen Gebete verpflichtet. Der Gedanke an dieses Gelübde wurde ihm allmälig so zur Gewohnheit, daß er den Mittel-punkt seines ganzen geistlichen Lebens und aller seiner Ver-richtungen bildete. Er selbst bekennt, er habe im Jahre 1813, als Gott ihn gleichsam von den Todten auferweckte, auf's Neue vor Gottes Angesicht beschlossen, niemals mehr von dem Gebete abzustehen. Dieß erklärt er näher, wenn er schreibt: „Das beständige mündliche Gebet in jeder freien Zeit gehört zu meinem Gelübde, für jede Viertelstunde die Befehle des Herrn zu erfragen; denn so oft ich auf dem Wege einhergehe, höre ich immer eine Mahnstimme von steter Fort-dauer des Gebetes. Wenn ich auch nur eine Minute auf dem Wege gehe und nicht bete, so falle ich vom heiligen Geiste ab.“ Ein anderes Mal schreibt er: „Heute am Oster-sonntage unter dem Amte hat mir Gott unter Drohungen befohlen, unabläßig zu beten.“ Gar oft liest man ferner in seinen Papieren die Bemerkung: „Höre die heilige Messe in Thränen, kehre heim in Thränen, gehe fort in Thränen, ich schrieb weinend,“ und dergleichen. Das innere heilige Seufzen und Trauern, das er mit den Worten „Weinen und Thränen-vergießen“ vorzüglich bezeichnet, war also bei ihm ein stets andauernder Zustand geworden. Er war auch unerschöpflich im Aufzählen von Gründen, die ihn zum Weinen bewegen sollten, so daß er ein Mal ausrief: „Ich will eher zu leben, als Thränen zu vergießen aufhören!“ — Als er sich 1813 für seine täglichen Gebete eine bestimmte Ordnung festsetzte, schrieb er unter Anderem auf: „Ich werde jeden Tag mit dem Untergange der Sonne dadurch anfangen, daß ich zur Anbetung und Anrufung Gottes — 37 Kniebeugungen mache, weil ich in der Pfarrei 15 Altäre, 14 Schulen, 2 Kanzeln, 3 Krankenhäuser, 2 Waisenhäuser und 1 Beicht-stuhl habe.“ — Außer dem Brevier betete er alle Tage, selbst noch als Generalvikar, den ganzen heiligen Rosenkranz oder Psalter (150 Ave Maria), brachte in der Kirche zwei

Stunden zu und widmete sich eine Stunde lang dem betrachtenden Gebet und der heiligen Lesung. — Im Jahre 1809 faßte er den Entschluß, vor dem Abendessen stets eine Stunde lang dem Gebete bei den Karmelitern oder auf dem Gottesacker zu obliegen. — Sehr strenge waren seine Grundsätze und Uebungen hinsichtlich des nächtlichen Gebetes. „Ich habe das Gebot des Herrn," schreibt er, „in jeder Nacht, keine ausgenommen, zu beten, und werde weder durch Müdigkeit noch durch Traurigkeit davon entschuldigt. Aber welche Gebete sind um Mitternacht zu üben? Unter Anrufung der seligsten Jungfrau Maria erkannte ich, daß die mitternächtliche Andacht mit einer frommen Lesung angefangen und beendigt werden müsse. Nach der Lesung folge das Bekenntniß der Sünden. Hierauf Fürbitten für das Seminar, die Diözese u. s. w." Für so nothwendig erachtete er das nächtliche Gebet, daß er behauptete: er könne ohne dasselbe die ihm nöthigen Gnaden von Gott nicht erhalten; vielmehr werde der Teufel, der alle Nächte ihm nachstelle, über ihn Herr werden und ihm den Tod oder tödtliche Wunden beibringen, was derselbe schon oft zu thun versucht habe. „Der Satan," schreibt er im Jahre 1829, „bewirkt in mir zur Nachtszeit so große Betäubung und Geistesabwesenheit, daß ich keinen Ort finde, den ich suche. Ach wie oft hat er mich bei meiner nächtlichen Lesung mit dem Haupte auf den Boden geworfen! Neulich verwundete er mich am Finger bis zur Beinhaut, und allerjüngst verletzte er mich in der Betäubung an der Zehe, indem er mich auf ein irdenes Gefäß werfen wollte, um mich am Angesichte zu verwunden." — Dieselbe Hochschätzung, die er gegen das nächtliche Gebet hatte, zollte er auch dem gemeinschaftlichen Gebete. Der seligste Augenblick für ihn war es, wenn er mit einem vertrauten Freunde zusammen beten konnte. Mit Sebastian Job (Hofkaplan und Beichtvater Ihrer Majestät der Kaiserin Carolina Augusta von Oesterreich) hatte er einen Bund geschlossen, wonach sie, obgleich örtlich und körperlich von einander getrennt, doch alle Abende zwischen 9 und 10 Uhr mit einander beteten. Mit Gallus Schwab (Pfarrer zu Gebenbach, im Regenkreise Bayerns), betete er in späterer Zeit täglich die Tagzeiten der seligsten Jungfrau. Noch als Subregens lud er öfter einen

Studenten zum Gebet ein und holte ihn dazu in seiner Wohnung ab. Seine Andacht zeigte sich äußerlich am meisten bei kirchlichen Verrichtungen, namentlich am Altare. Da schien sein Geist in der bessern Welt und mit Dem vereinigt, dessen Stelle er vertrat. Daraus erklären sich aber auch die außerordentlichen Wirkungen, welche seine Darbringung des hochheiligen Meßopfers an ihm und Andern hervorbrachte. „Ich erinnere mich nicht," schreibt er, „daß ich bei einem Rathe, den ich bei der heiligen Messe geholt habe, getäuscht worden sei." Daß er die heilige Messe unter vielen Seufzern gelesen, und außer der seinigen auch noch eine oder zwei andere heilige Messen angehört habe, ist eine gewöhnliche Bemerkung in seinem Tagebuche. Durch solche Andacht steigerte er den heiligen Wandel vor Gott zu so hohem Grade, daß er so zu sagen seine eigene Thätigkeit von der Thätigkeit Gottes in sich nicht mehr zu unterscheiden vermochte, und auch seine einfachsten und natürlichsten Handlungen lediglich „Wirkungen Gottes" nannte. Liest man seine geheimen Schriften, so glaubt man, er und sein Engel seien zwei Lebensgefährten gewesen, die Tag und Nacht sichtbar und hörbar und in größter Vertrautheit als Hausgenossen einander behandelten. Seine gewöhnliche Sprache lautet: „Der Engel führte mich zu den Kranken.... Der Engel weckte mich und lehrte mich, da ich in der Kirche betrachtete. ... Abends fand ich zu Hause meinen Engel.... Wenn ich Christenlehre halten soll, so will ich meinen Engel über den Gegenstand fragen und nach seinem Gebote reden." Kein Wunder, daß der Selige oft in die höchsten Anmuthungen des Dankes gegen diesen Schutzgeist ausbricht und ruft: „O guter Engel, dem ich von Gott anvertraut bin, du Engel des Friedens, des Gebets, der Thränen, der Keuschheit, der unüberwindlichen Stärke im Kampfe! Ich möchte aufzählen, was Du mir gethan hast; aber ich kann nur den hundertsten Theil davon erwähnen!" —

3. Groß war auch seine Bußstrenge. Er war der Ueberzeugung, daß der Ausdruck Jesu: „„Wachet!"" als Gebot im eigentlichen Sinne des Schlafes zu verstehen sei. Er glaubte auch, die Erfahrung gemacht zu haben, daß er, so oft er sich im Schlafen sehr mäßigte, oder auf der Erde lag, und nur vom Brode lebte, jedesmal das hochheilige

Meßopfer mit mehr Frucht dargebracht, sich leichter zu Gott erhoben, gesunder ausgesehen habe, und klüger im Reden und Urtheilen gewesen sei. Deßhalb gönnte er sich nur das geringste Maaß von Schlaf, und verband auch mit dem wirklichen Schlafe noch die härtesten Abtödtungen. Es findet sich, daß er bald über, bald unter vier Stunden geschlafen habe, bald früher bald später zur Ruhe gegangen und aufgestanden sei, und im Jahre 1809 den Vorsatz erneuert habe, wieder nicht mehr als drei Stunden zu schlafen, während er 1821 bis 1828 seine Schlafzeit wieder auf fünf Stunden ausdehnte. Zwischen 11 und 12 Uhr stand er gewöhnlich zum Gebete auf, endete aber die zweite Nachtruhe dessen ungeachtet schon um 2 Uhr, oder noch früher. Nicht selten schlief er auf dem Gottesacker ein und brachte halbe oder ganze Nächte dort zu. Daß er während seines ganzen Schlafes auf nacktem Boden lag, war nichts Ungewöhnliches. Das Bett bestand nur aus einem Eichenbrette, aus Stroh und einer wollenen Decke. Er rühmte oft die Eichenbretter, daß sie einen besonders gesunden Schlaf verursachten. Als Kopfkissen brauchte er ein großes Buch, meistens den Talmud. —

Eine andere Seite seiner Bußstrenge zeigt sich in seiner Benützung der Zeit. Er schrieb, was vielleicht auch unter den Heiligen noch keiner gethan hat, alle Viertelstunden des Tages und die Weise ihrer Anwendung auf das Papier, um Gott und sich von jeder derselben auf der Stelle Rechenschaft geben zu können. Wir erlangen dadurch manche Aufschlüsse über sein verborgenes Wirken und Büßen. — Morgens um 3 Uhr schrieb er schon die Einträge in die Pfarr- und Tagebücher. Wähnte er, eine Viertelstunde nicht vollkommen gut angewendet zu haben, so schrieb er in's Schema: „Ich war nachläßig," oder „untreu," oder „ich habe gesündigt!" Mußte er aus Mattigkeit oder Kränklichkeit ein wenig früher zur Ruhe sich begeben, oder später aufstehen, dann kamen Klagen und Vorwürfe in's Viertelstunden-Manuale, wie z. B. folgende: „Ich habe das ganze Jahr hindurch täglich eine Stunde, also 365 Stunden zum Schaden der Ehre Christi durch zu frühes Niederlegen oder zu spätes Aufstehen verschwendet!" Im Jahre 1813 hatte er sich eine Tagesordnung gemacht, nach welcher alle Tage 27 Viertelstunden der Seelsorge und 27 Viertelstunden den häuslichen

Beschäftigungen und wissenschaftlichen Studien zugetheilt waren. —

Was sonstige Bußstrengheiten betrifft, so diktirte er sich Geißelstreiche und andere schmerzliche Strafen für jede Uebertretung des Viertelstunden-Gelübdes. —

Im Jahre 1809 lebte er — nach dem großen Brandunglück in Regensburg — fast in Noth und Elend, begnügte sich längere Zeit mit einer einzigen Speise bei Tisch und litt allerlei Mangel, weil er von den eingegangenen Hilfsbeiträgen gar nichts für seine Person annahm. Um sich zu kreuzigen, schrieb er seine Pfarr- und Tagebücher gar oft auf den Knieen ein. „Ich muß," schreibt er in den geistlichen Uebungen des Jahres 1818, „die Geißelungen, die Nachtwachen, die Enthaltung vom Weine u. dgl. vermehren, denn das Liegen auf dem Boden, die Abmattungen und Arbeiten in der Kirche, in den Schulen und sonst Aehnliches geschieht ohnehin blos der Gesundheit und der Ehre wegen!" — Das ist die Sprache der Demuth!

Wenn sich an Wittmann auch keine außerordentliche Enthaltung von Speise und Trank offenbarte, so übte er doch auch in dieser Hinsicht beständige Buße, weil er sich den Aerzten, die ihm, in Anbetracht seiner ungewöhnlichen Anstrengungen eine größere derartige Abtödtung verboten, willig unterwarf und die Zufriedenheit bewahrte, wenn er auch manchmal spät, oder gar bis Abends nicht zu Tische kam, oder schlecht bereitete Speisen ihm vorgesetzt wurden. — Im Jahre 1831 firmte er in der Pfarrkirche zu E. von Morgens halb sechs Uhr bis Mittags um zwölf Uhr ununterbrochen. Gegen zehn Uhr, wo eben wieder neu angekommene Firmlinge eingelassen und in die Reihe gestellt wurden, bat ihn Jemand, er möge doch auf einige Minuten ausruhen und eine Tasse Fleischsuppe, die schon bereit stehe, zu sich nehmen. Der Bischof antwortete: „Ei, da sehen Sie nur die vielen Kinder; sie haben heute schon einen weiten Weg gemacht und müssen noch lange warten, bis sie etwas bekommen! Ich warte auch."

Wenn Wittmann nicht außerordentlich fastete, so wußte er seinen Bußeifer auf andere Weise dafür zu entschädigen. Bei Gelegenheit, wo er in seinem geistlichen Tagebuch die Unthunlichkeit der gänzlichen Enthaltung vom Weine versichert, fügt er bei: „Es hat mir der in der Einsamkeit zu Abbach

getrunkene Wein nicht geschadet, weil ich mich vor dem Niederlegen mit dem Stricke am ganzen Leibe geschlagen hatte!“ Uebrigens schwankte er hinsichtlich der Entbehrung von Speise und Trank beinahe sein ganzes Leben lang zwischen Wollen und Nichtkönnen oder Nichtdürfen hin und her; und diese Unerlaubtheit oder Unmöglichkeit, dem Eifer seiner Bußstrenge vollen Lauf zu lassen, verursachte ihm mehr Pein, als die strengsten Bußwerke selbst. —

4. Alle geheimen Schriften Wittmann's sind voll Dank und Anerkennung gegen Gott, daß er ihm mitten unter den heißesten und fast nie unterbrochenen Kämpfen sein ganzes Leben lang die Jungfräulichkeit bewahrt habe. Schon den kleinen Schulknaben Michael umgaben die allernächsten Gefahren; aber er blieb unwissend in diesen schnöden Dingen und verstand nicht, was die bösen Buben redeten. Als ganz kleiner Student war er wie Loth zu Sodoma; aber er ging unversehrt an Leib und Seele davon. Er hörte als Studirender oft, daß da und dort Böses vorgehe; aber er fragte und forschte nie nach. Wurde Ungeziemendes gelesen, so verfiel er durch besondere göttliche Gnade plötzlich in Schlaf. Während seines Aufenthaltes in Heidelberg wirkte die Gnade so mächtig auf ihn, daß er bis zur tödtlichen Krankheit für seine Unschuld stritt. In seinem öffentlichen Berufsleben war er allenthalben von Gefahren und Künsten der Verführung umgarnt. Aber der Herr vereitelte oft wunderbar die Nachstellungen und schickte einige Male allplötzlich eine Krankheit über ihn, um ihn von Gefahren zu befreien. — Das sind lauter Geständnisse, die er selbst von sich macht. So konnte er also mit voller Wahrheit als Greis sagen: „Ich weiß nicht, was der Umgang mit einem Weibe ist.“ — Erstaunlich war auch allerdings die Vorsicht, Behutsamkeit und Strenge, welche er zur Bewahrung der heiligen Reinheit anwendete. Z. B.: Als er einmal zu Abbach in das Haus des Barbiers trat, um sich den Bart scheeren zu lassen, war der Mann abwesend, weßhalb die Frau den Dienst versehen wollte. Der Regens verwahrte sich aber feierlichst dagegen und ging ungeschoren fort. — So große Treue ward billig mit lebenslänglicher Unschuld belohnt! —

5. Wenige Klagen kehren in den Büchern, Schriften, Briefen und Reden Wittmann's so oft wieder, als die über

den Mangel und Verfall der Klöster, welche er zum wiederholten Male als das „Mark im Leibe der Kirche“ erklärte. Er nennt ein Land ohne Klöster — unglücklich, weil das gemeinschaftliche und nächtliche Gebet verschwinde und die Beispiele der Buße aufhören. Daher trug er alles Mögliche zur Stiftung oder Beförderung klösterlicher Institute bei. Die Rettung des Klosters der Clarissinen und ihrer Schulen war hauptsächlich sein Verdienst. Kaum war es wieder etwas eingerichtet, so erhob er sich durch eine dringende und freimüthige Vorstellung gegen den Mißbrauch der gehäuften Erlaubnißscheine zum Eintritte der Fremden und Weltleute. In der Lebensgeschichte der Aebtissin Aloysia von St. Clara, die er 1818 herausgab, erzählt er mit sichtbarer Freude gerade jene Züge, worin sich diese Oberin als begeistert für Erhaltung der Ordenszucht, der strengen Clausur, des Stillschweigens, des erbaulichen Chorgebetes bei Tag und bei Nacht — vor Andern ihres Standes und ihrer Zeit zu erkennen gab. Als diesem Kloster später wieder gestattet wurde, Novizinen aufzunehmen, war es sein steter Gedanke, Candidatinen zu gewinnen. — Zur Wiederherstellung des Carmeliterklosters machte er öftere Versuche und höhern Orts viele Vorstellungen. Ebenso gab er sich Mühe, das Frauenkloster Notre Dame in Stadtamhof in's Leben zurückzurufen. Unermüdlich war er in Abfassung und Eingabe von Bittschriften und Beschwerden, um dem Kloster der Clarissinen eine ganz kirchliche Stellung zu verschaffen. In seinen letzten Lebenstagen legte er auch noch den Grund zum Orden der armen Schulschwestern. Sebastian Job hatte ihm die nöthigen Geldmittel zur Verfügung gestellt. Die wirkliche äußere Organisirung des Instituts erlebte Wittmann zwar nicht mehr; allein er hatte seit Jahren einen geistigen Antheil an der Errichtung desselben gehabt, indem er die Glieder des Vereins heranbildete, in den ächt christlich-religiösen Geist einweihte und einübte und für das innere und häusliche Leben der Schwestern die Regeln des seligen Petrus Forerius als Grundlage bestimmte. Sebastian Job selbst sagte von ihm: „Der Mann Gottes ist gestorben, aber nicht das Werk, das er mit der ganzen Gewalt seiner Liebe begonnen, und wofür er seit Jahren die Seelen gesammelt. Er ist nun in den Himmel hinaufgeeilt, um dort der Anwalt seiner Sache zu

sein, welche die letzte Angelegenheit des Sterbenden auf Erden war. Mir übergab er die Sorge für den Stein; er sorgte und wird forthin sorgen für den Geist, der in den Stein Leben bringt!“ —

6. Im Leben des seligen Wittmann trug sich Vieles zu, was, wenn es auch nicht geradezu wunderähnlich ist, doch besondere Aufmerksamkeit und Staunen erregt. — Seine rastlose, fast in's Unermeßliche und Unglaubliche sich verzweigende und vervielfachende Thätigkeit wurde von seinen Verehrern allzeit für ein Wunder gehalten. Wenn man seine verschiedenen Tagebücher liest, so möchte man fast vermuthen, er habe sich vervielfältigen können; denn er war so zu sagen zugleich immer auf der Gasse, in der Kirche, im Beichtstuhle, im Seminarium, in der Schule, bei'm Catechesiren, in den Spitälern, Kranken- und Waisenhäusern, in den Wohnungen der Armen und Bedrängten, am Schreibtisch, über den Büchern, auf der Kanzel, im Consistorium, auf dem Rathhause, auf dem Lehrstuhle der Wissenschaft u. s. w. Es läßt sich dieses nur durch ganz besonderen Beistand Gottes erklären, auf welchen er selbst oftmals sich beruft.

In seinem Almosen-Manuale findet sich oft die Bemerkung: daß er das Armengeld um 20 und 30 Gulden vermehrt gefunden habe, wobei er sich ausdrücklich gegen die Annahme eines Rechnungsfehlers verwahrt. Bisweilen fügt er bestimmt hinzu, daß es durch ein Wunder geschehen sei. — Auch sonst begegnet man in seinem Tagebuch der Angabe: „Gott hat mir durch ein Wunder Almosen geschickt!“

Unter die Gnaden, die ihm Gott in der Einsiedelei verliehen habe, zählt er auch diese: „daß er im Jahre 1820 eine Offenbarung empfing, er werde keineswegs von seiner Pfarrei entfernt werden.“ — Ebenso versichert er: „es sei ihm der verstorbene Einsiedler von Frauenbründl aus der andern Welt erschienen und habe mit ihm geredet.“ — Am 26. August 1831 bemerkte er in sein geistliches Tagebuch: „In der neulichen Consistorial-Sitzung gabst Du, o Herr, als ich meine Abstimmung dictirte, *) jedes Wort mir in den

---

*) Ohne Zweifel in der verwickelten Angelegenheit der „gemischten Ehen.“ —

Mund!“ — Noch manche derartige Aufzeichnungen findet man in seinen Papieren. —

7. Wittmann's Briefwechsel war ungeheuer stark; denn fast alle Persönlichkeiten, welche zu seiner Zeit sich um kirchliche und religiöse Dinge bekümmerten, oder in der Kirche Bayerns und Deutschlands eine besondere Stelle einnahmen, wendeten sich brieflich an ihn. Eine innigere Freundschaft geben aber hauptsächlich die Briefe von Jakob Oberndorfer, Sambuga, Sailer und Hohenlohe kund.

Die vorzüglichen Liebesdienste, welche sich Sambuga (Religionslehrer des Kronprinzen von Bayern, dann Königs Ludwig I.) und Wittmann einander leisteten, waren die gegenseitigen Fürbitten bei Gott; namentlich baute Sambuga sehr viel auf das Gebet seines Freundes. Bei unerklärbaren Ereignissen begehrte er Trost und Aufschluß von Wittmann, und bekannte oft: daß seine Seele aus Wittmann's Zuschriften großen Gewinn ziehe. Ihre gegenseitigen Wünsche bei gewöhnlichen Anlässen waren höchst einfach und fromm. „Zum Namenstag — Gott!“ Sind Sambuga's Briefe voll religiösen Ernstes und männlicher Würde, so erscheinen Professor Sailer's Zuschriften, welche man wegen ihrer lakonischen Kürze kaum Briefe nennen darf, häufig voll religiöser und gottliebender Herzlichkeit und Heiterkeit. Aus allen geht hervor, daß Sailer die innigste Ueberzeugung von Wittmann's gründlicher Frömmigkeit und tiefer Einsicht in geistliche Dinge hatte. — Job dürfte im Geiste und Leben mehr noch als Sambuga und Sailer dem seligen Wittmann ähnlich gewesen sein; nur war er mehr lebhaften Temperamentes, während Wittmann die Sanftmuth und Ruhe selbst zu sein schien. Die innigere Verbindung und Verwandtschaft tritt auch in den größtentheils lateinisch geschriebenen Briefen hervor. Job sah ihn für seinen Lehrmeister, für einen Propheten, für sein Orakel an. Am liebsten und öftesten erinnerte sich Wittmann bei seiner Zurückgezogenheit in Abbach an seinen „Job,“ und schrieb ihm von da aus die meisten Briefe. — In einem Schreiben vom 8. Oktober 1820 stärkte er den jungen Fürsten Alexander von Hohenlohe in seinem priesterlichen Berufe mit den Worten: „Möchte der Herr Jesus Euere Durchlaucht zum Retter der Seinigen in Deutschland bestimmt haben! . . . Aber dann dürfte das Maaß

ihrer bisherigen Leiden noch bei weitem nicht erfüllt sein. Gott gebe Ihnen den Muth seiner heiligen Martyrer!“

Wer einen Blick auf den Inhalt und die Beschaffenheit des Briefwechsels wirft, der zwischen Bischof Wittmann und seinen hauptsächlichsten Freunden stattfand; dem gibt sich als Grundton desselben, als Mittelpunkt, um den sich darin Alles bewegt, nichts Anderes zu erkennen, als — Jesus Christus und seine Kirche. —

8. Man dürfte sich endlich den frommen Bischof nicht als einen heiligen Mann denken, wenn nicht allenthalben Spuren der Demuth an ihm bemerkbar wären. Und solches ist in der That der Fall. — Wir wissen, daß sein Leben und Wirken allenthalben an's Wunderbare grenzte, und doch: was dachte er selbst von sich und seiner Thätigkeit? In seiner Einsamkeit schrieb er: „Wehe mir tauben Salze! wehe mir wegen der Seelen, die ich als blinder Führer schon in Menge in's Verderben gebracht habe! Es erübrigt nur noch, daß ich die strengsten Strafen, die mir der Herr bereitet, erwarte! . . . Meine Sünden sind unzählbar, und weil ich innerlich sehr vom Gebete abließ, so konnte ich nichts Gutes thun. Siehe! Alles ist unter mir schlechter geworden. . . . Ich sinnlicher, schläfriger, fleischlicher, stolzer, dummer Mensch widerstand immer dem Rufe des Herrn! Darum bitte ich täglich, o Herr, daß, wenn Du Deine über uns zu verhängende Strafe zurückzuhalten nicht mehr für heilsam findest, sie uns nur durch den Tod meines Leibes auflegest! . . . Wenn Du, o Herr, nicht zu mir geredet hättest, so würde ich meinen, daß in meinen Werken der Satan sei! Ich betrüge die Büßer in der Beicht durch meinen Stolz, ebenso durch zu viele und zu heftige Worte! . . . Mein Stolz mischt sich in Alles; denn ich gehe ungeachtet der Müdigkeit in's Krankenhaus, weil ich vielleicht hoffe, daß das Krankenhaus in guten Ruf komme! . . . Was meine Unterlassungssünden betrifft, so begehe ich in den Viertelstunden (d. h. rücksichtlich meines Gelübdes, jede Viertelstunde Gottes Willen zu erfragen) täglich dreißig, und seit dreißig Jahren — dreimal hundert achtundzwanzigtausend fünfhundert.“ . . .

Das waren beiläufig die Gesinnungen, welche den Bischof Wittmann beseelten und darnach handelte er auch. Als weitere Begründung nur noch einige Beispiele: Der Fürst

von Taxis klopfte ihm bei einer Gelegenheit zutraulich auf die Schulter, indem er sagte: „Wenn ich mir einen Heiligen denke, so stelle ich mir Sie vor, mein lieber Herr P. Regens.“ Der Gottesmann erschrack darüber so sehr, daß ihm die kalten Schweißtropfen auf der Stirne standen.

Ein junger Priester, der da wußte, daß P. Regens Wittmann keinem Priester den Segen ertheile, nahm sich dennoch bei einem Besuche vor, Alles anzuwenden, um den demüthigen Diener Gottes zu überwinden und dessen Segen zu erhalten. Er kniete vor ihm nieder und bat dringend und mit gefalteten Händen um den heiligen Segen. Der Regens sprach: „Stehen Sie auf! Sie sind Priester, wie ich!“ Der Flehende blieb jedoch knieen. Zuletzt kniete nun auch der Regens neben ihn hin und betete mit ihm das Vaterunser und das Freitagsgebet, stand dann schleunig auf und sagte: „Ich muß einen Kranken besuchen!“ warf seinen schwarzen Mantel um, nahm Brevier und Hut und öffnete die Thüre mit solcher Hastigkeit, daß der Knieende aus Furcht, Gott und den Herrn Regens zu beleidigen, aufstand und sich als besiegt erkennen mußte. —

Es hat sonach die demüthigste Demuth dem Leben des Seligen die Krone aufgesetzt, es geadelt und hienieden schon verklärt! —

45.

Der Camisarde. *)

(Aus: Für stille Stunden von W. Herchenbach.)

L. von Alvensleben erzählt:

1. Eines Tages kehrte der bejahrte Geistliche eines Dorfes der Cevennen erschöpft von der Wanderung zu den

---

*) In den Cevennen, einem metallreichen Gebirgszweige Frankreichs, bildeten sich bereits im zwölften Jahrhunderte die durch ihre verübten Greuel nach und nach furchtbar gewordenen Sekten der „Armen von Lyon, der Albigenser, der Waldenser u. s. w.“ — Endlich suchte König Ludwig XIV. diese Sekten zu unterdrücken, um dem Lande den langentbehrten Frieden zu geben. Man empörte sich jedoch gegen seine Verordnungen, indem man zuerst die königlichen Steuererheber und 1703 den Abt Chaila ermordete. Nun

Kranken in seine bescheidene Wohnung zurück, in welcher ihn Marianne erwartete, seine würdige, beinah' siebzigjährige Haushälterin. So groß auch das Elend war, welches um jene Zeit im Allgemeinen in den Cevennen herrschte, konnte man doch nicht ohne Mitleid auf die Aermlichkeit der Priesterwohnung blicken, in welcher man kaum das Nothwendigste sah, eine natürliche Folge davon, daß in jener Gegend die meisten Bewohner der Cevennen dem Sektenwesen sich zuwendeten, und daß daher die wenigsten der ohnehin armen Cenevolen den Geistlichen den Zehnten entrichteten.

Marianne bereitete so eben das bescheidene Abendessen des Pfarrers, sowie ihr eigenes, bestehend in einer ziemlich dicken Kohlsuppe und einigen gekochten Kastanien.

„Gott sei Dank! Marianne, das ist ein Gericht, bei dem einem das Wasser im Munde zusammenläuft!" — Dann wandte er sich zu dem mit ihm eingetretenen Manne und sprach: „Mein Freund, Du mußt Gott drei Mal dafür danken, bei Deinem Wirthe eine solche Mahlzeit zu finden!"

Bei diesen Worten erhob Marianne die Augen und erblickte einen Fremden, einen Wolfsjäger; mit allen erschrockenen Mienen schien sie die Frage auszudrücken: „„Aber wie mag so weniges Essen für Drei Personen hinreichen?""

Der Pfarrer verstand die Frage in Mariannens erschrockenen Mienen und sagte: „Wo für Zwei genug ist, wird es auch für Drei reichen! Man kann doch wohl einen Menschen nicht Hungers sterben lassen, der seit zwei Tagen nichts gegessen hat!"

Während dieses Zwiegesprächs war der Gast des Pfarrers regungslos neben der Thüre stehen geblieben. Es war ein Mann von hohem Wuchs, spärlich mit Lumpen und einer Art von Hemd (Blouse) bekleidet, welche reichliche Schmutzflecken aller Art trug. Sein schwarzes Haar, sein ungepflegter Bart, seine funkelnden Augen, und die Büchse, mit der seine gewaltige Hand bewaffnet war, konnten in der That bei den

---

begannen zwischen den königlichen Truppen und den Aufrührern die schwersten Kämpfe von grausamster Art. Da hierbei die widersetzlichen Bauern, um unerkannt zu bleiben, im bloßen Hemde gingen, so nannte man alle diese sektirerischen Empörer — „Camisarden," d. h. „Reformirte Schwärmer." —

Zeiten, in welchen man lebte, einem katholischen Priester kein großes Vertrauen einflößen.

„„Soll ich gehen?““ fragte er mit rauher, dumpfer Stimme.

„Der, welchen ich unter meinem Dache aufnahm, soll nie vertrieben werden!“ entgegnete der Geistliche. „Lege Deine Waffe ab, Jäger; setz' Dich mit mir an den Tisch und laß' uns das Benedicite sprechen.“

„„Sprechen Sie es, Herr; ich spreche es ihnen nach. Ich nehme Platz an Ihrem Tische, aber ich lege meine Büchse nicht von mir. Wir sind zwei Freunde, die sich nie trennen. Ich behalte deßhalb mein Gewehr zur Hand. Wenn Sie mich auch in Ihrem Hause lassen wollen, so gibt es doch vielleicht Andere, die mich mit Gewalt daraus vertreiben möchten!““

„Marianne ist eine brave Person,“ antwortete der Geistliche, der die Anspielung wohl verstanden. „Sie ist einer verrätherischen Handlung nicht fähig.“

„„Aber warum ging sie fort, wenn es nicht geschah, um über meine Ankunft mit den Nachbarn zu verhandeln?““

„Sie ist gar nicht fortgegangen! — Sie ist in der Küche und sucht wohl, für Sie, meinen Gast, vielleicht noch eine Zu-Speise zu finden.“

„„Wenn das ist: auf Ihre Gesundheit, Herr Pfarrer! — Und nun lassen Sie uns die Suppe essen!““

Mit Staunen bemerkte der Pfarrer den Heißhunger, mit welchem sein Gast die Speisen verschlang. Es schien, als hätte derselbe nicht seit zwei, sondern mindestens seit acht Tagen keinen Bissen in den Mund gesteckt. Während er so aß, ließ er die Blicke beständig voll Angst umherschweifen; er erbebte bei dem leisesten Geräusche, und als der Wind eine Thür heftig in das Schloß warf, sprang er auf und spannte den Hahn seiner Büchse, als sei er bereit, sein Leben theuer zu verkaufen. Dabei verzerrte er das Gesicht wie ein Mensch, der plötzlich den heftigsten Schmerz empfindet. Als er fand, daß er keine Veranlassung zum Schreck hatte, versuchte er zu lächeln, setzte sich ruhig nieder und verzehrte vollends die Mahlzeit.

Nach dem Tischgebete sagte der fremde Mann: „„Jetzt müssen Sie Ihrer Güte die Krone aufsetzen, Herr Pfarrer. Ich bin im Schenkel durch den Biß einer Wölfin verwundet,

und seit sechs Tagen ist meine Wunde nicht verbunden worden. Geben Sie mir etwas alte Leinwand und ich befreie Sie von meiner Gegenwart!""

„Ich suche derselben nicht los zu werden," erwiederte der edelsinnige Priester. „Ich selbst bin so ein Stück von einem Wundarzt, und um Sie zu verbinden, sollen Sie sich weder über die Ungeschicklichkeit eines Barbiers, noch über schmutzigen Verband zu beklagen haben. — Das sollen Sie sehen!"

Damit zog er aus einem Schrank ein vollständiges Verbindezeug und untersuchte dann die Wunde seines Gastes. Sie war tief und rührte nicht von einem Wolfsbisse, sondern von einer Kugel her. Der gute Pfarrer sah das wohl, aber er machte darüber keine Bemerkung; indeß sagte er während des Verbandes bei sich selbst: „Dieser Mann muß einen heroischen Muth haben, daß er bei einer solchen Wunde noch an Genesung glaubte!" — Dann fügte er laut hinzu: „Unmöglich können Sie sich heute noch auf den Weg machen. Sie müssen die Nacht hier zubringen, um Ihre Kräfte herzustellen und die Entzündung, die Geschwulst, sich etwas legen zu lassen."

„„Ich muß noch in diesem Augenblick aufbrechen!"" versetzte rasch der Fremde. „„Ich werde von Einigen erwartet und von Andern gesucht!""

„Von Verwandten? Von Freunden?"

„„Und von den Wölfen!""

Mit diesen Worten reichte er dem Pfarrer ein Goldstück.

„Ich halte kein Wirthshaus! — Meine Gastfreundschaft lasse ich mir nicht bezahlen!" bemerkte wohlwollend der Pfarrer.

„„Wenn das ist, danke ich Ihnen, und sage Lebewohl!""

Und die alte Marianne sah mit einer unbeschreiblichen Zufriedenheit den unheimlichen Gast in dem vollen Gebüsche verschwinden, das sich bis beinahe dicht an den Pfarrhof hinzog. „„Ach!"" rief sie endlich aus, „„das war gewiß ein Feind unserer heiligen Religion und auch Feind des Königs, ein — Camisarde! Wenn das der General des Königs erführe, dann steckten Euer Hochwürden in einer schönen Patsche! Und wenn das gar der Hochwürdigste Herr Erzbischof von Nimes wüßte — wehe dann!""

Hier wurde ihr Redestrom durch ein heftiges Gewehrfeuer unterbrochen. Gleich darauf eilten vor den Soldaten des Königs Ludwigs XIV. fliehende Camisarden durch das Dorf.

Der Schrecken, den die greise Marianne über diesen Anblick empfand, verdoppelte sich, als sie den Gast von diesem Abend hereintreten sah, blutend, in der Brust verwundet und leichenblaß.

„„Nehmen Sie,““ sagte er, indem er dem Pfarrer eine mit Geld gefüllte Börse zeigte — „„mein Weib — meine Kinder — in der Thalschlucht — nahe dem Bache!““ —

Weiter vermochte er nichts zu sagen; er taumelte und sank zu Boden; Soldaten drangen in die Pfarrwohnung ein und stürzten sich auf den Camisarden. Ohne Widerstand zu leisten, wurde derselbe überwältigt, gebunden und auf einen Karren geworfen.

Auf die Bemerkung des Pfarrers, christlicher mit dem Verwundeten umzugehen, antworteten die rohen Kriegsknechte: „„Ei was! Ob er während des Weges stirbt, oder auf dem Galgen am Wege von Rocure, das bleibt sich gleich!““

Der Camisarde dankte dem Pfarrer durch eine leise Bewegung des Kopfes. Dann bat er um einen Trunk Wasser, und während der Pfarrer schmerzbewegt ihm denselben darreichte, flüsterte er mit ersterbender Stimme:

„„Sie wissen!““

Der Pfarrer nickte bejahend, — der Karren fuhr davon.

Ohne Mitwissen von Seiten der Marianne, durchschritt der redliche Priester während der bald darauf anbrechenden Nacht einen Theil des Waldes, um zu der Stelle zu gelangen, die der Camisarde ihm bezeichnet hatte. Er fand an derselben — eine todte Frau, welche wahrscheinlich von einer sich verirrenden Kugel getroffen worden war; an ihrer ausgetrockneten Brust einen Säugling, nur wenige Monate alt, und neben ihr einen schlafenden Knaben von etwa drei Jahren.

Man denke sich das Erstaunen Mariannens, als der Pfarrer, auf jedem Arme eines dieser Kinder tragend, in sein Haus trat, und die alte, treue Magd, die sich seine Abwesenheit nicht zu erklären gewußt hatte, aus dem Schlafe weckte.

„Heilige Jungfrau! was wollen Sie denn mit den Kindern anfangen?“ rief sie. „Und was sind das noch für Kinder? — Etwa gar Camisarden-Kinder? — vielleicht noch nicht einmal getauft!“

„„Dann werde ich sie taufen!““ sagte der würdige Diener Gottes sanft; und als jetzt der Säugling laut zu schreien begann, rief sie mit einem Tone, in welchem sich Erstaunen und Mitleid auf komische Weise mischten: „Was soll denn aber nun mit diesem armen Wesen werden? wer soll es denn still machen?“ Und in demselben Augenblicke schon versuchte sie dieß mit der liebenden Sorgfalt einer Mutter. —

Am Morgen des nächsten Tages, während die greise Marianne unter unzähligen Zurechtweisungen die rührendsten Beweise der Liebe gab, ging der Geistliche mit den zu seinem Amte erforderlichen Begleitern nach der Thalschlucht hinaus, in welcher die Frau des Camisarden lag, und bestattete sie unter den heiligen Ceremonien der katholischen Religion an eben dem Orte, an welchem der Tod sie ereilt hatte, zur ewigen Ruhe. —

2. Eine Reihe von Jahren war nach den so eben erzählten Ereignissen verflossen, als der alte Pfarrer, der jetzt bereits siebzig Jahre alt sein mochte, sich eines Tages wohlbehaglich auf einer Bank vor seinem Hause in den Strahlen der Sonne wärmte. Neben ihm saß ein Knabe, der etwa im zwölften Lebensjahre stand, und mit lauter Stimme die Heiligen-Legende des Tages las, wobei er von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick auf einen großen, kräftigen Jüngling von fünfzehn bis sechzehn Jahren richtete, der eifrig damit beschäftigt war, einen kleinen Garten, die Zierde des Pfarrhofes, zu bearbeiten.

Die alte Marianne, die erblindet war, hörte aufmerksam der frommen Vorlesung zu, die da plötzlich durch den Hufschlag von einem oder zwei Pferden unterbrochen wurde.

Der Knabe stieß einen lauten Freudenschrei aus, der Jüngling unterbrach seine Arbeit, und Marianne, welche das Geräusch gehört hatte, fragte verwundert: was es denn gebe?

Der Knabe sprach von einem gar schönen Reiter, der dahersprenge.

In der That kam auch ein stattlicher Mann, der noch in den besten Jahren zu stehen schien, des Weges daher-

geritten und blieb vor der bescheidenen Wohnung des Pfarrers stehen. Ein reichgekleideter Diener nahm seinem Herrn den Zügel ab, der sich aus dem Sattel schwang und mit klirrenden Sporen auf den ehrwürdigen Pfarrer zuschritt, den er mit achtungsvollem Gruße fragte: ob die beiden hübschen Kinder seine Neffen wären?

„Besser als das!“ entgegnete der ehrwürdige Greis.

„„Wie so das?““ versetzte der Fremde; „„wenn diese Frage nicht unbescheiden ist?““

„Keineswegs!“ erwiederte der Pfarrer. „Sie sind meine Adoptiv-Kinder; doch das ist eine alte Geschichte, die alle meine Beichtkinder kennen, welche mich durch ihre milden Gaben dabei unterstützten, die Kinder eines Camisarden katholisch zu erziehen.“

Bei diesen Worten schien der Fremde seltsam bewegt; allein — ohne daß der Pfarrer dieß bemerkte, fragte er mit scheinbarer Ruhe: „„Und was denken Sie nun aus diesen jungen Leuten zu machen?““

„Tüchtige Ackerbauer!“ antwortete der Pfarrer; „ich bin nicht reich genug, um sie zu etwas Besserem ausbilden zu lassen!“

„„Und wenn Sie die Mittel dazu hätten?““

„Dann würde ich sie in das Seminar schicken, damit sie dem heiligen Priesterstande sich widmeten!“

„„Und wenn sie dazu keinen Beruf hätten?““

„Diese Frage läßt sich eben gar nicht erörtern,“ sprach der edle Greis mit einem Seufzer, „weil sie gar nicht zur Ausführung gebracht werden kann, indem mir dazu gänzlich die Mittel fehlen! — Doch, können Sie mir vielleicht einen Rath, einen Beistand ertheilen? — Denn nach Ihrer ganzen Erscheinung muß ich vermuthen, daß Sie ein vornehmer, reicher Herr sind?“

„„Vornehm — nein! Reich — ja!“ erläuterte der Fremde mit eigenthümlicher Betonung seiner Auskunft, und die alte Marianne, welche mit dem, den Blinden eigenen Scharfsinne schon längst auf den Klang der Stimme des Fremden aufmerksamer gehorcht hatte, rief jetzt plötzlich: „„Hochwürdiger Herr, erkennen Sie denn den Mann, der mit Ihnen spricht, nicht wieder?“

Der Geistliche, dem die Züge des Fremden auch schon

als ihm bekannt vorgekommen waren, betrachtete denselben jetzt mit emsig forschenden Blicken und rief dann verwundert aus: „O Gott! wäre es möglich? Sind Sie es wirklich?“ —

„„Ja, edler Mann,““ sagte der Fremde mit dem herzlichsten Ausdrucke, indem er der Rührung, die er bisher nur mühsam unterdrückt hatte, freien Lauf ließ, „„ich bin Derjenige, den Sie einst mit wahrhaft christlicher Liebe unter Ihr Dach aufnahmen. Ich bin der Camisarde!““

„Ist es wirklich wahr?“ fragte noch halb ungläubig der ehrwürdige Greis.

„„Und zum Beweise, daß es wahr ist, verspreche ich, das verfallende Gotteshaus Ihrer Gemeinde neu aufzubauen.““

„Der Herr segne Sie für diese Gabe!“ sagte der Pfarrer mit einem bittenden Blicke nach Oben. „Und — Ihre Söhne.“

„„Lassen Sie dieselben in mir jetzt noch den Fremden erblicken,““ bat der ehemalige Camisarde; „„damit Sie aber über die Zukunft Ihrer Adoptiv-Kinder beruhigt sein mögen, sage ich Ihnen: daß ich, — hier vor Ihnen dem doppelten Tode entgegengeführt, von meiner Wunde genas, und — in die Kapitulation unseres Anführers Cavalier eingeschlossen, begnadigt wurde. Ich ging mit meinem ehemaligen General nach Indien, wurde dort durch Handels-Unternehmungen reich, und komme nun, sie abzuholen und sie, gleich mir, zu Kaufleuten zu erziehen.““

„Und — die Religion?“ fragte der Pfarrer betrübt.

„„Sie bleiben der treu, in der sie von einem solchen Lehrer erzogen wurden,““ sagte der Camisarde, indem er dem edlen Greis die Hand reichte. —

3. Gegenwärtig leben die Nachkommen des Camisarden als hochgeachtete, reiche Kaufleute in London, wo der Schreiber dieser Zeilen die vorstehende Mittheilung aus dem Munde eines Mitgliedes der Familie vernahm, welche noch jetzt treu dem katholischen Glauben anhängt, in welchem der wahrhaft christliche Pfarrer die Großeltern ehedessen unterrichtete. —

46.

Des Negers Ehrfurcht gegen seinen Priester.

(Aus: Neue katholische Encyclopädie.)

Ein Missionär, welcher erst vor Kurzem nach dem französischen Guyana gekommen war, besuchte den schönen Kirchhof zu Cayenne.

Kaum hatte ein Neger, welcher eben ein Grab machte, den Missionär bemerkt, als er sogleich sich demselben näherte und ihn also anredete: „Guten Tag, Vater! Komm' mit mir!" — Der Missionär fragte: „„Mein Freund, wohin willst Du mich führen?"" — Der Neger erwiederte: „Ich will Dir etwas zeigen, wovon Du noch Nichts weißt!" — Und augenblicklich wendete er sich raschen Schrittes vorwärts gegen einen Platz, den er ihm mit dem Finger zeigte.

Der Missionär, welcher keinen Grund hatte, dem im Alter schon vorgerückten Neger zu mißtrauen, folgte ihm.

Bald kamen sie an einen von Bäumen grün beschatteten Platz. Nachdem der Neger mit Eifer das dichte Laubwerk und die hereinhangenden Trauerweiden hinweggebogen hatte, zeigte er dem Pater ein — Grabmal. „Hier," sprach er, „liegt Pater Legrand, welcher mich nach meiner Ankunft aus Afrika getauft, der mich getröstet und unterstützt hat, wenn ich krank war. — Ach, wie gut war er! — Wie liebte er die Neger! — Er taufte unsere Kinder und segnete sie! — Nein, niemals werde ich meinen geistlichen Vater Legrand vergessen!"

Hierauf küßte er den Leichenstein und benetzte ihn mit seinen Thränen. —

47.

Das Erinnerungszeichen eines Priesters.

(Aus: Katholisches Missionsblatt, Dülmen 1859.)

Ein Reisender erzählt:

Als ich im Jahre 1858 von Sandau nach Eger (in Böhmen) fuhr und dem Postillon ein gutes Trinkgeld

versprochen hatte, wenn ich zu rechter Zeit daselbst einträfe, fuhr er anfangs tapfer darauf los, hielt aber nach einer halben Stunde an, fuhr ganz langsam, entblößte das Haupt und betete.

Da ich mir diese plötzliche Aenderung im Fahren nicht erklären konnte, fragte ich ihn um die Ursache.

Der Postillon wies auf ein rothes Kreuz hin, das auf einer kleinen Anhöhe nächst der Poststraße stand, die Umgebung beherrschend, und sprach: „Sehen Sie dort das rothe Kreuz? Das ist ein heiliger und für uns Sandauer gar wichtiger Platz. Dieses Kreuz hat unser Herr Pater Joseph setzen lassen, bevor er als Pfarrer nach Schönficht kam. Da hat er gesagt: „„Zum bleibenden Erinnerungszeichen unserer wechselseitigen Liebe habe ich dieses Kreuz setzen lassen; so oft Ihr da vorüberkommet, und so oft Ihr von eueren Feldarbeiten hierher schauet, gedenket mein und meiner guten Lehren, die ich Euch gegeben habe!““ — Wir und er selber weinten Alle mitsammen bei'm Abschied. O Herr, das war ein Priester, der Pater Joseph!“ —

So sprach der Postillon. —

48.

Der Gedanke an die Allgegenwart Gottes.

Der heilige Basilius der Große wurde einst gefragt, wie doch der Mensch im Gebet sein Gemüth beisammen halten und ohne fremde Gedanken beten könne?

Er gab zur Antwort:

„Wenn wir dem Könige David folgen, der da sagt: „„Ich habe den Herrn allezeit vor Augen!““ Psl. 16, 9. Der Gedanke an die Allgegenwart Gottes ist nicht allein eine vortreffliche Beförderung des Gebets, sondern auch eine kräftige Beschirmung vor Sünden.“ —

49.

Was ist die christliche Einfalt?

(Aus: Das Büchlein des Eremiten Blacherna. Paris, 1632.)

„Einfältig," sagte Einer, „ist Derjenige, welcher nichts weiß." — Der Andere sprach: „Einfältig ist Derjenige, welcher ohne Sünde lebt." — Endlich äußerte der Freund seine Meinung und sagte: „„Die wahre Einfalt ist jene, die all ihr Thun und Lassen mit voller Zuversicht Christo Jesu, dem Geliebten, anheimstellt. Einfalt ist jene Stimmung des Herzens, die sich eher hält an den Glauben, als an das Verstehenwollen Dessen, was über ihre Fassungskraft geht, die da vermeidet alles eitele, unnütze, vorwitzige, überfeine und anmaßende Grübeln in den Dingen, die Jesum Christum, den Geliebten, betreffen. Dergleichen Vorwitzigkeiten sind der wahren Einfalt ganz und durchaus zuwider.""

Da fragten nun die beiden Sprecher den Freund auf's Neue: „Ist es so, wie Du sagst, dann muß wohl das Wissen der Einfältigen groß sein?" — Und der Freund erwiederte: „„Das Wissen der großen Gelehrten gleicht einem übergroßen Haufen Getreides, unter dem sich viel Spreu vorfindet, und des Kornes wenig; dagegen ist das Wissen der Einfalt nur ein schmales Häuflein, aber reinen, vollen Kornes. Das macht: — es fehlt diesem, was den Haufen der Gelehrten so groß gemacht, der Vorwitz und der Eigendünkel!""

Und der Freund wurde weiter gefragt: „Was aber bewirken denn der Vorwitz und der Eigendünkel?" — Und er antwortete: „„Da die Eitelkeit die Mutter des Vorwitzes ist, und die Hoffart die Mutter des Eigendünkels, so wirken beide Eines und Dasselbe, was ihre beiden Mütter wirken. An dem Vorwitze und dem Eigendünkel kann man die Feinde meines Geliebten erkennen, und das so gewiß, als die Einfalt zuverlässig seine Liebe sich erwirbt. Seine Liebe aber ist göttliche Huld und Gnade, also Segen für die Zeit und auch dereinst für die ganze Ewigkeit!"" —

50.

Ein Wort über die Verleumdung.

Der heilige Chrysostomus lehrt:

„Wenn Dich, der Du arm bist, Jemand als einen reichen Mann titulirte, so würdest Du gelassen sagen: „„Dieser Zuname gebühret mir nicht!““ und würdest lächeln; und ebenso, wenn Dich Jemand verleumdet, sage ruhig: „„Das berührt mich nicht!““ — Denn wie glatte und feinpolirte Gegenstände die Unreinigkeit nicht leicht annehmen, in derselben Weise bleibt auch die Lästerung nicht lange an einem frommen, reinen Leben hangen!“ —

51.

Die Frage nach der Vollkommenheit.

(Aus: Sämmtliche Schriften des hl. Makarius.)

Ein Bruder in der Wüste fragte den heiligen Abt Makarius den Großen, worin denn die Vollkommenheit bestehe?

Und der ehrwürdige Greis antwortete:

„Der Mensch ist noch lange entfernt von der Vollkommenheit, so lange ihm innere und äußere Demuth gebricht, so lange er noch auf sich selbst viel hält, und nicht in seiner Demuth sich unter alle Geschöpfe erniedrigen kann. — Er ist noch ferne von der Vollkommenheit, so lange er noch über irgend einen Andern als über sich selbst richtet, so lange er nicht Schmach ertragen kann und alle Bosheit aus seinem Herzen zu verbannen sucht. — Er ist ferne von der Vollkommenheit, so lange er sich nicht Gewalt anthut, langmüthig, freundlich, liebevoll, züchtig und mäßig zu sein; denn es steht geschrieben: „„Nur die Gewalt brauchen, reißen das Himmelreich an sich!““ Matth. 11, 12. — Wer da vollkommen werden will, muß seine Augen bewahren, daß sie nur auf das Gute schauen, muß seine Zunge und sein Ohr verwahren, daß sie nichts Eitles und Verderbliches reden und hören; muß in seinen Handlungen gerecht sein, muß sein Herz rein erhalten für den Herrn und seinen Leib unbefleckt

vor ihm. Das Andenken des Todes muß ihm stets gewärtig sein; er muß innerlich entsagen allem Zorne und jeder Leidenschaft, und äußerlich entsagen allen Geschöpfen und aller fleischlichen Lust. Er muß entsagen dem Teufel und allen seinen Werken, muß unabläßig beten, wo er immer sein, was er immer thun mag, und durch alle diese zeitlichen Dinge dem Herrn zueilen. — So nur kann er zur Vollkommenheit gelangen!“ —

52.

Mönchs-Leben auf der Insel Lerin.

(Aus: Die Mönche des Abendlandes vom Grafen von Montalembert.)

Sanct Honorat, der liebenswürdige Abt.

Der Reisende, der sich auf der Rhede von Toulon einschifft, um Italien oder dem Oriente zuzusteuern, kommt zwischen zwei oder drei felsigten, öde daliegenden, hie und da von einer Gruppe schmächtig aufgewachsener Fichten überragten Insel vorbei. Er wirft einen gleichgiltigen Blick auf dieselben und setzt seine Fahrt weiter fort. Und doch ist eines dieser Eilande für die Seele, für den Geist, für den sittlichen Fortschritt der Menschheit ein Lichtherd gewesen, der viel fruchtbarer ist und viel reiner leuchtet, als jemals irgend eine der berühmten Inseln des griechischen Archipels. Es ist die Insel Lerin, auf der in alten Zeiten eine Stadt stand, die aber bereits, als Plinius schrieb, schon in Trümmern lag, und wo man am Anfange des fünften Jahrhunderts nichts als eine kahle, verlassene Einöde antraf, die noch dazu, wegen der großen Menge von Schlangen, die daselbst hausten, ganz unzugänglich war.

Auf ihr landete im Jahre 410 ein Mann und bleibt daselbst. Er heißt Sanct Honorat. Aus consularischem Geschlechte, äußerst unterrichtet und beredt, dabei seit seinen Jünglingsjahren der Frömmigkeit sehr zugethan und von einem tiefen Zuge zum religiösen Leben ergriffen. Sein Vater gibt seinem älteren Bruder, einem heitern, lebenslustigen Jüngling, den Auftrag, ihn von seinen ascetischen Gedanken abzubringen; statt dessen aber wird er selbst von

seinem frommen Bruder dafür gewonnen. Nach mancherlei Hemmnissen findet Honorat endlich seine Ruhe zu Lerin. Die Schlangen müssen ihm weichen. Schüler in Menge schließen sich ihm an; es bildet sich daselbst eine Gemeinde von strengen Mönchen und unermüdlichen Arbeitern; die Insel ist umgewandelt, die Wüste wird zum Paradiese. Fruchtfelder von schattigen Bäumen umpflanzt, von erfrischenden Wassern durchrieselt, herrlicher Wiesengrund mit Blumen besäet, deren Wohlgerüche die Luft erfüllen, offenbaren daselbst die belebende Gegenwart eines neuen Geschlechts.

Honorat, dessen schönes Antlitz von einer milden, gewinnenden Hoheit strahlte, öffnete daselbst die Arme seiner Liebe den Söhnen aller Länder, die aus Liebe zu Christo zu ihm kamen; Jünger aus allen Nationen langen schaarenweise bei ihm an. Das Abendland braucht jetzt den Orient um nichts mehr zu beneiden, und bald wird diese einsame Stätte im Gedanken des Gründers dazu bestimmt, an den Küsten der Provence das strenge Büßerleben der Thebais im Nachbilde darzustellen, eine berühmte Schule der Theologie und christlichen Philosophie, eine unzugängliche Felsenburg in den verheerenden Stürmen der Völkerwanderung, eine gesicherte Zufluchtsstätte für Literatur und Wissenschaften, welche aus dem von den Gothen überschwemmten Italien flohen, eine Pflanzschule von Bischöfen und Heiligen, die über ganz Gallien die Wissenschaft des Evangeliums und den Ruhm von Lerin verbreiteten. Bald werden auch von diesem Lichtherde bis nach Irland und England Funken hinübersprühen und durch die gesegneten Hände der heiligen Patrizius und Augustinus dorthin verbreitet!

Es dürfte aber in den Annalen des Mönchthums kaum etwas Rührenderes geben, als das von einem der ausgezeichnetsten Söhne Lerin's entworfene Gemälde der väterlichen Zärtlichkeit Honorat's für die zahlreiche Familie der um ihn versammelten Mönche. Er wußte in ihrer Seele zu lesen und all ihren Kummer in all ihren Herzen zu erkennen. Er sparte keine Mühe, um jeden Anflug von Traurigkeit, jedes schmerzliche Zurückdenken an die Welt daraus zu verscheuchen. Er wachte über ihren Schlaf, über ihre Gesundheit, ihre Nahrung und ihre Arbeit, auf daß ein Jeder Gott dienen könne nach dem Maaße seiner Kräfte.

Sie waren deßhalb aber auch von einer mehr als kindlichen Liebe für ihn erfüllt. „In Ihm," so sagten sie unter einander, „finden wir nicht nur einen Vater wieder, sondern die ganze Familie, das Vaterland, eine Welt." — Schrieb er an den Einen oder den Andern der abwesenden Brüder, dann hieß es beim Empfange seiner nach damaliger Sitte auf Wachstäfelchen geschriebenen Briefe: „„Es ist lauter Honig, den er wieder in dies Wachs eingegossen hat, Honig aus seiner unerschöpflichen Herzensgüte!"" In diesem insularischen Paradiese, unter dem Stabe eines solchen Hirten athmete man köstlichen Lebensbalsam. Diese Mönche, die, dem Weltleben entsagend, ausgegangen waren, das Glück zu suchen, fühlten und bezeugten es laut, daß sie es gefunden hatten. Beim Anblick ihrer heitern, stillen Freude, ihrer Eintracht, ihrer Milde und ihrer festen Hoffnung war es — als sähe man eine „„Heerschaar von ruhenden Engeln."

Die Kirchen von Arles, Avignon, Lyon, Vienne, Troyes, Riez, Frejus, Valence, Metz, Nizza, Vence, Apt, Carpentras, Saintes erhielten von dieser „„glückseligen Insel," wie man Lerin überall nannte, ihre ausgezeichnetsten Bischöfe.

Honorat selbst wurde später seinem Kloster entrissen und auf den Metropolitan-Stuhl von Arles erhoben. —

Sanct Vincenz, der erste Controversist seiner Zeit.

Unter der reichen Zahl von Heiligen, Prälaten und Doktoren, welche Lerin Gallien und der ganzen Kirche geschenkt hat und das ganze fünfte Jahrhundert mit ihrem Rufe erfüllten, steht oben an der große, bescheidene Sanct Vincenz von Lerin, welcher der erste Controversist (Bekämpfer der Irrlehrer) seiner Zeit war, und dem die Nachwelt den Namen der Insel, die die Wiege seines Talentes gewesen ist, noch fortwährend beilegt.

Die kleine, so berühmte Schrift, die ihm ein ewiges Andenken sichert, verfaßte er im Jahre 434, drei Jahre nach der Synode von Ephesus auf Anlaß der Nestorianischen Irrlehre, welche auf dieser Synode verdammt wurde. Er wollte derselben seinen Namen nicht voranstellen und gab ihr den bescheidenen Titel: „Commonitorium Peregrini, Rath des Pilgers." In derselben stellt er mit bündiger Klarheit in ebenso fester als einfacher und reiner Sprache die katho-

lische Glaubensregel auf, die er auf Schrift und Tradition stützt, und gibt die berühmte Begriffs-Erklärung der orthodoxen Auslegung: „Quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est! Das erweist sich als katholische Glaubenslehre: Was immer, was überall und was von Allen geglaubt worden ist."

Nachdem er so die Unwandelbarkeit des katholischen Dogma's dargethan hat, wirft er die Frage auf: „Gibt es denn gar keinen Fortschritt in der Kirche Christi?" Und er antwortete darauf: „„Doch, es gibt einen, und zwar einen sehr beträchtlichen. Denn wer wäre wohl so mißgünstig gegen die Menschen, oder so gottverhaßt, um diesen Fortschritt zu hindern? Freilich muß es Fortschritt sein und nicht — Veränderung. Es muß eine Entfaltung der Erkenntniß (Intelligenz), der Weisheit, der Wissenschaft sowohl für den Einzelnen als für die gesammte Kirche mit der Zeit und mit den Jahrhunderten stattfinden. Aber die Religion, welche Sache der Seele ist, muß in ihrer Entfaltung ähnlich wie der natürliche Entwickelungsgang des Körpers fortschreiten: derselbe entwickelt sich und wächst, bleibt jedoch dabei in der Reife des Alters gleichwie in der Blüthe der Jugend stets ein und derselbe.""

Vincenz hat an der Spitze seines Meisterwerkes einen Beweis seiner Dankbarkeit für das liebliche Heiligthum verzeichnet, das für ihn, wie er sagt, der sichere Hafen der Religion geworden ist, nachdem er lange Zeit auf dem Meere der Welt hin- und hergeschleudert worden; hierhin hat er sich gerettet, um den Frieden und die stille Zeit zum Studium zu finden, um so nicht nur den Klippen des gegenwärtigen Lebens, sondern auch dem Feuer des zukünftigen zu entrinnen. —

Sanct Cäsarius, der Dankbare.

Der heilige Cäsarius, Sohn des Grafen von Chalons, barg auch seine Jugend in der schützenden Arche des Klosters Lerin, ehe er den ersten Vätern der heiligen Insel, Honorat und Hilarius, auf dem erzbischöflichen Stuhle in Arles nachfolgte.

Während eines halben Jahrhunderts war er der bedeutendste und einflußreichste der Bischöfe im südlichen Gallien; auf vier Synoden führte er den Vorsitz und war der

Lenker aller wichtigen Controversfragen jener Zeit. Mit Kraft und Hoheit wußte er die unabhängige und schützende Autorität des Episcopats gegen die Barbaren-Könige zu wahren, die nach einander in der Provence zur Herrschaft gelangten, und die eifersüchtig seinen großen Einfluß auf die Bevölkerungen betrachteten. Er ward von Alarich, dem Könige der Westgothen, verbannt, und von Theodorich, dem Ostgothen-Könige, eingekerkert; aber der Eine wie der Andere ließ ihm am Ende Gerechtigkeit angedeihen und Beide bezeugten ihm ihre Ehrfurcht. Seine Bisthums-Angehörigen liebten ihn über Alles, und wie er durch seine liebeathmende Beredsamkeit sich ihrer Herzen zu bemächtigen wußte, zeigen die hundertundfünfzig Predigten, die er hinterlassen hat.

Bis an das Ende seines Lebens blieb er Mönch dem Herzen, dem Leben und der Bußstrenge nach. Er schrieb selbst für verschiedene Männerklöster eine Art von Regel in sechsundzwanzig Abschnitten; ganz besonders berühmt und weitverbreitet ist diejenige, die er für das große Frauenkloster aufgezeichnet, das er in seiner bischöflichen Stadt gründete. Er arbeitete selbst eigenhändig an dem Baue dieses Heiligthums, als Arles im Jahre 508 von den Franken und Burgundionen belagert ward, die Alles, was er aufgerichtet hatte, wieder zerstörten und die herbeigeschafften Materialien zu ihren Befestigungswerken verbrauchten. Kaum war jedoch die Belagerung wieder aufgehoben, so begann Cäsarius sein Werk auf's Neue und führte es glücklich zu Ende.

Um für die Zukunft dieser geheiligten Zufluchtsstätte, die er mitten in den schäumenden Fluthen der Völkerwanderung wie eine Arche inmitten der Sündfluth erbaut, gesichertere Fürsorge zu treffen, ließ er seine Stiftung vom Papste Hormisdas bestätigen. Er hatte demselben seine Schwester Cäsaria als Abtissin vorgesetzt, die es auch dreißig Jahre leitete und in kurzer Zeit zweihundert Klosterfrauen um sich versammelte. Diese starke Seele hatte für sich und für eine jede ihrer Schwestern die steinernen Särge bereiten und in symmetrischer Ordnung rings um die Klosterkirche her einsetzen lassen. Bei diesen ihren offenen Gräbern, welche auf ihre Aufnahme warteten, lebten und sangen sie bei Tag und Nacht das göttliche Lob. —

In diese Kirche ließ Sanct Cäsarius, als er sein Ende herannahen fühlte, sich bringen, um seine geistlichen Töchter noch einmal zu segnen und sie zu trösten. —

Auch in diesen letzten Augenblicken vergaß er sein liebes Eiland Lerin nicht, diese musterhafte Metropolis des klösterlichen Eifers; in Worten glühender Begeisterung feierte er nochmals ihren Ruhm.

Er rief:

„O glückselige Insel, o gesegnete Einöde, wo die Majestät unsers Erlösers täglich neue Eroberungen macht und wo dem Satan fortwährend so empfindliche Niederlagen bereitet werden! Dreimal glückliche Insel, die, ihrer Kleinheit ungeachtet, für den Himmel so zahlreiche Eroberungen macht! Sie ist es, die alle diese erlauchten Mönche in ihrem Schooße nährt, welche sie als Bischöfe nach allen Provinzen aussendet! Bei ihrem Betreten der Insel sind es Kinder; wenn sie von derselben herkommen, sind es geistliche Väter; sie nimmt sie auf als Lehrlinge und entläßt sie als Könige! Alle ihre glückseligen Bewohner unterweist sie in der Kunst, auf den Flügeln der Demuth und der Liebe bis zu den erhabenen Höhen Christi hinanzufliegen. Auch mir hat sie ihre Arme erschlossen, diese zärtliche, edle Mutter, diese Bildnerin würdiger Männer; aber, während so viele Andere es ihr verdanken, daß sie die himmlische Siegespalme erworben, hat meine Herzenshärtigkeit mich gehindert, in mir ihre Aufgabe zu lösen!“ —

53.

Entschiedenheit in der Berufs-Wahl.

(Aus: Pilgerreise von P. Johann N. Stöger.)

1. Eine fromme Jungfrau fühlte den Zug zum Ordensleben schon seit längerer Zeit in ihrem Herzen, folgte demselben aber nicht, weil die Welt mit ihren Zerstreuungen sie immer noch fest hielt. —

Eines Tages besuchte sie in einer fremden Stadt eine Klosterkirche, und ohne daran zu denken, ward es ihr auf Einmal klar, als ob sie laut die Worte höre: „Hier ist der Platz, wo ich Dich haben will; jetzt oder nimmermehr! jetzt oder

nimmermehr!“ — Dieser Gedanke war ein Vorwurf über ihre lange Zögerung und die tapfere Jungfrau verstand diese Warnung.

Ohne sich länger zu besinnen, ging sie unmittelbar aus der Kirche zur Vorsteherin des Klosters, bat um die Aufnahme und drängte mit den Worten: „Jetzt oder nimmermehr!“ so stürmisch und anhaltend, bis sie ihr zugesagt war, und lebte fortan im Dienste des Herrn. —

(Aus: Homiletische Aehrenlese von Dr. J. E. Veith.)

2. Es hat in Italien (so wird in der Lebensgeschichte des heiligen Johannes Marinoni als wohlbezeugte Thatsache erzählt) eine Jungfrau von edler Herkunft, Namens Christina Chiazzo, gelebt, die nach reifer Erwägung und Selbstprüfung für den klösterlichen Stand sich entschied, während ihre Eltern in sie drangen, einem Edelmanne die Hand zu geben, der um sie freite.

Um sie für diese Wahl zu gewinnen, bestellten sie zu ihr eine Frau von sehr erprobter Redekunst und erfinderischer Schlauheit. Diese brachte ihr ein Büschel von ganz verdorrtem Majoran und Quendel (Thymian), und sprach zu ihr: „Sei folgsam mein Kind! und morgen, in der heiligen Christnacht, halte dies Bündel in der Hand, und bete eifrig zum Herrn und zu der seligsten Jungfrau Maria. Ist es ihr Wille, daß Du dem jungfräulichen Stande Dich weiheſt, so wird der Majoran und Quendel grünen und blühen; bleibt aber Alles dürr wie vorher, dann wird Dir das ein Zeichen sein, in den Ehestand zu treten.“

Christina, der diese Andacht verdächtig und abergläubig schien, eilte, um sich Rathes zu erholen, zu dem heiligen Johannes Marinoni, aus dem Theatiner-Orden; und nicht gering war da ihr Erstaunen, als er nicht nur seine Billigung dazu ertheilte, sondern auch versprach, ihr mit seinem Gebete beizustehen.

Sie beobachtete nun Alles, was jene Rathgeberin ihr vorgeschrieben, und siehe da! die verdorrten Stengel ergrünten und blühten, und die Eltern hatten nun nimmer den Muth, sich ihrem heiligen, weltentsagenden Vorhaben zu widersetzen. —

(Aus: Tirol und Vorarlberg von Beda Weber.)

3. Fräulein Magdalena Gräfin von Mohr, seit Jahren bei ihrer Großmutter, einer Gräfin Mamming zu Meran in der Pflege, meldete sich im Jahre 1726 um die Aufnahme in das Institut der englischen Fräulein daselbst.

Die Oberin entgegnete ihr: „Wie können Sie, liebes Fräulein! zu uns gehen, die wir von einem Tage zum andern nicht wissen, wo wir das tägliche Brod hernehmen sollen?“ — Magdalena wurde bei diesen Worten feuerroth und erwiederte lebhaft: „„Mir liegt das Alles wenig am Herzen! Wie es Ihnen geht, wird es mir wohl auch gehen, und damit bin ich zufrieden!““

Ihre Verwandten schlugen ihr nun noch vor, die Freuden der Fastnacht zum letzten Male zu genießen; sie lehnte es jedoch ab, und ließ sich am heiligen Dreikönigenfeste einkleiden.

Magdalena brachte als Aussteuer einige Korngefälle aus Vintschgau mit, die wie gottgesandt in die so sehr arme Erziehungsanstalt kamen, um der jährlichen Brod-Noth abzuhelfen. —

(Aus: Die zwölf Stufenpsalmen von Dr. J. E. Veith.)

4. Die ehrwürdige, edle und geistreiche Anna Garcias, welche der heiligen Theresia von Jesu als erste Kloster-Gefährtin sich anschloß und von dieser der innigsten Freundschaft gewürdigt worden, erzählt:

Ein Bauernmädchen in Castilien hatte von früher Jugend an kein anderes Verlangen, als in das Frauenkloster zu Abula einzutreten, um dort den Dienst einer Laienschwester zu versehen. — Ihren Brüdern war dieses Vorhaben mißfällig; sie suchten es zu vereiteln, und um sie selber davon zu überzeugen, daß ihre Kräfte dem beschwerlichen Dienst im Kloster nicht gewachsen seien, verfuhren sie mit ihr wie mit einer Sklavin. Sie mußte die härtesten Arbeiten eines Taglöhners verrichten und Lasten schleppen, die fast für zwei Männer zu schwer waren. Allein sie verrichtete dieß Alles gleichsam spielend, und die schweren Bürden schienen ihr so leicht, daß sie selbst darüber lächeln mußte. Die Schnitter

banden eigens für sie bestimmte Garben von doppeltem Gewichte, welche sie jedoch so flink hinwegtrug and so behende auf den Wagen warf, daß die Arbeiter ihr Geschäft ruhen ließen und mit Verwunderung ihr zusahen. Nachdem sie das Getreide auf der Tenne abgeladen, ward ihr befohlen, es nach der dort üblichen Weise zu dreschen. Man wählte dazu zwei Paare der wildesten und unbändigsten Ochsen, um zu sehen, wie sie mit diesen widerspenstigen Thieren zurecht kommen würde. Allein auf ihren Ruf kamen sie heran und neigten ihre Nacken völlig zahm unter das Joch. — Durch diese und ähnliche Proben, ließen endlich die Brüder der Jungfrau sich bestimmen, ihrem Berufe kein Hinderniß mehr zu setzen. —

(Aus: Erbauliche Blätter aus den Jahrbüchern der Franziskaner von P. F. Ratte.)

5. Der selige P. Petrus von Fermo, aus adeligem Geschlecht geboren, hatte von Kindheit an ein großes Verlangen gehegt, dem Herrn im Ordensstande zu dienen; darum mied er als Jüngling die Welt und nahm, wider den Willen seines Vaters und seiner Blutsverwandten, den Orden des heiligen Franziskus von Assisi an im Kloster della Nunziata in seiner Vaterstadt Fermo.

Da ging aber sein Vater, der ein mächtiger Herr in der Welt war, alsbald hin und nahm seinen Sohn wieder aus dem Kloster, und die guten Patres, die ihm keinen offenen Widerstand leisten konnten, ließen ihm den Sohn, jedoch nicht, ohne diesem einen Begleiter in das väterliche Haus mitzugeben. Der Vater redete unterwegs zu den Beiden von nichts Anderem, als von seinen vielen Reichthümern, und forderte den Sohn mehrmals und dringlichst auf: er möge die Mönchskutte wieder weglegen, in den weltlichen Stand zurückkehren und heirathen, und dann solle er Alles von ihm haben, was sein Herz begehre.

Allein der fromme Sohn hatte bereits, vom heiligen Geiste innerlich unterwiesen, die weltlichen Güter und Freuden verachten gelernt und schätzte sie nicht mehr, als den Koth auf der Straße — im Vergleich mit den himmlischen Gütern der Gnade; darum sprach er zu seinem Vater im Beisein vieler adeliger Verwandten: „Vater, ich halte mehr

von einer hölzernen Sandale im Franziskanerkloster, als von allen Reichthümern der Welt; denn in dieser Sandale habe ich die heilige Armuth, die unser Herr Jesus Christus selbst allen Gütern dieser Erde vorgezogen hat!"

Als der Vater diese heroische Entschlossenheit des Sohnes erkannte, fürchtete er, Gott möge ihn strafen, wenn er demselben länger noch widerstrebte; darum gab er ihm nun seinen Segen und ließ ihn mit dem andern Bruder in's Kloster zurückkehren.

Petrus wurde dann ein vollkommener Ordensmann und arbeitete mit großem Eifer und Segen an dem Heile der Seelen bis zu seinem seligen Tode. —

54.

Der Herzogssohn mit dem Bettelsacke.

(Aus: Hauspostille von J. P. Silbert.)

Der heilige Aloysius von Gonzaga befand sich in dem Noviziate des Jesuiten-Ordens, und der Sitte gemäß mußten die Jünglinge, um sich während ihrer Probejahre in den Werken der Demuth zu üben, öffentlich umher gehen und Almosen einsammeln.

Dieser Probe der Demuth mußte sich der genannte Herzogssohn gleichfalls unterwerfen.

Indeß er nun auf diesem Wege der Demuth Christi wandelte, fragte ihn Jemand in recht unchristlicher Weise: „Schämst Du Dich denn nicht dieses Geschäftes, und in so ärmlichem Gewande und mit einem Bettelsacke vor Cardinälen und anderen Großen der Erde zu erscheinen, denen doch Deine fürstliche Geburt bekannt ist?!"

Aloysius aber antwortete: „„Durchaus schäm' ich mich nicht; denn ich bedenke, daß der Eingeborne Sohn Gottes, zu unserm Heile Mensch geworden, sich noch weit tiefer gedemüthigt hat; und daß er mir für diese kurze Schmach eine ewige Ehre zur Belohnung dereinst geben wird!"" —

55.

Das Selbstgespräch unterwegs.

(Aus: Pilgerreise von P. J. N. Stöger.)

Ein heiligmässiger Laienbruder der Gesellschaft Jesu, Ximenes mit Namen, ward in einem Collegium in Spanien dazu verwendet, das Landgut zu bestellen, das hiezu gehörte, und ziemlich weit entfernt lag.

Eines Tages, als Ximenes, nachdem er die Mühen und Hitze der Arbeit erduldet, mit dem Lastthiere, das ihm diente, ganz ermüdet nach Hause zurückkehrte, dachte er auf dem Wege bei sich selbst: „Bruder Ximenes, was würdest du thun, wenn bei deiner Heimkehr, wo du so ganz erschöpft und müde bist, der Minister des Collegiums Dir sogleich eine andere Arbeit auftragen würde? — Ach, er wird es nicht thun!“ antwortete er sich selbst; „es wäre hart und gefühllos und gegen die Liebe, wenn man mir nach der schweren Arbeit eines ganzen Tages noch eine neue Last auflegen würde! — Wenn es aber doch geschähe, was dann? — wenn es geschähe? — Ja freilich, ich müßte gehorchen, wenn es mir noch so schwer fiele: ich habe ja Gott den Gehorsam geschworen! — Doch wie, Bruder Ximenes,“ so fuhr er bei sich nachdenkend fort, „solltest du nur gehorchen aus hartem Zwange? hast du denn nicht aus Liebe dem Herrn deine Freiheit geschenkt? Und wer aus Liebe gehorsam ist, der gehorcht gern. — Ja fürwahr, wenn mir eine neue Arbeit aufgelegt würde, so will ich sie ganz bereitwillig und gern übernehmen!“

Er zog nun schweigend weiter, fragte sich aber indessen wieder: „Bruder Ximenes, wenn deine Liebe zu Jesus groß ist, solltest du dich nicht freuen, wenn du Ihm ein Opfer bringen kannst? — Ja wohl, ich wäre sogar mit Freuden bereit! — Doch, bedenke: die Nachfolge Jesu auf dem Gebirgswege der Arbeit aus Liebe zu Ihm würde dir ein neues Verdienst erwerben für die Ewigkeit, einen neuen Edelstein setzen in die Himmelskrone, nach der du strebst; würde dich dem heiligsten Herzen Jesu wohlgefälliger machen für eine ganze lange Ewigkeit! solltest du also nicht vielmehr ein Verlangen, eine Sehnsucht haben, daß dir heute noch sich eine Gelegenheit darbiete, einen solchen Schatz zu erwer-

ben? — Ganz gewiß; ja, o mein Gott! laß' es geschehen, ich bitte Dich darum."

Unter diesem Selbstgespräche kam Ximenes nach Hause; kaum war er aber durch die Pforte in's Collegium eingetreten, so begegnete ihm der Pater Minister, der ihm sagte: „„Mein lieber Bruder, Du bist ermüdet; ich sehe es wohl; aber es ist durchaus nothwendig — Du mußt heute noch diese und diese Arbeit verrichten!""

Bruder Ximenes neigte sich zum Gehorsam, und in der Liebe zu Jesus nochmals zu neuen Arbeiten hinschreitend, tröstete er sich selbst mit den Worten: „Halte aus, halte aus auch in dieser schweren Arbeit noch, du wirst dafür eine ganze Ewigkeit ausruhen!" —

56.

Das ohne Erlaubniß genommene Tuch.

(Aus: Uebung der Vollkommenheit von A. Rodriguez.)

Dionys, der Carthäuser, erzählt:

Ein Ordensbruder, welcher den Habit zerrissen hatte, trat in die Kleiderkammer und nahm — ohne Erlaubniß — ein wenig Tuch, um einen Fleck darauf zu setzen.

Er wurde krank, und mußte wohl ein treuer Diener Gottes sein, weil er, dem Sterben ganz nahe, sehr freudig und zufrieden war. Das Gewissen machte ihm keinerlei Vorwürfe.

Als der Kranke aber zufällig die Augen gegen einen Winkel der Zelle hin erhob, wo sein Kleid hing, sah er auf seinem Habite den bösen Feind in der Gestalt eines Affen, welcher es beleckte und ein ganz besonders großes Vergnügen an jenem Stücke fand, mit welchem er es ausgeflickt hatte.

Nun erinnerte sich der Kranke an den begangenen Fehler, da er das besagte Stückchen Tuch ohne Erlaubniß nahm; und nachdem er den Obern hatte rufen lassen, bekannte er reumüthig seine Schuld, versöhnte sich mit ihm, und sogleich verschwand der böse Feind. —

57.

Die Abfertigung vorlauter Frager.

(Aus: Bilder aus der Passions-Geschichte von Dr. J. E. Veith.)

Der heilige Abt Nilus, ausgezeichnet in den erhabensten Tugenden, pflegte sich, um der ungestörten Einsamkeit zu genießen, in einer öden Gegend von Calabrien zu bergen.

Da er einst aus seiner Einöde hervorkam, und eben in Rossano sich aufhielt, war er von allen Seiten von einem großen Menschenschwarme heimgesucht, und gleichsam umzingelt, worunter auch sehr angesehene Leute aus dem Clerus und dem Adel sich einfanden: nicht so sehr, um Rath und Belehrung zu holen, als um den seltsamen Mann, dessen Ruf alle benachbarten Lande erfüllte, und dessen harte Lebensart allen Weichlingen Schrecken einflößte, in der Nähe zu besehen und gelegentlich auf allerlei Proben zu setzen. Darum legten sie dem Manne aus der Wüste mannigfache verfängliche Fragen vor.

„Was meinst Du," riefen Einige, „von der Anzahl der Auserwählten? ist sie groß, Abt Nilus! oder lehrest Du, daß sie gering sei?"

Kaltblütig nahm Nilus diesen Zankapfel auf, mit welchem leichtfertige Christen von jeher Fangball spielen. „„Ihr wisset,"" sagte er, „„was der Herr gelehrt hat:"" „„Viele sind berufen, Wenige sind auserwählt!""

Da schrie das Volk und tobte: „Du lügst, Abt Nilus! So sind die Worte nicht zu verstehen! Wofür wären wir denn getauft? wofür heißen wir denn Christen?"

„„Seid ruhig,"" erwiederte Nilus, „„und wollet nicht weiser sein als St. Matthäus, als St. Paulus, als St. Basilius und St. Chrysostomus, die alle dasselbe lehren! Lebet ihr denn in solcher Weise, daß ihr euch schmeicheln könnet, der Himmel werde Euer Antheil sein? Hütet Ihr Euch vor Fluch und Lästerung, vor Ehebruch und Ausgelassenheit, vor Wucher und Betrug, vor Neid und gehässigen Ränken?"" — Und er erhob seine Stimme und redete ihnen so nachdrucksvoll zu Herzen, daß die Meisten laut zu weinen anfingen.

Kaum aber war es etwas stille geworden, als wiederum

ein Naseweis das Wort nahm. „Vater Nilus," rief er, „mich verlangt es sehr zu wissen, ob der weise Salomo selig geworden, oder ob er verworfen sei?"

„„Ich aber,"" erwiederte Nilus, der den Lebenswandel des Fragers kannte, „„ich möchte wissen, nicht wie es um den Salomo stehe, sondern um — Dich! Was kümmert es Dich und mich, wo jener Weise nun sei, der trotz seiner Weisheit ein Spiel seiner thörichten Leidenschaften geworden? Für uns steht geschrieben: „„Wer in seinen Blicken Begierlichkeit trägt, hat schon in seinem Herzen gesündigt!""

Der vorlaute Frager verstummte; aber ohne Verzug war ein Anderer auf dem Kampfplatze, den der Fall seines Vordermannes nicht abschreckte. „O weiser Nilus," rief er, „was für eine Sorte von Baum mag das gewesen sein, von welchem Adam im Paradiese gegessen?"

Nilus besann sich keinen Augenblick: „„Ein wilder Apfelbaum!"" entgegnete er.

Das ganze Volk, uneingedenk der herben Thränen, die es eben erst geweint, brach jetzt in Gelächter aus.

„„Was lacht ihr?"" sprach Nilus; „„wie die Frage so die Antwort. Anstatt der Schuld zu gedenken, die uns aus dem Paradiese verbannte, fraget ihr um den Namen eines Baumes! Könnte ich ihn wirklich nennen, so würdet ihr gleich wieder wissen wollen: wie groß er gewesen, wie seine Blätter ausgesehen, von welcher Farbe und Geschmack seine Früchte? Wahrlich — hochwichtige Fragen, welche die ewige Weisheit selbst euch hätte beantworten sollen!"" —

Auf solche Weise fertigte Sanct Nilus die vorlauten Frager ab, und rechtfertigte dadurch die Weisheit Christi, die zu solchen Fragen schweigt. —

58.

Ein Besuch bei St. Bernardus in Clairvaux.

(Geschildert von Wilhelm, Abt von Sanct-Thierry.)

1. Die große Seele des heiligen Bernardus, Abtes des Cisterzienser-Klosters zu Clairvaux, schien sich in dem Maaße auszudehnen, als die Zahl seiner geistlichen Söhne

wuchs, und immer wuchs; und indem er in der Liebe Jesu Christi Allen Alles war, setzte er seinem Eifer keine Grenzen, bis er endlich den Anstrengungen, den Nachtwachen und den übermässigen Arbeiten unterlag, und, ganz kraftlos, eine Beute heftiger Schmerzen wurde.

Seit langer Zeit hatte sich seine Gebrechlichkeit auf eine beunruhigende Weise gesteigert und ein langsam schleichendes Fieber, verbunden mit den strengsten Kasteiungen, hatte seinen Leib untergraben. Aber gegen das Ende des Jahres 1116 nahm die Krankheit einen so gefährlichen Charakter an, daß man sicher sein nahes Ende erwartete.

Bei diesem gar traurigen Zustande kam der Bischof von Chalons, Wilhelm von Champeaux, der so lebhafte Theilnahme an der Erhaltung des heiligen Abtes zeigte, in aller Eile nach Clairvaux. Er überzeugte sich, daß eine weniger strenge Lebensordnung, von Ruhe und Schonung begleitet, eine so kostbare Gesundheit wieder herstellen könnte; und in dieser Ueberzeugung hatte er das Kapitel von Citeaux kniefällig um die Erlaubniß gebeten: die Lebensweise des heiligen Bernardus ein Jahr hindurch leiten zu dürfen. Das Kapitel, gerührt von der Nächstenliebe des demüthigen Bischofs, gab dem Abt von Clairvaux unter seinen besondern Gehorsam, und kraft dieses Rechtes forderte Wilhelm von Champeaux: daß St Bernardus ein Jahr hindurch von allen geistlichen und weltlichen Sorgen um das Kloster entbunden werde. Er ließ ihm eine abgesonderte Wohnung außerhalb der Klostermauern erbauen und vertraute den Kranken einem Arzte an, dessen Befehle strenge befolgt werden mußten. Unglücklicher Weise besaß dieser des Rufes, den er genoß, unwürdige Arzt weder Kenntnisse noch Gewissen, und das pedantische Ansehen, das er über den so ehrwürdigen Abt ausübte, wurde für diesen eine Quelle größerer Pein, als die körperlichen Leiden.

Während der zehn oder zwölf Monate, auf welche sich diese Art von Verbannung erstreckte, ertrug St. Bernardus ohne Murren und Klagen die rohe Behandlung dieses so unwissenden Arztes, und gleichsam, als habe Gott, zufrieden mit seinem Gehorsam, zeigen wollen: daß Er es ist, der die Gesundheit gibt und nimmt, je nachdem es heilsam ist, ohne die Dazwischenkunft und oft gegen den Willen der Menschen,

gelangte der stillste Dulder nach und nach wieder zu einer glücklichen Genesung. —

2. Einer seiner treuesten Freunde, Wilhelm, Abt von Sanct Thierry, kam während dieser Zurückgezogenheit auf einen Besuch zu St. Bernardus und brachte mehrere Tage bei ihm zu, so daß er seine verborgene Lebensweise beobachten konnte, und sonst Alles, was auf das wahrhaft erbauliche Wesen der Mönche zu Clairvaux Bezug hatte.

Von diesem seinem Besuche schrieb er:

„In dieser Zeit begann ich nach Clairvaux zu gehen und den heiligen Bernardus zu besuchen. Da ich mit einem anderen Abte ihn zu sehen gekommen war, traf ich ihn in seiner Zelle, die mit den Hütten Aehnlichkeit hatte, die man gewöhnlich den Aussätzigen auf der Heerstraße anweist. Er erfreute sich damals einer vollkommenen Ruhe, da er von allen Sorgen um das Kloster auf den Befehl des Bischofs und der Aebte entbunden worden war; er lebte in Gott und war voll Freudigkeit, als hätte er schon die Wonne des Paradieses gekostet. — Als ich in dieß königliche Zimmer trat und die Wohnung und Denjenigen, der sich in derselben befand, näher betrachtete, wurde ich (ich rufe dafür Gott zum Zeugen an) von solcher Ehrfurcht ergriffen, als hätte ich mich dem geheiligten Altar genähert. Ich fühlte mich, als ich in die Nähe dieses Mannes trat, wie von einer lebendigen Anmuth durchdrungen, und es wurde eine so lebendige Sehnsucht in mir rege, bei ihm zu bleiben, seine Armuth und seine Einfachheit zu theilen, daß, wenn man mir die Wahl einer jeglichen Bedingung überlassen hätte, ich nichts dringender verlangt haben würde, als immer bei dem Manne Gottes zu bleiben und ihm zu dienen.

Nachdem er uns seinerseits mit zärtlicher Liebe empfangen hatte, fragten wir ihn, was er thue und wie er in seiner Zelle lebe. Er antwortete uns mit jenem gütigen Lächeln, das ihm zur Gewohnheit geworden: „Ich befinde mich hier wohl, vollkommen wohl; denn ehedem gehorchten mir vernünftige Menschen, während ich jetzt, nach dem gerechten Urtheile Gottes einem unvernünftigen Menschen gehorche.“ — Er sagte dieß von einem anmassenden Arzte, der sich gerühmt hatte, ihn zu heilen, und dem er von dem Bischofe, den Aebten und seinen Brüdern übergeben worden.

Wir aßen mit ihm und glaubten mit aller nur möglichen Schonung eine Gesundheit behandeln zu müssen, deren Wiederherstellung so nothwendig war. Als wir aber sahen, daß man ihm auf Befehl des Arztes Nahrungsmittel darreichte, von denen ein gesunder und ausgehungerter Mensch nicht essen würde, empfanden wir Unwillen darüber, und wir mußten uns Gewalt anthun, die Regel des Stillschweigens nicht zu übertreten, und den Arzt nicht als einen sakrilegischen und menschenmörderischen Verbrecher zu behandeln. Was den Mann Gottes anbelangt, er war gleichgiltig bei allen diesen Dingen, indem er auf natürliche Weise nicht einmal mehr den Geschmack der Speisen unterscheiden konnte, und sein Magen ganz verdorben und der Empfindung beberaubt war.

In einem solchen Zustande traf ich damals den Diener Jesu Christi, und so war seine Lebensweise in dieser Einsamkeit beschaffen; aber er war nicht allein, weil Gott mit ihm war, und er sich der Gesellschaft und des Trostes der heiligen Engel erfreute, was durch deutliche Zeichen sich offenbarte. Denn in einer Nacht, als er mit seinem gewöhnlichen Eifer betete und seine Seele vor Gott ausschüttete, hörte er einen Gesang von Stimmen; und nachdem er in einen leichten Schlaf versunken, wurde er von einem Geräusche erweckt, das jenem glich, das eine an ihm vorüberziehende Truppe machen würde. Als hierauf die Stimmen, die er schon gehört hatte, ihren Gesang erneuerten, trat er aus seiner Zelle und folgte der sich entfernenden Truppe nach. In der Nähe befand sich eine Stätte, die ganz mit Dornen und dichtem Brombeergesträuch bewachsen war; nun aber ist sie ganz verschieden von dem, was sie vormals gewesen; er sah nämlich hier zwei zu beiden Seiten geordnete Chöre, welche mit ihren melodischen Gesängen abwechselten und den heiligen Mann ergötzten. — St. Bernardus begriff das Geheimniß dieses Gesichtes erst mehrere Jahre nachher, nachdem man die Gebäude des Klosters an einen geräumigeren Ort versetzte, und die Kapelle genau an der Stätte erbaute, wo er diese Engels-Stimmen gehört hatte. —

Ich blieb mehrere Tage hindurch bei diesem großen Heiligen, obgleich ich einer solchen Gunst unwürdig war; und wo ich meinen Blick hinwandte, wurde ich von Staunen

ergriffen, gleich als ob ich einen neuen Himmel und eine neue Erde betrachtete, wenn ich sah: wie Männer unsers Zeitalters in unsern Tagen ein Bild des vollkommenen Lebens unserer ersten Väter, der Einsiedler Aegyptens, uns vor Augen stellen!

Sobald man von dem Berge herabstieg und Clairvaux betrat, nahm man Gott überall wahr, und das stille Thal verkündete durch die bescheidene Demuth der Gebäude — die Demuth und einfache Lebensweise seiner Bewohner.

Und trat man endlich in diesen von Menschen angefüllten Ort, wo Niemand müssig war, da Alle arbeiteten oder irgend eine Beschäftigung hatten; so traf man am hellen Tage eine der Mitternacht ähnliche Stille, die nur durch die Handarbeiten und die Stimmen Derjenigen, die das Lob Gottes sangen, unterbrochen wurde. Die Allseitigkeit dieses Schweigens und die Ordnung, die dasselbe hervorbrachte, war so überraschend, daß selbst weltlich gesinnte Fremde, von Ehrfurcht durchdrungen, ich will nicht sagen — kein schnödes oder verabscheuungswürdiges Wort hervorzubringen, sondern nicht einmal einen Gedanken zu hegen wagten, der nicht ernsthaft und dieses heiligen Aufenthaltes würdig gewesen wäre.

Die Einöde, welche diese Diener Gottes bewohnten, war von einem dunkeln und dichten Walde umgeben, und von zwei benachbarten Bergen begrenzt, die es enge umschlossen, so zwar, daß sie demselben das Ansehen einer tiefen Höhle verliehen. Obgleich der Einsiedler eine große Anzahl war, waren sie doch — vollkommene Einsiedler; denn während ein einzelner Mensch, wenn er in der Mitte des weltlichen Treibens und der Unruhe lebt, in seinem Innern eine lärmende Menge einschließt, so bewahren im Gegentheil hier Alle durch die Einheit und Ruhe des Geistes die Einsamkeit des Herzens.

Auf solche Art war die Schule christlicher Weisheit unter der Leitung des Abtes Bernardus beschaffen, so der Eifer und die heilige Zucht dieses so außerordentlich lichten und kostbaren Thales, nachdem der Diener Gottes alle Verhältnisse wohl geordnet und dem Herrn ein Heiligthum nach jenem Vorbilde geweiht hatte, das ihm auf dem Berge gezeigt worden, als er mit Gott allein in der Wüste von Citeaux, wie Moses in der Wolke, sich befand. —

O, hätte sich St. Bernardus daran gewöhnen können, so mild, so schonend, so sorgsam gegen sich selbst zu sein, wie er gegen Andere sich zeigte!

Jedoch sobald er sich von dem dem Bischofe von Chalons auf Ein Jahr angelobten Gehorsam befreit sah, da nahm der Mann Gottes, gleich wie ein abgespannter Bogen in seine frühere Lage zurückkehrt, oder wie ein von dem Damme befreiter Giesbach mit erneuerter Heftigkeit seinen Lauf fortsetzt, ganz und gar seine strenge Lebensweise wieder an, um sich gewissermassen an der erzwungenen Ruhe zu rächen und sich für die Unterbrechung seiner Buße zu entschädigen." —

59.

Pater Angelus.

(Aus: Die Wohlthaten des Christenthums.)

Im Jahre 1780 lebte zu Marseille im Redemptoristen-Kloster ein alter, kränklicher Pater, der schon seit mehreren Jahren die Mauern seiner Geburtsstadt nicht mehr verließ. Man kann sich keine ehrwürdigere Gestalt denken als die dieses Greisen. Seine ganz kahle Stirne glänzte von einer sanften Heiterkeit, und sein langer weißer Bart, sowie die tiefen Falten, die seine bleichen und abgemagerten Züge furchten, gaben zu erkennen: daß das Herz dieses Mannes grausame Stürme erlitten hatte, und daß sein ganzes Leben voller Anstrengungen und Mühseligkeiten gewesen. Seit beinahe sechzig Jahren, wo er in den Orden getreten, hatten seine Sorgen und sein beharrlicher Muth einer ungeheuren Anzahl Gefangener die Freiheit wiedergegeben. Man hatte ihn vor und nach zu Marocco, Algier, Tunis und Tripolis, an den Gestaden Syriens und Constantinopels gesehen, und es gab keinen einzigen Seemann der Häfen von Toulon und Marseille, der nicht diesen Pater gekannt hätte. Die alten Invaliden der königlichen Marine zeigten ihn mit Ehrerbietung der neuen Generation, die an ihre Stelle getreten, und die jungen Leute verehrten ihn als den „alten Freund ihrer Väter" und als einen Mann, der eine seltene Erfahrung in

der Schiffahrt und ihren Gefahren erworben hatte. Erschien der ehrwürdige Pater, seine wankenden Schritte auf einen Stab stützend, an dem Hafen, so entblößten sich plötzlich und freiwillig alle Häupter, und die getheerten Hüte bewegten sich in der Luft, als Zeichen der Hochachtung, Liebe und Freude. Die Schiffsjungen stritten um die Ehre, dem Greis ihren Arm zu bieten, um ihn zum Ziele seiner Lieblings-Wanderung zu führen. Es war dieß gewöhnlich der zwischen dem Fort St. Johann und dem alten heidnischen Tempel der Diana, jetzt Kathedrale von Marseille, gelegene erhabene Platz, von wo aus der Pater mit Wonne den unermeßlichen Horizont betrachtete, der sich vor seinen Augen ausbreitete. Zur Rechten verloren sich in blauer Ferne Frankreichs Gestade; zur Linken erhoben sich eine lange Felsenkette, sowie öde und malerische Inseln, an deren Fuß sich selbst bei heiterm Wetter die Wasser tosend brachen; vor ihm entfaltete das Meer die weite Azur-Straße, die der hochbetagte Redemptorist so oftmals durchsegelt hatte. Er blieb ganze Stunden, vertieft in diese Herrlichkeit, sitzen und gedachte der seltsamen Begebenheiten, die seine lange Laufbahn bezeichneten, der Gefahren, denen er unter Gottes Schutz und Maria's Fürbitten glücklich entgangen. Wenn dann die Sonne ihre letzte Glut aus dem Schooße der Gewässer hervorzustrahlen schien, so betete er, wie er es länger denn ein halbes Jahrhundert am Bord der Schiffe gethan, das Abendgebet der Seeleute und versuchte noch mit seiner zitternden Stimme das so treuherzige Lied zu „Unsrer Lieben Frau vom guten Rathe" zu singen. Während man ihn dann wieder zu seiner Zelle heimleitete, sprach er zu den ihn umgebenden Personen nur Worte der Erbauung und des Dankes ob ihrer rührenden Sorgfalt für ihn und sagte mit demüthigster und friedevoller Ergebung: daß er am Ende seiner Laufbahn stehe, aber Gott danke, daß er ihn aus so vielen Gefahren errettet und in seine Vaterstadt geführt hätte, um da zu sterben, wo er das feierliche Gelübde gethan, „sich dem Dienst und dem Wohle seiner Mitmenschen zu widmen."

Dieser Mann war der Pater Angelus, Mitglied des Redemptoristen-Ordens. —

Er entsproßte einer der ersten provencalischen Grafen-

Familien, und Mehrere seiner Verwandten bekleideten die bedeutendsten Aemter im Parlamente. Sein Großvater, mütterlicherseits, hatte ein Geschwader in der Levante befehligt, und der Graf, sein Vater, war Gouverneur einer der Festungen im Süden. Er selbst hatte zu Aix im Jesuiten-Collegium vortreffliche Studien gemacht und sich den Ruf eines der besten Schüler erworben, den diese ausgezeichneten Lehrer gebildet. Als er das einundzwanzigste Lebenjahr erreicht, kaufte ihm sein Vater eine Compagnie in einem Cavallerie-Regimente, worin er mit Auszeichnung vier Jahre lang diente und sich die Zuneigung seiner Vorgesetzten und seiner Kameraden verdiente.

Um diese Zeit bewarb er sich um die Hand eines Fräuleins aus Marseille, um sich einen ehelichen Hausstand zu gründen. Er war ein schöner wohlgestalteter junger Mann in der Blüthe des Alters, und sein Name, sein Vermögen, sowie seine guten Eigenschaften mußten ihm eine freundliche Aufnahme sichern. Auch schmeichelte es den Eltern der Braut nicht wenig, den jungen Grafen Arthur ***, dessen Lob in Aller Mund lebte, als Bewerber ihrer Tochter zu sehen. Die Tochter schien auch nicht gleichgiltig gegen ihn. Die jungen Leute sahen sich eine Zeit lang und ihre gegenseitige Neigung wurde — Liebe. Mit der lebhaftesten Ungeduld zählte Arthur Tage und Stunden, die sein Glück, lautersten Herzens seine inniggeliebte Braut an den Altar zur ehelichen Einsegnung ihres Bündnisses zu führen, noch verzögerten. Indeß floß die Zeit des Wartens auch dahin und der heißersehnte Augenblick zum Vollzuge der kirchlichen Trauung war genaht; — als — urplötzlich eine unerklärliche Aenderung eintrat, die wie ein Blitzstrahl, der zündet, all sein Hoffen und sein Begehren nach wahrhaftem Glücklichsein zerstörte. Die Eltern wiesen nämlich in höflichster Weise den Grafen ab, mit deren Zustimmung er doch in Zucht und Ehren um ihre Tochter geworben, und die Braut selbst that auch nichts, um ihn von den Gründen dieses so ungeahnten Verlöbniß-Bruches zu unterrichten. Im Gegentheile, sie verließ in aller Stille die Stadt und zog sich heimlich, weit weg, auf das Land zurück, um allen Nachforschungen und Bemühungen, welche der von ihr so bitter getäuschte und ihr doch mit so aufrichtiger Liebe ergebene

Arthur anstellen könnte, sie aufzufinden, wirksamst zu begegnen.

Man hat zwar nie die wahren Ursachen dieses so unerwarteten Entschlusses der Braut erfahren können; aber einige Worte, die indeß dem jungen Grafen entschlüpften, ließen vermuthen: daß sie der Familie, in die er hatte eintreten sollen, wahrlich nicht zur Ehre gereichten.

Sechs Monate nachher verbreitete das Gerücht: daß das Mädchen eine vortheilhaftere Heirath mit einem **Genuesen** geschlossen, dem sie dann auch in seine Heimath folgte.

Auf diese Nachricht hin kam Arthur, alsbald nachdem er lange vor einem Marienbilde im Gebete gelegen und die schmerzhafte Muttergottes um einen „guten Rath" angefleht, zu einem festesten Entschlusse. Sein Gesicht war ruhig und es schien seinen Eltern und Freunden, daß er vielleicht später, eine — neue Wahl treffend, wieder in den Verkehr mit der Welt zurücktreten würde, wovon er sich seit sechs Monaten getrennt hatte. — Aber wie sehr verrechnete man sich! Die Welt hatte Arthur's Herz zu peinlich verwundet, als daß er es hätte vergessen und sich dem Seifenblasenschiller ihrer Gaukelspiele noch ein Mal hätte anvertrauen können. Er sah ein, daß die Gesellschaft für sein Heil nichts mehr zu bieten vermochte und ihm stets unnütz sein würde; aber sein christlicher Sinn sagte ihm auch, daß kein Grund wäre, sie zu fliehen, und daß er die Pflichten, die Gott ihm auferlegt, indem er ihn ja im Schooße dieser Gesellschaft geboren werden ließ, nicht feigerweise vernachlässigen dürfte. Ihn hatten die **Menschen** verrathen, und er will sich nun opfern für **ihr** Wohl! Ihm war die Welt nichts nütze; denn als Ersatz für seine so kalt und herzlos zertretene Liebe, bot sie ihm nur Verirrungen und Thorheiten. Demnach widmete er fortan alle Augenblicke seines Lebens, ihr nützlich zu sein, und erwies ihr wirklich unläugbare, augenscheinliche und große Dienste. — So ist des Christenthums heldenmüthiger Geist! An das Kreuz des schmerzlichsten Wehes geheftet, segnet er. Mit seinen Wohlthaten verfolgt er die undankbare und verächtliche Welt; und während er durch die Himmelsmacht des versönlichsten Sinnes in die verwundetsten Herzen lindernden Balsam streut, läßt er das

persönliche Martyrium und den Kummer des Einzelnen zum allgemeinen Wohle der ganzen Gesellschaft gereichen.

Arthur ließ von dem hochherzigen Entschluß, den er gefaßt, nichts durchblicken. Er verzichtete auf seine Stelle bei der Armee, brachte seine Angelegenheiten in Ordnung, und eines Tages vernahm Marseille, daß der junge stattliche Graf *** in das Noviziat der Redemptoristen getreten sei. —

Als seine Prüfungszeit vorüber war, nahm Arthur mit dem Ordenskleid als Redemptoristen-Pater den Namen Angelus an, womit auf immer sein lehensherrlicher Name und seine Adelstitel schwanden. — Bald nachher that er unter der Leitung und Aufsicht eines Aelteren seines Ordens seine erste Reise nach der Levante; und da er sich durch sein weises und ausserordentlich kluges Benehmen bei dieser Sendung in die Ferne die Zufriedenheit und das Zutrauen seiner Oberen bei seiner Rückkehr erworben hatte, so wurde er im folgenden Jahre allein nach Tunis gesandt, auf daß er die Loskaufung der in dieser Stadt lebenden Christen-Sklaven unterhandle. — Bis dahin war sein großes Opfer keiner jener außerordentlichen Versuchungen ausgesetzt gewesen, die den etwa schwachen Muth und wankenden Berufs-Eifer so sehr in Gefahr bringen. Pater Angelus ward aber während dieser Reise auf eine Probe gestellt, aus welcher die Geprüften selten mit einem Siege hervorgehen.

Als das Schiff, das ihn trug, in den Hafen von Tunis einlief, lud ein Corsar, der einige Stunden vor ihm angekommen, die geraubten Güter aus, und ließ alle seine Gefangenen an das Land steigen. Pater Angelus eilte zu diesen Unglücklichen, Gott dankend, daß seine Anwesenheit sie davor bewahrte, mit den Schrecknissen der Sklaverei bekannt zu werden. Wie mußte ihm aber um's Herz sein, als er unter ihnen ein Weib von seltener Schönheit, mit allen äußeren Zeichen des Reichthums bekleidet, erblickte, und als er in ihm das Wesen erkannte, in dem er ehedessen seine Braut geliebt, und die so schnöde das erhoffte Glück seines Lebens zerstört hatte?! Pater Angelus zitterte, gleichsam als fürchte er: der böse Feind habe seinem Glauben und seiner Standhaftigkeit einen Fallstrick gelegt. Allein, seine Verwirrung und Aufregung mit dem Blick auf das

Kreuzlein, das seinen Wanderstab zierte, nahte er sich dem Piraten, dem das Weib zu Theil geworden, und vernahm: daß sie in der Gegend von Genua gefangen genommen und ihr Gatte, der sich dem Angriffe der Piraten widersetzt, in dem Kampfe getödtet worden sei. Die schöne Gefangene hatte die Anwesenheit des Redemptoristen-Paters wohl bemerkt und erwartete mit ängstlicher Beklommenheit den Erfolg seiner Unterredung mit dem Piraten; aber nichts ließ sie in ihm ihren ehemaligen Bräutigam, den Grafen Arthur *** vermuthen. Sein bleiches, durch langwierige Seelenleiden und streng-ascetischen Lebenswandel verändertes Antlitz, das lange, wie ein Bußsack ihn umhüllende Trauergewand, dies Alles mußte ihn ihr unkenntlich machen. Allein in dem Wortwechsel, der sich zwischen dem Redemptoristen-Pater und dem Corsaren hinsichtlich des Lösegeldes sämmtlicher Gefangenen entspann, traf das Ohr der Gefangenen ein Ton jener Stimme, die ihr aus früheren Tagen so gut bekannt war. Sie konnte nicht mehr zweifeln. Es mußte Arthur sein! Arthur, dessen Liebe sie verachtet, und dessen treu-gutes Herz sie so kalt von sich gestoßen; Arthur, der nun ihre Freiheit, ja ihr Leben in der Hand hatte! Sie wollte zu seinen Füßen hinstürzen, vermochte aber — ihrer schweren Ketten wegen — keinen Schritt zu thun, stieß einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Pater Angelus ließ ihr die nöthige Hilfe leisten, beeilte sich, indem er die verschiedenen in seinem Herzen wogenden Empfindungen unterdrückte, den Kauf mit dem Piraten abzuschließen, und, um sich nun nicht länger der Gefahr auszusetzen, den Blicken seiner ehemaligen Braut zu begegnen, ließ er sie auf ein europäisches Schiff bringen, das in wenigen Tagen unter Segel gehen sollte. Ueber der Eile jedoch, mit welcher er ihre Fesseln brach, vergaß er durchaus nicht, daß auch andere Unglückliche von ihm denselben Dienst in der Liebe Jesu Christi erwarteten. Für Alle bezahlte er das Lösegeld, und, Dank seinen Bemühungen! Alle wurden an das Bord des Schiffes geführt, das sie in ihr Vaterland zurückbringen sollte. Die Dame, welcher der Graf Arthur vormals sein ganzes Herz geweiht, erhielt von dem Redemptoristen-Pater, der nun sein ganzes Herz dem göttlichen Welterlöser zum Opfer gegeben, nur das Vorrecht, unter den Erlösten die Erste zu sein.

Alle Gefangenen hatten sich mit der süßen Hoffnung beglückt, unter dem milden Geleit ihres Befreiers nach Europa zurückzukehren und wähnten jeden Augenblick, seine Schaluppe vom Ufer zu ihnen steuern zu sehen. — Als der Tag der Abreise angebrochen, hegten sie Alle noch dieselbe Erwartung und bewiesen ihre Ungeduld durch eine bis zur Küste hinüber dringendes Geschrei. Aller Augen waren nach dem Hafen gerichtet, und namentlich hatte ein Weib, das unbeweglich und schweigend auf dem Zwischendeck gesessen, seit mehreren Tagen die Stückpforte des Schiffes, die dem Ufer zurückgekehrt war, nicht mehr verlassen und schien mit ihren sehnsuchtsvollen Blicken das Ufergelände durchbohren zu wollen. Plötzlich, als ein Kanonenschuß das Zeichen zur Abfahrt gab, fing die junge Frau an zu zittern, denn ein leichtes Fahrzeug verließ den Hafen und suchte durch starkes Rudern das Schiff zu erreichen, das seine Segel entfaltete; aber so wie das Fahrzeug näher kam, sah man statt des schwarzen Gewandes des Redemptoristen-Paters den Turban eines Hafen-Beamten, den Pater Angelus abgesandt, um einem der Gefangenen einen Brief für den Oberen der Redemptoristen zu Marseille einzuhändigen. In diesem Briefe, der wie eine kostbare Reliquie aufbewahrt wird, da er die größte Einfalt und die erhabensten Tugenden athmet, gibt Pater Angelus seinem Oberen von dem Erfolg seiner Sendung und den Beweggründen Rechenschaft, die ihn veranlaßt, mit den Gefangenen nach Europa nicht zurückzukehren. Er schrieb darin: „daß die vorgerückte Jahreszeit ihm wahrscheinlich keine Gelegenheit zur Rückkehr nach Europa mehr bieten werde; daß er aber lieber, von seinem Vaterlande fern, den Winter bei den Ungläubigen zubringen wolle, als seine Schwäche und die Gnade, die ihm Gott durch die Berufung in seinen Dienst erwiesen, auf's Spiel zu setzen.

Die befreiten Gefangenen wurden ganz trostlos, als sie dem demüthigen Ordensmanne ihren Dank nicht mehr ausdrücken konnten, ihm, der den Namen Angelus (Engel — Bote Gottes) so wohl rechtfertigte, den er, als er sich Gott zum Opfer brachte, angenommen hatte. — Einige aus ihnen erzählten bei ihrer Ankunft zu Marseille, daß sie auf der ganzen Fahrt ihre jugendliche Reisegefährtin in Thränen und betend gesehen, und daß sie mehrere Male

den Entschluß ausgesprochen habe, den Schleier zu nehmen, sobald sie den Boden ihres Vaterlandes berührt hätte.

Pater Angelus folgte dem dahin segelnden Schiffe mit den Augen nach, bis es am Horizont verschwunden war. Dann kniete er hin in den Sand und sagte Gott den demüthigsten und heißesten Dank für den ihm verliehenen zweifachen Sieg: „erstlich für die Aufrechthaltung seines Muthes in jenem trostlosesten Augenblicke, als die untreue Braut ihm sein Herz brach, und zweitens für die Bewahrung seiner Willenskraft, daß er in dem Augenblick, wo er die ehemalige Braut wieder sah, nicht zum Verräther an seinem Priester-Eide geworden sei.“ —

Treulos war dem Arthur die Braut geworden; Angelus aber hat in ihrer Nähe dem göttlichen Heiland die treueste Treue bewahrt! —

60.

Die selige Schwester Elsbeth Heimburg.

(Aus: Die deutsche Mystik im Prediger-Orden von Dr. C. Greith.)

1. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in Villingen geboren, trat Schwester Elsbeth von Heimburg schon als ein Mädchen von vierzehn Jahren in das Kloster von St. Catharinathal bei Diessenhofen ein und wurde darin gar geistlich und streng erzogen, wie man Novizen in dem vom heiligen Dominikus gestifteten Prediger-Orden zu rechter Vollkommenheit ziehen soll. Sie übte das „vollkommene Leben“ zwei und dreißig Jahre lang mit solchem Eifer, daß sie durch ihre Tugenden zu einem Vorbild und Spiegel für alle Anderen wurde. Allein auch Gott übte sich oft süßlich in ihr mit seiner Gnade und wirkte an ihr Wunderbares vor den Augen der Schwestern. Dieß suchte sie zwar sorgsam zu verbergen, zuweilen aber vermochte sie es nicht; denn die Gnade, die sie ergriff, that dann ihrem Leibe so wehe, daß sie da lag, wie Jemand, der mit dem Tode ringt, während ihre Seele voll der Süßigkeit des Himmels war.

Unter andern Dingen gab ihr Gott auch in diesem gnadenreichen Zustand zu erkennen, was sie von ihm erbitten, und — **wie** sie ihr ganzes Leben einrichten solle, um es zur obersten Vollkommenheit zu bringen.

Darüber ertheilte sie den Schwestern folgende Lehren:

Ihr wisset wohl Alle, was Tugend ist; man muß es aber an einem äußerlichen Gleichnisse zum Lichte bringen. — Nehmet das Gleichniß an einem Baume! — Der Baum, der vollkommen ist, hat einen großen Stamm und runde Aeste; er ist hoch an sich selber und hat einen spitzigen Dolder. In dem Dolder ist die Edle des Baumes beschlossen, in der Mitte des Dolders liegt die Süße. Der Baum ist rund um sich, und in dem innersten Punkte ruht das Mark flüssig und gießt die Süße durch den Baum herab in die Wurzel; und wenn der Fluß die Wurzel durchdringt, wird sie gesaftet von der Feuchte des Erdreichs und von dem Thaue des Himmels, und der Saft trägt sich wieder hinauf in den Baum. Das Nächste an dem Mark ist das Holz; es empfängt zuerst die Süße und beginnt dann zu grünen; und darauf wirft es den Saft und die Grüne um sich, die sogleich weiter durch die Aeste dringen; dann wirft der Baum die Blätter und die Bollen aus und wird blühend; ist die Blüthe vorüber, so bildet sich eine vollkommene Frucht aus, die dem Menschen zum Genusse dient. —

Spitzig ist der Dolder des Baumes, darum muß auch der Sinn kleinfügig und spitzig sein, der dieß begreifen will. — Die Höhe des Dolders ist die Edle der Ewigkeit; die Süße in dem Dolder ist die Seligkeit, die von Anbeginn in Gott beschlossen war; die Hitze und der Schein der Sonne sinnbildet das Feuer inbrünstiger Minne, die je in Gott wohnte, ehe daß ihrer noch eine Creatur empfänglich war. An der Runde des Baumes mag man die Ewigkeit erkennen, die weder Ende noch Anfang hat; das Mark im Baume ist die Kraft der göttlichen Süße, die flüssig wurde im Anbeginn, als uns Gott bildete nach seinem ewigen Gleichnisse, denn mit den Eindrücken seines Gleichnisses machte er uns theilhaftig, mit ihm ewiglich zu genießen all das Gute und all die Süße, die in ihm beschlossen ist. Der Anfang ist das „Ave," das der Engel empfing von der Ewigkeit, mit dem er die reine Magd grüßte, als sie den Einfluß der Gnade empfing

mit der Wirkung des heiligen Geistes. Da wurde gefaftet die Wurzel des Erdreiches von dem süßen Ausfluß der Gottheit; die Wurzel war der mägdliche Leib Unserer Lieben Frauen, die Feuchte des Erdreiches ihre willige Demuth, der Thau des Himmels die Kraft des heiligen Geistes, womit vollbracht ward die Menschheit unsers Herrn. Wie nun der Saft von der Wurzel hinaufgetragen wird durch den Baum in die Spitze des Dolders, so ist Gott ausgegangen aus der reinen Jungfrau Leib und schwang sich wieder zum Himmel hinauf; und wie das Holz bei dem ersten Grünen von der Süße des Marks empfängt, so erbot sich der Wille unsers Herrn, an seiner Menschheit alle Leiden um unserer Willen zu empfangen, und diese Erbietung des Willens war die Süße der Minne, in der dieser Baum vollkommen geworden ist. Die Edle dieser Minne war der Dolder, von dem die Süßigkeit in die Aeste floß, wie die Aeste die Leiden waren, die er empfing. Den Ausbruch der Blumen sehen wir in dem Ausfluß seines rosenfarbenen Blutes von allen seinen Wunden, als er erhöht wurde an dem edlen Baume des heiligen Kreuzes. Dort sind die Rosen aller Tugenden entsprungen und ward die Frucht vollbracht, von der uns wiedergegeben ist das ewige Leben. Sind wir eingezweiget in diesen Baum, dann trägt unsere Seele die lieblichsten Blumen der mannigfaltigen Tugenden, und die Blumen, die an ihm erblühen, heissen: — Minne, Zuversicht, Glaube, Demuth, Armuth des Geistes, Geduld, Milde, Klugheit, Sanftmuth, Abtödtung des Leibes, Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Erbarmung, Weisheit, Gehorsam und Reinigkeit des Herzens. Eja, wie schön die Seele ist, wenn sie im Blumenschmucke dieser Tugenden erscheint! Die Frucht dieses Baumes dient uns zum Nutzen, denn sie ist uns zum Genießen gegeben und unsere Speise geworden im allerheiligsten Sakrament; denn wenn wir unseres Herrn Frohnleichnam empfangen, so empfängt unser Geist mit dem Leibe auch die Menschheit und Gottheit Christi in der Vereinigung, so daß Gottes Geist und unser Geist mit einander in der Liebe vereinigt werden. Er empfängt die Süße mit der Sehnsucht, daß er empfänglich und theilhaftig wird der Süßigkeit, die in Gott ist, und wird durchflossen von den Gnaden, die Gott ihm verleihen mag. So empfängt unsere Seele die Reinigkeit mit der

Seele unsers Herrn, daß sie geläutert wird von allen ihren Sünden; sie empfängt mit dem Blute unsers Herrn die Minne, daß sie zunimmt und aufgeht in göttlicher Minne; sie empfängt die Kraft, daß sie kräftig vermeiden und von sich werfen mag Alles, was wider Gott ist. Gleicherweise empfängt unser Leib den Leib unsers Herrn, daß er gestärkt wird, zu widerstehen den Sünden und sich zu üben in guten und tugendlichen Werken. — Solchen Nutzen bringt diese edle Frucht allen Denen, die ohne Hauptsünde sind; Jenen aber, welchen alle vergänglichen und äußeren Dinge zu Nichts geworden, und in welchen alle menschlichen Dinge todt sind, und die einen sehnenden Jammer allezeit nach Gott haben, wird der Nutzen der Gnade in dieser Frucht in zwei Dingen vollkommen zu Theil. Zum Ersten kommt der Mensch von sehnendem Jammer in so große Begierde nach Gott, daß der Leib alle seine Kraft verliert und der Geist mit Gottes Geist vereint wird, so daß er in dem Leibe nicht mehr bleiben mag, und würde ihm zu der Stund der Frohnleichnam des Herrn nicht gegeben, so müßte er vor Sehnsucht sterben; wird er ihm aber gegeben, so wird Alles miteinander vereint: der Leib wird vereint mit dem Leibe unsers Herrn, die Seele wird vereint mit seiner Seele und der ganze Mensch erquickt, daß ihm das Leben wieder wird. Zum Zweiten wird der Menschen Leben verlängert von dem Frohnleichnam unsers Herrn, wenn sie allen Dingen todt sind und in Gott allein leben." —

2. Allein die gottselige Schwester Elsbeth wußte nicht nur diesen Baum der höheren Tugenden und Vollkommenheit so sinnreich in ihren Worten zu schildern: sie hat ihn auch in ihrem Leben von der Gnade und Süße ihres Herzens geweiht, er ist ihr gewachsen durch das Herz und die Seele, hat durchgangen alle ihre Adern, ist in ihr blühend geworden und hat die vollkommene Frucht aller Tugenden in ihr getragen; denn von Anfang an ward ihre Seele erleuchtet mit dem Lichte der Erkenntniß in der Gnade, von der sie nie genug sagen konnte, als daß sie sprach: „Ich empfand solchen Trost und solche Süßigkeit in der Gnade, daß mir recht geschah wie dem Jägerhunde: wenn er das Gewild geschmecket, wird er so begierig nach ihm, daß er sich selber zu Tode liefe, ehe er von ihm abließe, und würde ihm nicht das Ein-

geweide gegeben, er stürbe hin. Gleicher Weise geschah mir. Als ich gewahr ward der Süßigkeit in dieser Gnade, wurde mein Herz so flammend und begierlich, daß ich Leib und Leben verzehrt habe, und Fleisch und Blut und das Mark in meinem Gebeine vertrocknet, damit ich auf die Tugend käme, in der die Süßigkeit der Gnade beschlossen ist, so daß ich eine jegliche Tugend brächte zu ihrer obersten Vollkommenheit."

Um diese lichte Höhe zu erreichen, setzte sie drei Kräfte ihrer Seele in Thätigkeit, denen die göttliche Gnade kräftigend zur Seite stand. — Mit der ersten Kraft, irascibilis oder der „heilige Zorn" genannt, warf sie mit einem gewaltigen Mißtrauen von sich und vertilgte in sich Alles, was der Tugend mochte zuwider sein; mit der zweiten, constans oder „Festigkeit" genannt, ward sie bestätigt in einem festen Vorsatz, mit größtem Fleiß allezeit aufzugehen in allen Tugenden; mit der dritten, rationabilis oder „Vernünftigkeit" genannt, erkannte sie, wie sie ihr Leben einrichten müsse, um eine jegliche Tugend zur höchsten Vollendung zu bringen, wie solche an sich selber ist. —

Diese Uebungen befolgte Schwester Elsbeth und erhob sich von Stufe zu Stufe zu immer höherer Vollkommenheit des Lebens.

Ihre Mitschwestern, welche sie dreiunddreißig Jahre lang beobachteten, geben uns von ihrer Tugend folgendes Bild:

Elsbeth hielt die willige Armuth in aller Vollkommenheit, so wie sie unser Vater Sanct Dominikus gestiftet hat in seinem Orden, als er sprach: „Ihr sollet die willige Armuth besitzen als einen Schatz und Hort!" Dieß befolgte sie vollkommen an sich; denn sie brach sich selber des Nothdürftigsten Vieles ab, das ihr sonst der Orden und die Regel gar wohl erlaubt hätte, und besaß nicht das Geringste, das ihr eigen war. — Eine blühende Blume, die in ihr vollkommene Frucht brachte, war ihre jungfräuliche Reinigkeit, welche sie so würdig und minniglich in ihrem Herzen trug, daß sie Alles auswarf und in sich tilgte, was dieser Tugend zuwider war im Sehen und Hören, in Worten und Gedanken. Beflissen wie sie war, diese Tugend in sich zur obersten Vollendung zu bringen, wurde sie der hohen Erkenntniß von Gott gewürdigt, daß Gott mit minniglicher

Umhalsung und mit süßer Vereinigung Geist an Geist allernächst gefügt wird in dieser Tugend, und niemals ein Mensch oder ein Heiliger vollkommen wurde, der die Blume möglicher Reinigkeit nicht hatte, und ohne sie auch kein Weiser zu so hoher Erkenntniß kommen könne, wie eine vollkommene Jungfrau sie erwirbt. Diese Tugend war allezeit so süß und so minniglich in ihrem Herzen, daß ihr alle übrigen Tugenden um so leichter und einfließender wurden. — Den Gehorsam übte sie in allen Stücken und beobachtete mit emsigen Fleiße die Vorschriften des Ordens und der Regel. Bei der Mette und im Chore war sie jederzeit die Erste, und vollbrachte da fröhlich und begierlich unseres Herren Lob mit Singen und mit Lesen, und sie sang über alle Maßen süß und gut; ihre Stimme war für Jedermann lieblich zu hören. Man traf sie stets emsig an ihrer Arbeit und an ihrem Gebet, und wenn ordensgemäß die Versammlung des Conventes abgehalten wurde, fehlte sie nie, es wäre denn schwerer Krankheit wegen geschehen; keine Noth mochte sie dazu bringen, daß sie zu irgend einer Zeit oder an irgend einem Orte, wo man schweigen mußte, je ein Wort gesprochen hätte. Was immer die Regel vorschrieb — Großes oder Kleines — oder was die Oberen des Klosters befehlen, das vollbrachte sie mit willigem Herzen. Sie pflegte zu sagen: „Der Orden hat mich gefirmt und gestärkt zu all' der Gnade und Süßigkeit, zu der ich gekommen bin!“ und sprach dann gar würdig zu den Schwestern von dem Orden: „Ihr sollet den Orden lieb haben und vor allen Dingen halten; denn der Orden führt zu lauterer Reinigkeit und man findet in ihm Gott und alle Tugend, die Süßigkeit der Gnade und den sichern Weg zum Himmelreiche!“ — Doch die Blumen solcher Tugenden konnten nur auf den Dornen einer strengen Abtödtung der sinnlichen Natur gedeihen, weil sie nur im Untergange der Sinnlichkeit ihre Auferstehung feiern können. Darum hielt auch Schwester Elsbeth ihren Leib in harter Zucht und großer Strenge; keine Mette war so lang und kein Winter so kalt, daß sie deßwegen ihr Gebet oder ihre Selbstzüchtigung gemindert hätte. Sie nahm alle Nächte und alle Tage nach der Mette und nach der Complet Disciplin; da rann ihr dann oft das Blut über den Rücken herab wie aus einer offenen Ader, daß etliche Schwestern, die neben

ihr saßen davon besprengt wurden und ihr Gewand waschen mußten. Allezeit emsig im Gebete, weinte sie oft und viel aus Liebe und Jammer, welche sie zu Gott hatte, daß die Thränen sich vor ihr aufhäuften. Das Alles übte sie so still und verborgen, daß es kaum Jemand an ihr gewahren mochte. Lange Zeit hindurch, oft zwölf Wochen und noch länger, und die ganze Advent- und Fastenzeit und alle Freitage der Woche sprach sie kein Wort, ohne daß es Jemand besonders merkte, weil sie überhaupt gar selten redete. In manchem kalten Winter kam sie nie an einen Ofen, oder an ein Feuer, noch sonst wo hin, wo sie sich hätte erwärmen können. Sie erkannte wohl, daß der Eigenwille und die Sinnlichkeit Vieles begehren, dessen die Natur zu ihrem Bestehen nicht bedarf. Darum setzte sie sich selber zur Regel: was dem Munde reizend war, brach sie sich allezeit ab und nahm nur so viel, als die Noth bedingte, um das Leben durchzubringen und mit gesundem Körper willig und treu die Regel des Ordens halten zu können. Das sahen Alle wohl, die bei ihr waren, daß sie selten eine gute Speise genoß; und da sie in der Gnade stand, blieb sie mit sich selber so streng alle Tage, daß sie weder Fische noch Eier, noch sonst was Gutes essen wollte, das man dem Convente zum Besten gab. Darüber sprach sie oft: „O weh, das thut meiner Seele gar wohl; von je unschmackhafter und schwacher Speise der Leib lebt, desto mehr Süßigkeit und Freude hat meine Seele!“ Sie sammelte stets die Brodstücklein, die zerschnitten und verlegt auf dem Tische blieben, und aß sie dann, um der Mahnung des Herrn zu folgen, als er fünftausend Menschen mit fünf Broden speiste; auch die Brosamen las sie zusammen, damit sie nicht verdarben. Viele Wochen mochten vorübergehen, daß sie keinen Wein trank; sie enthielt sich dessen immer an allen Freitagen, im Advent und in der Fasten, außer es wäre ihr anders in besonderer Krankheit anbefohlen worden; und wenn sie doch Wein trank, dann machte sie ihn so schwach mit Wasser, daß er sich als ganz unschmackhaft erwies. — Wie einmal durch die reinigende Zucht die ganze Abkehr der Seele von der Creatur entschieden vollbracht ward, erfolgte in ihr zugleich die ganze Hinkehr ihrer Seele zu Gott; und es mußten in dieser Bewegung alle Tugenden zu Tage treten, welche der Mensch, eingepfropft in den Baum des Kreuzes Christi,

unter dem Sonnenschein der göttlichen Gnade zu tragen vermag. Die willige Armuth zog die Erbarmung und Milde nach sich, die jungfräuliche Reinigkeit verband sich mit der Klugheit und Verständigkeit, der heilige Gehorsam führte zur Demuth und Geduld, und über diesen Blumen erblühten die göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Wohl wissend, daß Gott am sichersten in der Einsamkeit zu finden ist, schied sie aus der Welt und aus dem Umgang mit den Menschen so, daß sie ihre Zelle „ihr Paradies auf Erden" nannte. Ihr Herz schlug voll Theilnahme für das Heil aller Menschen hienieden; gern hätte sie für Jeden den Tod gelitten, wäre ihm dadurch die Gnade der Seligkeit und die Vollkommenheit der Tugend zu Theil geworden. — Diese ihre Theilnahme wies sie auch den armen Seelen im Fegefeuer zu; denn es verging kein Tag, daß sie ihnen nicht durch ihre Bußübungen, Fasten, Wachen und Gebete liebevolle Hilfe zusandte. Und wenn sie bedachte, wie die Seelen, die Gott nach seinem Ebenbilde erschuf, in dem Feuer der Reinigung schmachten und leiden müssen, ging ihr das so sehr zu Herzen und that ihr so wehe, daß sie wünschte, all' die Peinen mit ihnen theilen zu können. — Auch mit den Sündern trug sie großes Erbarmen, wenn sie gedachte, wie bitter und schmerzlich Gott sie erlöst habe mit seinem Blute, und darum that sie über sie alle, die in der Noth des Todes waren, einen besonderen Ruf zu Gott, daß er ihnen seine Erbarmung zur Hilfe sende und sie löse von allen ihren Sünden und Trübsalen; denn sie hatte ein gar mildes Herz, und nie sah sie einen Menschen in Betrübniß, Leiden oder Gebresten, daß sie es nicht gerne für ihn getragen hätte, wäre es Gottes Wille gewesen. — Gütig und friedlich gegen alle Menschen, übte sie diese Sanftmuth auch gegen ihre Schwestern im engeren Kreise, und all' ihr Wandel war so stille, daß sie im Kloster wie ein sanftes Lämmlein wandelte und Niemand ihrer gewahrte. Sie ging immer mit gesenktem Haupte einher und wandte ihre Augen in Andacht auf die Erde, wie unser Herr auch gethan. — In ihren öfteren Krankheiten litt Sie geduldig auch die größten Schmerzen; und so viele Leiden und andere Mühsalen auf sie fielen: sie begehrte doch für Gott noch mehr zu leiden und bekannte, daß sie der Leiden nie satt werden könne. —

3. Schwester Elsbeth strebte vor Allem nach Gerechtigkeit; ihr Gewissen erforschte sie in der obersten Lauterkeit nach dem Vollkommensten, was vom Orden und in allen Tugenden Vorschrift ist: ob sie darin irgend eine Schuld fände, eine kleine oder große, um sie dann auf das Strengste abzubüßen. War die Schuld noch so klein, daß sonst Niemand sie beachtet hätte, sie büßte dieselbe dennoch vollkommen, und ihre Buße war so freudig und willig, daß die Tugend und Gnade allezeit in ihr gemehrt wurde.

Auf diesem Wege gelangte sie zur Demuth, die eine Wurzel aller Tugenden ist, aus welcher der herrliche Baum der christlichen Vollkommenheit aufwuchs, der in ihrem Leben so reiche Früchte trug. Sie war so demüthigen Sinnes, daß sie sich selber immer erniedrigte. Bei all' den Gnaden, die Gott leiblich in sie legte, und jenen, die er geistig in ihr wirkte, barg sie Alles mit stetem Fleiß und echtem Fleiß, daß Niemand davon etwas inne werde und sie von Niemandem darum ein Lob empfange. Und als die Gnade so überfließend in ihr wurde, daß sie sich nicht mehr enthalten konnte, und Gott wunderbare Dinge mit ihr wirkte, sprach sie dann gar schön und hoch von Gott, daß es Ungeübte kaum verstehen mochten. Man sah an ihr wohl, daß sie voll war des heiligen Geistes, denn ihr Antlitz war oftmals entzündet und leuchtete wie das eines Engels, wenn sie mit den Schwestern redete von der Gnade und von dem Ernste, womit sie sprach; und dann weinte sie oft viel, daß die Thränen sich immer unter ihr Antlitz herniedergossen. Aller dieser Gnaden erhob sie sich niemals, sondern sagte Gott Dank dafür in ihrem Herzen und versenkte so die Gnade wieder in die Quelle, der sie entfluthet war.

Eben so demüthig war Elsbeth in ihrer Beichte, daß sie sich des Allerschwersten anklagte, das in ihrem Leben sich fand, und sprach dann von sich selber, daß ihr kein Ding je so begierlich gewesen — außer unseres göttlichen Heilandes Frohnleichnam, als die Beichte, damit sie darin die Demuth zur obersten Vollkommenheit brächte.

Ihre Minne und Begierde war so groß gegen Gott, daß sie Alles zu wenig dünkte, was sie in seinem Dienste that. — Sie hatte eine so große Herzenslust an allen guten Werken, daß sie aus Liebe zu unserem Herrn willig ihr

eigenes Leben in den Tod gegeben hätte; darum war sie so strenge gegen sich mit Disciplin, mit Fasten, mit Wachen, mit Arbeiten, und mußte davon abbrechen, um Maß zu halten, wie von einer großen Freude und einer anmuthigen Unterhaltung.

Hatte nun diese Auserwählte in solcher Weise alle Begierden der Sinnlichkeit der Seele, die Seele aber Gott unterwürfig gemacht und von allem Selbstischen abgelöst, so konnte sie nun die gelösten Kräfte in Gott eintragen durch die Uebung der göttlichen Tugenden, durch welche die Seele in Gott und Gott in der Seele lebt. — Sie übte allezeit den festen Glauben, der in ihrem Herzen lebendig war. Wenn Zweifel sie befielen, so ruhte sie nicht, bis sie das Allersicherste fand; und konnte sie sich selbst nicht leiten, dann holte sie sich Rathes bei gelehrten Meistern und in der heiligen Schrift. — Ihr Herz war auch süßer Hoffnung voll. Wohl war Alles, was sie Gutes that, in ihren Augen klein, aber die Zuversicht auf Gott brachte ihr immer den reichsten Trost. — Ueber allen andern Tugenden war die göttliche Liebe in ihr blühend und trug reichste Früchte. Von der Liebe war ihr Herz so entzündet und so inbrünstig gemacht, daß alle ihre Gedanken und Begierden ausgedehnt waren nach Gott, um das Allersüßeste und Allerbeste zu finden, das sie in Christo Jesu finden konnte: in seiner Gottheit und in seiner Menschheit, in seinem Leben und in seinem Leiden und in allen seinen Werken; das Alles zog sie in sich, so viel ihr Herz erfassen mochte. Dabei war sie mit großer Freude bestrebt, daß alle leiblichen Dinge in ihr stürben und ihr ganz süß und unlusthaftig würden. Sie hatte ein gar minniglicheS, fröhliches Herz und wäre ihr wohl viel Liebe und Trostes von den Menschen geworden; aber das vermied und überwand sie Alles in sich selber und wollte ihr Herz Niemandem geben als Gott und von Niemandem Trost empfangen als von Gott allein.

Als sie dann ihr ganzes Leben in solchen Uebungen vollbracht, sprach sie selber: „Meine Seele hat den Sieg gewonnen und muß der Leib ihr unterthänig sein; denn was meine Seele je begehrt, das hat mein Leib völlig vollzogen!“ So bildete sie ihr Leben nach dem Leben unseres Herrn, so viel ihr möglich war; und wie unser Herr schon in seiner

Mutter Leib das Leben an sich nahm und nie einen guten Tag gewann auf dieser Welt von der Stunde an, da die Gottheit mit der Menschheit sich vereinigte: so richtete sie all' ihr Leben mit Fleiß, daß sie mit Mühsalen und Leiden die Untugenden besiege und die Tugenden erkämpfe und dadurch unserem Herrn die Leiden und Arbeiten wieder vergelte, die er für uns ertragen. Und gleichwie unser Herr sein Blut vergoß an dem heiligen Kreuze in solchem Maße, daß kein Tröpflein Blutes mehr in ihm blieb; so war allezeit ihr sehnendes Verlangen, daß sie nicht sterben möchte, ohne daß all' ihr Blut eingetrocknet wäre von der Liebe unseres Herrn und leer würde aller irdischen Liebe und menschlichen Dinge. Und das empfahl sie Gott in ihrem Gebete, und besonders, wenn sie der Marter unseres Herrn gedachte; wurde sie so inbrünstig von rechter Liebe und ihre Begierde so aufgelöst in Gott, daß sie so dürre ward, als ob keine Kraft in ihrem ganzen Leib mehr wäre. —

Auf der Unterlage dieses vollkommenen Tugend-Lebens stellten sich bei Schwester Elsbeth Heimburg häufig auch die Erscheinungen des mystischen Lebens ein, nämlich: Visionen der Heiligen, Entrückungen und erhöhte Erkenntniß in göttlichen Dingen. —

61.

Im Kloster St. Andreas zu Rom.

(Aus: Rom in seinen drei Gestalten von Dr. J. Gaume.)

Das Kloster St. Andreas zu Rom, dieses alte Asyl des Schweigens und der Tugend, erinnert an einen der glorreichsten Namen in der Geschichte der Kirche. Der heilige Gregorius der Große erscheint hier umgeben von einer dreifachen Glorie, nämlich: der Glorie des Genie's, der Beredsamkeit und der Heiligkeit. — Aus der alten Familie Anicia stammend, vertauschte Gregorius, als er Diakon der römischen Kirche geworden, das Haus seiner Ahnen, auf dem Clivus Lianci gelegen, mit einem Kloster, dessen Abt er selber war.

Er ist's, der, als er als Papst eines Tages über das Forum ging, bei'm Anblicke der zum Verkaufe ausgebotenen

schönen Sclaven ausrief: „Wie Schade, daß die schönen Geschöpfe die Sclaven des Teufels sind!“ — Von diesem Augenblicke an war in seinem Geiste die Bekehrung Englands beschlossen, und Augustinus, Abt des Klosters St. Andreas, wurde bald nachher der Missionär des Papstes, Gregorius des Großen. — Die Kinder Englands, die so emsige Besucher der ewigen Stadt sind, sollten nicht unterlassen, eine Pilgerfahrt an diesen Ort zu unternehmen: hier sehen sie ja die Wiege ihres Glaubens und den Ursprung jener langen Jahrhunderte des Ruhms und sittlichen Gedeihens, die da ihrem Vaterlande verdienten, die „Insel der Heiligen“ genannt zu werden.*)

In dieser Gegend, wo Mamurra, der emporgekommene Ritter, auf Betten von Schwanenfedern schlief, sahen wir den nackten Stein, welche Gregorius, dem Sohne der Senatoren, zum Lager diente. — Nicht weit von hier erheben sich die Kanzel, von der herab der beredte Bischof seine Homilien sprach, und auch sein für die Verstorbenen privilegirter Altar.

Bei der Kirche glänzt das kleine Heiligthum, „Triclinium pauperum“ genannt, worin der heilige Papst selbst jeden Tag den Armen zu essen gab. Der Marmortisch, auf welchem er sie bediente, ist noch da. Die Mauer ist mit einem artigen Fresko-Gemälde geschmückt, die an das Wunder unseres göttlichen Heilandes erinnert, wie er einst unter den zwölf Armen saß und so dem liebreichen Papste erschien.

Die nahe Kapelle ist der heiligen Sylvia, der Mutter des heiligen Gregorius des Großen, geweiht. — Der schönste Schmuck dieses Oratoriums ist eine Inschrift: Die Schenkung vieler Oelpflanzen des heiligen Papstes zur Lieferung des Brennöls für die Lampen über der „Confessio,“ dem Grabe des heiligen Apostels Petrus im St. Peters-Dom, enthaltend.

Will man nun wissen, wie dieser Sohn eines berühmten

---

*) In diesem Kloster lebten, außer dem hl. Augustinus, Apostel von Großbritannien, des hl. Laurentius, Erzbischof von Canterbury, so wie mehrere andere Gründer der britischen Civilisation. — Aus dem Schatten dieses Heiligthums ging auch Papst Gregorius XVI. hervor, ein durch seine kindliche Frömmigkeit, tiefe Wissenschaft und apostolische Festigkeit drei Mal ehrwürdiger Oberhirt. —

Hauses, dieser gegen die Armen so verschwenderische Sohn, lebte? Eine alte Inschrift, die früher in der Kirche St. Saba auf dem Berge Aventinus sich befand, lehrt es. Auf ihr ist zu lesen: „Hier war die Wohnung der heiligen Sylvia, Mutter Gregorius des Großen, von wo aus sie jeden Tag ihrem Sohne im Kloster St. Andreas einen kleinen Napf mit Linsen schickte.“ —

62.

In der Benediktiner-Abtei Melk.

(Aus: Donau-Reise von R. Kohl.)

Der Verfasser, seines Glaubens nach Protestant, schreibt:

Leopold der Erlauchte gründete neben seiner Burg ein Domherren-Stift. Von Leopold dem Schönen wurde dieses am Ende des eilften Jahrhunderts in ein Benediktiner-Kloster verwandelt, das am Anfange des zwölften Jahrhunderts der Papst Calixtus in Person einzuweihen kam und das dann die Babenberger, als sie nach Wien und dem Kahlenberge abzogen, als Erben ihrer Melker Besitzungen hier hinterließen.

Von Wien und dem Kahlenberge aus zogen sich die Gedanken der Oesterreicher Fürsten noch oft, gewissermaßen in dankbarer Erinnerung, zu ihrem alten Felsen von Melk, der gleichsam der Fußschemel zu ihrem höher und weiterschauenden Sitze am Kahlenberge gewesen war, zurück und überhäuften ihre dort gebliebene kirchliche Stiftung mit Geschenken, Gütern, Privilegien. Unter diesen letztern ist ihr denn auch noch bis auf den heutigen Tag der Vorzug geblieben, daß ihr jeweiliger Abt auch zugleich der „Primas der löblichen Stände im Erzherzogthum Oesterreich“ und ebenso des „ganzen niederösterreichischen Prälatenstandes Präses und Erstere“ ist. Dieses an Melk haftende Vorrecht ist gewissermaßen ein noch jetzt lebendiges Monument der einstigen Residenz der Fürsten; in eigenthümlicher Beziehung — als ein Kirchenhaupt — steht Melk daher noch jetzt in Oesterreich an der Spitze. Unter allen den schönen Abteien, welche die Ufer des Donaustroms schmücken, ist die Melker die vornehmste und reichste.

Vermuthlich hat sie sich demgemäß auch stets durch schöne Bauten und Einrichtungen ausgezeichnet. Wie sie sich vor zweihundert Jahren ausnahm, mit zahlreichen Thürmen und hochgibeligen Häusern, Kapellen und Kirchen, hat der alte fleißige Marian in seiner österreichischen Topographie auf einem großen und vollständigen Bilde dargestellt. Es ist die älteste genaue Ansicht, die wir von Melk besitzen. Die jetzigen Prachtbauten stammen aus derselben so baulustigen Zeit, in welcher fast alle Abteien Oesterreichs ein neues Gewand anzogen, aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

Der Erbauer dieses neuen Melk war ein damals berühmter Architekt, Jakob Prandauer, der auch die Paläste der Abtei St. Florian gebaut hat, und dessen Talente die von Ludwig XIV. Hofe ausgehende Bauluft erweckte. Das Haus, welches dieser Prandauer hier in Melk unter Dach brachte, ist wohl ohne Zweifel eines der schönsten Gebäude, die an der ganzen Donau, von der Quelle an bis hier, stehen.

Die Kirche, welche als eines der ausgezeichnetsten Werke des italienisch-französischen Baustyls belobt wird, erinnerte mich auffallend auf der einen Seite an die Kirche des Klosters Weltenburg in Bayern, und auf der andern Seite an die Säle der kaiserlichen Bibliothek in Wien.

Mit der Beschauung der Kunstschätze von Melk, seiner Bibliothek und Manuscriptsammlung und der andern hier aufbewahrten Dinge kann selbst ein gewöhnlicher Reisender recht gut und recht angenehm einen ganzen Nachmittag verbringen. Von den Gemälden, so scheint es mir, sind die besten in der Privatkapelle des Prälaten des Stifts aufgestellt. Ich sah hier eine Reihe von ausgezeichneten Meisterstücken der deutschen Schule aus dem fünfzehnten Jahrhunderte, und zwar, was sie nur noch interessanter machte, der hier einheimischen österreichischen Schule. Ich habe mehrere Schilderungen dieser Melker Gemälde gesehen, aber sie scheinen mir viel mehr Lob zu verdienen, als ich ihnen in irgend einer dieser Schilderungen gespendet sah. Ich verzichte auf einen Beweis dieser Behauptung; aber ich fordere jeden Kunstfreund auf, sich die Melker Prälatur-Kapelle anzuschauen und dann selbst zu urtheilen, ob ihm in dem hier auf fast zwanzig Bildern dargestellten Leben Jesu nicht ein ganz originneller Geist, eine ganz eigenthümliche Auffassung, eine reiche Erfindung und

eine sehr kräftige Ausführung entgegentritt. Ganz stimmen die Aufzeichnungen, die ich mir an Ort und Stelle machte, mit dem Berichterstatter über diese Gemälde in Hormayr's Taschenbuche, Jahrgang 1848, Seite 340 überein: daß die hier befindliche Flucht nach Aegypten, darauf die leutselige Mutter Gottes, die, auf der Eselin sitzend, dem holden, lächelnden Kinde mit der linken Hand eine süße Dattelfrucht darreicht, während sie mit der rechten das Saumthier lenkt, und dann der gute Nährvater St. Joseph, dem die Engel helfen, die mit Früchten belasteten Zweige herabzubringen, zu den ansprechendsten Gemälden gehört, die man überhaupt sehen kann. — Doch wie gesagt, ich schweige hier davon und übergehe auch noch sonst manches andere schöne Gemälde von bekannten Meistern, das ich in anderen Räumen des Klosters sah.

Und was soll ich nun erst von der Bibliothek und der Manuscripten-Sammlung des Stiftes berichten, von denen namentlich die letzteren zu den reichsten in Oesterreich gehört. Sie zählt beinahe zweitausend geschriebene Werke und mochte zu ihrer Zeit, wo ein Buch mit Gold aufgewogen wurde, ein ganz großes Vermögen werth sein, und zu unserer Zeit, wo die alten Schriften immer seltener werden, hat sie wenigstens keinen geringen Werth.

In der That, ich konnte diese aus den ältesten Zeiten herstammenden und mit den besten Produkten der neuesten Zeiten immer vermehrten Schätze nicht betrachten, ohne mit Bewunderung des heiligen Benediktus zu gedenken. Dieser Ordensstifter und Gesetzgeber entwarf die wohlthätigen Regeln seines Ordens im Jahre 515 und führte sie in seinem berühmten Kloster auf dem Monte Casino bei Neapel ein. Dort ließ er eine Bibliothek anlegen, ließ Bücher abschreiben, Gemälde sammeln, und befahl seinen Jüngern, sich des Unterrichts der Jugend anzunehmen, Künste und Wissenschaften zu befördern, und jetzt noch, nach fast anderthalb tausend Jahren sind sie befolgt, und bemerkte die besten Resultate jener Anordnungen. Man lobt die Stabilität und die Dauer der Gesetzgebung des Solon und Lykurg; aber jene des heiligen Benediktus übertrifft sie ja alle, denn sie zieht sich, wie ein wohlthätiger, und ich möchte fast sagen, unversiegbarer Strom durch lange Zeitabschnitte und durch die Geschichte zahlloser Völker und

Staaten. Zuweilen hat sich zwar dieser Strom getrübt, aber immer hat er sich wieder geläutert. Und wer vielleicht einmal von jenen ersten alten Klöstern im barbarischen Deutschland gehört und gelesen hat, wie sie die Wohlthäter der Menschheit, die Bewahrer des Lichts und der Aufklärung, die Pflanzschulen der Wissenschaft, die Erziehungsanstalten für die Jugend, die Lehrer und Förderer des Ackerbaues, die Zufluchtsstätte für Ruhebedürftige waren; und wer dann selber einmal sehen möchte, wie es wohl damals in solchen alten geistlichen Honig- und Bienenkörben der Vorzeit ausgesehen haben mag; dem weiß ich in unserer Zeit nichts Besseres zu empfehlen, als eine Reise zu dieser merkwürdigen Reihe wohlhabender Benediktiner-Stifte in Nieder- und Ober-Oesterreich, die noch immer mit ihrem Beispiele vorleuchten, die noch immer ihre alten Institutionen und Regeln bewahrt haben und sich noch bis auf den heutigen Tag durch alle Stürme hindurch ihren Einfluß erhalten. —

Wie alle diese österreichischen Klöster, wie auch sonst mehrere andere Residenz-Paläste von geistlichen Oberhäuptern, z. B. der schöne Palast der ehemaligen Bischöfe von Würzburg, so hat auch Melk eine lange Seite sogenannter „Kaiserzimmer." Es sind Prachtwohnungen für die Kaiser von Oesterreich, wenn sie auf ihrer Reise hierherkommen, oder für andere hohe Gäste. Die merkwürdigsten Männer, welche diese Zimmer zuletzt bewohnt haben, waren der romantische König von Neapel, Mürat, und gleich nach ihm der Kaiser Napoleon. Von Letzterem zeigte man noch bis auf diese Tage in einem der Zimmer ein Andenken, und zwar eine etwas angebrannte Stelle im Holze des Fußbodens. Napoleon bekam hier auf seinem ersten Zuge gegen Oesterreich, im Jahre 1805, eine Depesche über eine ungeschickt ausgeführte und fehlgeschlagene Aktion. Im Aerger zündete er sie am Lichte an und warf sie auf den Fußboden, wo er sie ausbrennen ließ. Bei der Restauration und neuen Ausschmückung der Zimmer ist dieses „Memorandum" verwischt worden. Uebrigens hat man in den Tagebüchern des Klosters noch die genauesten Aufzeichnungen über Napoleon's viermalige Anwesenheit in Melk, über Alles, was er hier fragte und that und was er hier bei der Besichtigung der Bibliothek, bei'm Kosten der Klosterweine, bei'm Spazier-

gange im Schloßgarten äußerte, und ein Biograph Napoleon's muß auch hierher nach Melk kommen, jene Ephemeriden zu lesen. Die umständliche Beschreibung von vier Tagen aus dem so kurzen Leben eines so merkwürdigen Mannes hat immer eine historische Bedeutung. Im Ganzen scheint der sonst so ruhelose Kaiser hier sehr zufrieden gewesen zu sein. Die Benediktiner lobten ihn zu wiederholten Malen. „Er achte diesen Orden," sagte er, „wegen seiner Verdienste um die Wissenschaften. Und in Melk könnte man seines Schutzes gewiß sein. Er müsse die Benediktiner hochschätzen, denn die meisten seiner Generäle wären von Benediktinern gebildet und erzogen." —

Den Nachmittag brachte ich damit zu, daß ich in dem schönen Parke von Melk bis zum Abend hin und her streifte, indem ich die vor mir liegende Wirklichkeit mit meinen Landkarten verglich und allen Völkern und großen Männern nachspürte, von denen ich annehmen konnte, daß ihre Fußtapfen hier vorhanden sein müßten. —

Endlich erschallte die Glocke zum Abendessen, an dem ich auf die Einladung meiner gastfreundlichen Mönche Theil nahm. „Da haben Sie eine Wahl getroffen, von der ich nur wünschen will, daß Sie sie nicht bereuen," sagte der ehrwürdige Prälat, indem er mich im Refektorium bewillkommte. „Sie hätten sich unten in Ihrem Gasthofe vielleicht auf die Strapazen des Tages besser gütlich thun können. Bei uns werden Sie wenig finden!"

In der That, ich gestehe, diese Aeußerung, die mich anfangs frappirte, wäre durchaus eine Wahrheit geworden, wenn sich ein Reisender, den der Hunger nach Belehrung und Erkenntniß treibt und jagt, nicht überall da gütlich thäte, wo er sich in einer Gesellschaft gebildeter und denkender Menschen sieht. Uns wurde bei diesem Souper nichts weiter präsentirt, als gebratenes Hammelfleisch und Kartoffeln, und dazu hatte Jeder ein Fläschchen sehr gewöhnlichen Landweins. Es war zwar eine ganz gute Hausmannskost. Da ich aber, als der Tischbediente sie mir darreichte, einen falschen Griff that und nur ein kleines Stück erbeutete, das mehr Haut und Knochen als Fleisch hatte, so kam ich in der That zu kurz, denn zum zweiten Male herumgereicht wurde nicht; auch blieb hinterdrein Teller und Tischtuch leer, nachdem Jeder

sein kleines Bratenstück vernutzt hatte. Da kam weiter kein zweiter und dritter Gang, an dem ich mich hätte schadlos halten können, nicht einmal „Butterbrod und Käse," oder „Früchte und Dessert." Im Uebrigen aber hatten wir eine recht hübsch besetzte Tafel, erstlich alle die gelehrten Inwohner des Klosters, dann ein paar Wiener Künstler, die mit der Ausführung von Fresko-Gemälden im Stifte sich beschäftigten, und unter andern Gästen mehrere Gutsbesitzer und Stadtbürger aus Nieder-Oesterreich, die mit ihren Söhnen hierher gekommen, um sie dem Gymnasium des Stiftes zu übergeben und sie bei ihren künftigen Lehrern einzuführen. Denn es war gerade die Zeit der Beendigung der großen Sommerferien und des Anfanges eines neuen Lehrkurses.

Wer von den „vielen tausend Eimern Wein" liest, die Napoleon und seine Generäle hier in Melk — wie auch in anderen österreichischen Klöstern requirirten; wer auch die Bemerkungen gelesen hat, die Herr von Schultes in seinen „Donaufahrten" bei Gelegenheit des pompösen und stolzen Melk und des ihm gegenüberliegenden niedrigen Kaiserhofes Lubereck macht, und überhaupt Jeder, der so vieles vom „reißenden Metzen," vom „klingenden Pfenning," vom „rinnenden Zapfen" und von den andern auf Reichthum und Luxus hindeutenden Beinamen dieser österreichischen Klöster gehört hat, den wird wahrscheinlich das von mir beschriebene Abendessen fast ebenso überraschen, wie es mich selbst überraschte. Doch gerade so, wie ich sie schilderte, so war die Sache; und ich erzählte sie mit Absicht, weil es zur Berichtigung mancher irrigen und übertriebenen Vorstellungen vom luxuriösen Leben in den Klöstern beitragen mag.

Die Tisch- und Tafel-Sitten der verschiedenen Völker und Länder sind immer sehr charakteristisch; und da ich auch früher in England einige Male an Zusammenkünften und Soupers in ähnlichen Instituten, z. B. in den klosterartigen Colleges der Universität Oxford Theil genommen hatte, so fühlte ich mich hier lebhaft an sie erinnert und stellte im Stillen meine Vergleiche an, die im Ganzen zum Vortheil meiner deutschen Benediktiner an der Donau ausfielen. Zuerst zum Vortheil ihrer viel größeren Einfachheit. Daß ein

Stift wie Melk in Bezug auf Reichthum es vollkommen mit einem Collegium in Oxford aufnehmen kann, daran ist, glaube ich, kein Zweifel; und doch fand ich hier jene oben von mir näher bezeichnete einfache und für jeden anspruchslosen Menschen völlig genügende Hausmannskost, in Vergleich mit welcher die Oxforder Tafel „lukullisch" zu nennen war. — Ferner sah ich hier an der Donau in der Anordnung des Ganzen ein gewisses demokratisches Prinzip vorwalten, während ich in jenen protestantischen Stiftern des durch und durch aristokratischen Englands die entgegengesetzte Tendenz beobachtete. Dort in Oxford fand ich eine „high table — Hochtafel," an der feinere Weine, andere Speisen servirt wurden, und an der die Häupter der Anstalt und einige bevorzugte Gäste Theil nahmen, und dann noch zwei gesonderte und verschiedentlich in ihren Tafel-Ansprüchen privilegirte oder beschränkte Neben-Tische mit minder und noch minder bedeutenden Persönlichkeiten. Hier dagegen saßen wir Alle an demselben großen Hufeisen recht patriarchalisch und brüderlich nebeneinander, und selbst die Vorsteher, unter denen, wie ich sagte, der „Primas der Stände von Oesterreich" war, theilten mit den Uebrigen dasselbe Brod und denselben Wein. Ich glaubte darin einen Ausfluß der allgemeinen größeren Gleichheit der Stände und Sitten in Deutschland durchzufühlen.

Wie erfreulich und angenehm war es mir auch, unter diesen Mönchen von Melk einige der ausgezeichnetsten österreichischen Gelehrten und einen der neuesten und besten österreichischen Historiker zu finden. Die fleißigsten Historiker des Landes sind fast immer aus diesen nieder-österreichischen Klöstern hervorgegangen; ich nenne nur einige der neuesten: Pater Kurz aus St. Florian, Pater Klein aus Göttweih, Pater Keiblinger aus Melk. Diese und viele andere ähnliche Männer haben sehr umständliche und sorgfältige Werke geschrieben. Und doch schrieben sie nur in ihren freien Stunden, die ihnen im Kloster keineswegs so reichlich zugemessen sind, wie Manche wohl glauben mögen und namentlich durchaus kärglicher als den Stiftsherren in Oxford. Als Pfarrer und Seelenhirten, als Schullehrer, als Professoren, als Geschäftsführer ihrer Anstalten müssen sie sich vielfach gebrauchen und fügsam dahin senden lassen, wo ihre Oberen

sie nöthig haben, und die freie Zeit für ihre schriftstellerischen Arbeiten müssen sie nur nebenher erhaschen.

Dem Insassen eines solchen Oxforder uraltgothisch gebauten Colleges möchte es außer all den berührten Punkten auch noch sonderbar erscheinen, daß er sich in diesen österreichischen Klöstern, die doch so sehr viel ältere Stiftungen sind, von denen einige, wie ich sagte, in die Römerzeit hinaufreichen, überall von dem Geschmacke und der Architektur der Neuzeit umgeben sieht. Es scheint, daß in gewisser Hinsicht in den Oxforder Stiftungen — wie überhaupt in den Engländern — ein sehr viel konservativerer Geist, als in diesen Donauklöstern — wie überhaupt in uns Deutschen — steckt. Man hat hier wenigstens im Baustyl und einigen andern Aeußerlichkeiten — viel schneller dem Neuen gehuldigt als in England, und die alte Hülle viel hastiger bei Seite gelegt, vielleicht nur deßhalb: weil man unsolider baute, weil das Alte durch Feuersbrünste und Feindeshand leichter zerstört wurde, vielleicht aber auch aus tiefer liegenden Ursachen. Kurz, man findet sich in den österreichischen Klöstern immer in Neu-Bauten. In den englischen Stiften in Oxford und Cambridge steckt man dagegen immer in uralten Räumen, in altmodischen Sälen, in gothischen Gemäuern, die freilich keineswegs unerfreulich sind, und mit denen der Geschmack und der Comfort der Neuzeit stets auf eine anmuthige Weise verbunden ist. Eben jetzt wieder, zur Zeit meiner Anwesenheit, waren in Melk auf hohen Gerüsten eine Menge Weiber und Männer beschäftigt, die alte Decke der Wände abzukratzen, weil man das Ganze mit einer neuen Farbe schmücken wollte. In England schreitet man zu dergleichen Auffrischungen und Uebertünchungen viel seltener und langsamer. —

So viel von den Eindrücken, die ich in Melk empfing, und die ich nur als Eindrücke gebe, über welche Andere vielleicht weiter nachsinnen werden, oder anders denken mögen! —

63.

Der Retter der Domthürme zu Salzburg.

(Aus: Katechetisches Repertorium von P. Heinrich Schwarz.)

Am 15. September des Jahres 1859 weckte in der Frühe ein fürchterlicher Brand die erschrockenen Bewohner Salzburgs aus dem Schlafe. Um halb vier Uhr Morgens verkündeten die Lärmkanonen der Festung Hohensalzburg — Feuer in der Stadt; bereits war der Himmel vom Brande geröthet — der herrliche Dom stand in vollen Flammen. Das prachtvolle Meisterwerk Scamozzi's und Solari's, die Zierde Salzburgs, war eine Beute des entfesselten Elements! Es mußte während der Nacht, wahrscheinlich durch Unvorsichtigkeit, Feuer im Gebälke des Dachstuhles ausgebrochen sein; denn um halb vier Uhr schlugen bereits die gewaltigen Flammen aus den Dachfenstern. Den Brand durch Löschanstalten zu dämpfen, war nicht mehr möglich; man mußte schaudernd zusehen, wie das mächtige Feuer um sich griff, bald den Dachstuhl verzehrte, worauf das Kupferdach einstürzte, dann die prächtige Kuppel ergriff, deren Metalldach nach verbranntem Gebälke größtentheils in Trümmern herabstürzte, und den ganzen Tag über bald da, bald dort wieder hervorloderte, bis es keine Nahrung mehr fand. Die ungemein festen Gewölbe des Schiffes und der Kuppel brachen — Gott sei Dank — nicht ein, so wie auch das Innere der Kirche keine bedeutenden Beschädigungen erlitten hatte. Weh' der Stadt Salzburg, wenn auch die Thürme von dem Brande ergriffen worden wären! Die ganze Stadt wäre, ohne Rettung, ein Raub der Flammen geworden!

Da erbarmte sich aber der liebe Gott des jammernden Volkes, und erweckte ihm, um der inbrünstigen Gebete willen, welche aus dem Herzen von Tausenden zu seinem Throne emporstiegen, einen unerwarteten Retter. Und dieser war — der ehrwürdige Fr. Wendelin, Laienbruder im Kloster der ehrwürdigen Franziskaner. Er kam zuerst auf den klugen Gedanken, schnell die Dachzugänge des nördlichen Thurmes zu vermauern; voll der rastlosesten Thätigkeit und Aufwendung aller Kräfte schleppte er mit einigen andern menschenfreundlichen, tüchtigen Männern Ziegel und anderes Material

herbei, vermauerte, von jenen unterstützt, sogleich bei'm Beginn des Feuers, alle Thüren und Verbindungs-Oeffnungen zwischen den Thürmen und dem Schiffe, und setzte so den eindringenden Flammen ein Ziel. —

Für diese großen Verdienste, die der ehrwürdige Ordensmann sich um die Rettung der Domthürme erwarb, wurde ihm eine überraschende und sinnige Belohnung zu Theil.

Denn nach einigen Wochen erschien Se. fürstlichen Gnaden, der hochwürdigste Herr Fürst-Erzbischof Maximilian von Tarnoczi, Vormittags im Kloster, und übergab im gesammelten Convent dem bescheidenen Fr. Wendelin ein ebenso gehaltvolles, als bedeutungsreiches Geschenk. Es besteht in einer geschmackvoll im byzantinischen Style gearbeiteten Monstranze, die aus dem geschmolzenen Kupfer der Domkuppel verfertigt, vergoldet und mit Steinen besetzt war, und Reliquien der Heiligen Rupert und Virgil, der Schutzpatrone des Herzogthums Salzburg, enthielt, mit der eingegrabenen Inschrift:

„Dem Retter der Domthürme am 15. September 1859." —

64.

Ein Traum.

Der heilige Bischof von Alexandrien, Johannes, mit dem Ehrennamen „der Almosengeber" geziert, erzählt:

Als ich fünfzehn Jahre alt war, erschien mir im Traume eine Jungfrau, in einem prächtigen Kleide strahlend wie die Sonne, so wunderbar schön, daß ich es nicht beschreiben kann, mit einem Kranze von Oelzweigen auf dem Haupte. Diese stellte sich mir an die Seite und weckte mich aus dem Schlafe. Ich öffnete die Augen und erschrack von Herzen, als ich diese Gestalt erblickte, indem ich doch wähnte, ich hätte nur geträumt. „Wer bist Du, die Du so frech Dich unterstanden hast, in mein Zimmer zu kommen, da ich schlief?" Sie antwortete mir mit freundlichem Blicke: „„Ich bin die erstgeborne Tochter des großen Königs. Willst Du mich

lieben, so kann ich Dich bei ihm zu Gnaden bringen, und will Dich ihm vorstellen, denn Niemand tritt mit mehr Vertrauen zu ihm, als ich. Niemand Anderer als ich hat ihn bewogen, daß er vom Himmel herabgekommen und Mensch geworden ist, um alle Menschen zu erlösen!"" Hierauf verschwand die Gestalt. — Ich aber dachte bei mir selbst, was diese Erscheinung zu bedeuten hätte; und es dünkte mich: diese Jungfrau müsse die Barmherzigkeit gewesen sein, weil ja doch nichts Anderes als die erbarmende Liebe Gott hatte bewegen können, den Himmel zu verlassen und Mensch zu werden. —

Nach diesem Traumgesichte faßte der damals noch Jüngling gewesene Johannes den Entschluß, sich mit ganzer Seele der Uebung in den Werken der Barmherzigkeit zu weihen; und wiewohl der Glaube ihn antrieb in allen Tugenden dem großen Vorbilde der Heiligkeit, unserm göttlichen Erlöser nachzustreben, so rief er sich doch ganz besonders die Worte Jesu in's Gedächtniß: „Alles, was ihr dem Geringsten aus meinen Brüdern gethan, das habt ihr Mir gethan!" und jene wunderbare Verheißung: „Wer sich des Armen erbarmt, der leihet dem Herrn und Er wird es mit Zinsen wieder erstatten!"

Johannes stand alsbald auf und ging in die Kirche, und erzählte nun weiter: da begegnete mir ein Bettler, der halb nackt war. Ich schenkte ihm mein Kleid und dachte bei mir selbst: Nun will ich einmal sehen, ob das wahr ist, was ich im Traume gesehen und verstanden habe: „Seid barmherzig, und ihr werdet Barmherzigkeit erlangen! Gebet und es wird euch gegeben werden!"

In diesen Gedanken ging ich weiter; und noch ehe ich zur Kirche gekommen war, begegnete mir ein anderer Mann in einem weißen Kleide, schenkte mir hundert Goldstücke und verschwand.

Ich versuchte es späterhin mehrmal und spendete den Armen manche Gabe, um mich zu überzeugen: ob denn das Wort des Herrn in Erfüllung gehe, daß Christus hundertmal vergilt, was man aus Liebe zu ihm hingegeben hat; und es traf jedesmal zu. Und da ich es späterhin tausendmal wagte, erhielt ich tausendmal reichliche Vergeltung, bis ich endlich zu mir selbst sprach: „Höre auf, Gott zu versuchen, denn du

haſt Beweiſe genug über Das, was du zu erfahren verlangteſt!“

Himmel und Erde werden vergehen, aber Gottes Wort wird nicht vergehen! —

65.

Da er liebte, hat er bis an's Ende geliebt!

(Aus: Chroniken-Geſchichten.)

Notker Laber, mit dem Beinamen „der Deutſche,“ Mönch im Kloſter Sanct Gallen in der Schweiz, war nicht nur der größte Gelehrte, den das Stift beſeſſen, ſondern wurde von ſeinen Zeitgenoſſen ſogar für den größten Gelehrten des Reiches gehalten. Nebſt der Kenntniß der göttlichen Bücher, der heiligen Väter, der kirchlichen Schriftſteller und der Klaſſiker, war er ſehr bewandert in der Muſik, Dichtkunſt, Mathematik und Aſtronomie. Die Kloſterchronik nennt die Zeit ſeines Aufenthalts in Sanct Gallen eine „engelſchöne Zeit.“ — Die ſchlimme Peſt aber, welche die kaiſerlichen Heere damals aus Italien mitbrachten und allum verbreiteten, drang auch in das friedliche Kloſter ein. Notker wurde von derſelben ergriffen. Und wie er während ſeines ganzen Lebens im Wohlthun ſeine größte Freude geſucht, ſo ſchloß er auch daſſelbe mit einem Werke der chriſtlichen Barmherzigkeit. Er bat nämlich die Brüder, man möchte die Armen vor ſein Bett kommen laſſen und ſie ſpeiſen. So ſtarb er froh im Herrn, weil im Anblicke der fröhlich geſättigten Armen, am 22. Juni des Jahres 1022. —

66.

Das Wohlthun eines Biſchofs.

(Aus: Helvetia sancta von P. Laurenz Burgener.)

Merkwürdig durch ſeine Mildthätigkeit iſt der Biſchof von Conſtanz, Nikolaus I., Edler von Kentzingen und Frauenfeld, der „Hofmeiſter“ genannt.

Im Jahre 1343 hatte, in Folge der Ueberschwemmungen, eine gräßliche Hungersnoth in den Rheinlanden sich verbreitet. Von Schaffhausen bis Straßburg wurden alle Rheinbrücken durch die ungewöhnliche Größe des Flusses und den wüthenden Lauf desselben abgedeckt und niedergerissen. Auch schwoll der Bodensee im Herbstmonat durch anhaltende Regengüsse so gewaltig an, daß er alle Ufer und Dämme überschritt und zu Constanz über die Mauern bis zu dem Fischmarkte sich ausbreitete. In Zürich fuhr man mit Schiffen zum Frauen-Münster in die Kirche. In Luzern wuchs die Reuß dermaßen, daß das Wasser bis in den Chor der Franziskaner-Kirche strömte und bis znm Hochaltar vordrang. Die Hungersnoth stieg alsbald zu einem beinah' unglaublichen Grade, so daß sogar viele sonst wohlhabende Leute nur mit grünen Saathalmen, welche sie ausrissen, und mit etwas Butter kochten, ohne Brod oder irgend eine andere Speise sich ernährten, und so ihr und der Kinder Leben auf die elendeste Weise fristeten.

In dieser außerordentlichen Noth, wo in Städten und Dörfern keine Hilfe zu finden war, zeigte sich Bischof Nikolaus als ein wahrer Vater der Armen. Täglich strömten bei 3000 Menschen zum Schlosse Kasteln hinauf, wo der Bischof seinen Hof hielt. Der Zulauf wurde so groß, daß aller Vorrath an Mehl, Korn u. s. w. zu Ende ging. Das verdroß einen der hartherzigen Diener so sehr, daß er sich erdreistete, seinem Herrn Vorstellungen zu machen, damit er von der gewöhnlichen Mildthätigkeit ablasse, indem er sonst ohne Zweifel selbst in Mangel gerathen könnte. Da entbrannte der sonst so gute Bischof in heiligem Eifer und fuhr mit den Worten den Diener an: „Du Gottvergessener! meinst Du, daß ein Bischof von Constanz nicht Geld genug habe, um Früchte zu kaufen? Was ich und die Geistlichen besitze, gehört den Armen!“ Ein paar Hiebe mit dem Stocke, den er des Alters wegen in den Händen trug, machten den Verweis um so eindringlicher. — Freilich gerieth der gute Prälat so in's Gedränge, daß er allerdings eines übernatürlichen Glaubens bedurfte, um nicht kleinmüthig zu werden. Es kam so weit, daß er sich selbst befragte, ob er seine kostbaren Kleider oder sein Silbergeschirr versetzen solle. Er entschied sich für das Letztere. Als die Diener eben im Begriffe

standen, dasselbe nach Constanz zu tragen, begegnete ihnen der bischöfliche Schaffner, der mit 300 Gulden aus dem Breisgau heimkehrte. Das Sümmlein bot für den Augenblick Aushilfe, aber bald war wieder Alles ausgetheilt. Die Diener machten ihm auf's Neue Vorstellungen und mahnten ihn zu einigem Abbrechen in seinem Wohlthun; er aber sprach: „Lasset mich nur; ich will Almosen geben bis zum St. Jakobstag; erlebe ich dann den Herbst, so will ich abermals geben!“

Die Ahnung seines Todes erfüllte sich allzuschnell. Am Feste der heiligen Büßerin Magdalena erkrankte der fromme Greis, und die Krankheit steigerte sich in solchem Grade, daß er seine baldige Auflösung erkannte. Auf dem Sterbebette noch gedachte er der Armen, und verordnete in seinem Testamente: daß ausschließlich nur die Armen seine Leiche zu Grabe tragen dürften. Was in dem Schlosse Kasteln an Speise und Anderem noch vorräthig wäre, davon sollte man den Armen „zu einer Letzte und Gnadung“ noch ein gutes Almosen geben. — Mit der heiligen Wegzehrung gestärkt, entschlief der gottselige Bischof im Jahre 1344 am Feste des heiligen Jakobus im Frieden des Herrn.

Die Armen trugen die Leiche aus dem Schlosse Kasteln nach Constanz zu Grabe, weihten ihr manche Thräne und Nikolaus I. hieß von nun an der „Vater der Armen.“ —

67.

Zurechtgewiesene Bedienten-Anmassung.

(Aus: Einsiedler-Kalender, Jahrgang 1864.)

Als dem Herzoge Johannes von Borgia, dem Vater des heiligen Franziskus, einst sein Hofmeister das Rechnungsbuch zeigte, damit er sähe, „wie in diesem Jahre das baare Geld für Almosen vergeudet und so wenig von den Einkünften zum Besten des Hauses verwendet worden sei;“ — schickte er diesen beschämt mit den Worten von dannen:

„„So wirst Du also jetzt vorsichtig und besorgt um mein Vermögen, wo ich es Gott gebe! — Früher, als ich es für die Welt und ihre Lust verschwendete, lobtest Du mich; und nun, wo ich Hundert für Eins gewinne, schiltst

Du mich einen Verschwender! Doch ich will Dich der Mühe überheben, diese gehässige Vergleichung zu ziehen. Von nun an soll keine Rechnung mehr mit Gott stattfinden und deßhalb nicht mehr angeschrieben werden, was ihm in den Almosen für die Armen gegeben wird!"" —

68.

Der edle Kurfürst.

(Aus: Stern-Kalender von Dr. S. Brunner, Jahrg. 1858.)

Das Jahr 1770 gehörte in die Reihe jener Jahre, die auf das ganze Staatswesen äußerst niederschlagend einwirkten. Man klagte allgemein über schlechte Zeiten; die jüngste Ernte war nicht ergiebig gewesen, so daß fremdes Getreide eingeführt werden mußte, wodurch namentlich der Mittelstand sehr litt, der Armen nicht zu gedenken, welche sich massenhaft zu den Brodläden drängten, um den peinigenden Hunger zu stillen.

Da fuhr Kurfürst von Bayern, Max III.. eines Tages zu München nach dem Herzogsspital. Schon von ferne bemerkte er eine Menge Arme, die einen Bäckerladen förmlich belagerten. Allein wie staunte er, als eine Menge Dürftiger seinen Wagen umringten, ihre Arme zu ihm emporstreckten und riefen: „Hilf, gnädigster Herr!" Und Max antwortete: „„Nein Kinder, ihr sollet nicht Hungers sterben!"" Tief gerührt gab er einem ihm bekannten Bürger seine Börse, indem er sprach: „„Nimm und verwende dies Geld auf Brod für die Armen! Sei uneigennützig und gerecht im Austheilen! Ihr aber, meine Kinder,"" rief er zu der versammelten Menge, „„gehet ruhig nach Hause und verlasset euch auf mich!"" —

Derselbe Bürger wurde später nach Verona gesendet, um Getreide einzukaufen; in kurzer Zeit kamen fünf Lieferungen mit 15,000 Schäffel Getreide aus Sicilien nach Bayern, und zwar auf Rechnung des Kurfürsten. Der Mann aber, der sich des Vertrauens des Landesherrn so würdig gezeigt hatte, war der Handelsmann Niclas Franz Sabbadini; zur Belohnung seiner Verdienste wurde er zum Kammerdiener Max III. ernannt. —

69.

Der alte, blinde Harfenspieler.

(Aus: Erinnerungen von Christoph von Schmid.)

In einem Posthause war eine Gesellschaft von verschiedenen angesehenen Herren und Frauen versammelt. Unter ihnen befand sich auch der ehrwürdige Pfarrer Ruf von Lustenau, welcher unerschöpflich an witzigen Einfällen war.

Da trat ein armer, alter, blinder Mann, von seinem Enkel geführt, in den großen Saal, und sang und spielte auf der Harfe. Die Gesellschaft fand das Spiel der verstimmten Harfe und den kreischenden Gesang unerträglich. Man zischelte sich allerlei Spott in die Ohren, und wurde einig, den armen Mann mit einigen Kreuzern abzufertigen. Da trat Pfarrer Ruf zu dem blinden Musikanten und sprach: „Du guter, alter Mann, Du hast Dich zu stark angestrengt; ich will Dich ablösen. Gib mir ein wenig Deine Harfe!“ Der Pfarrer setzte sich auf den Stuhl des alten Mannes, stimmte die Harfe, spielte und sang eines seiner schönsten Lieder. Die Zuhörer, besonders die ihn noch nie gehört hatten, waren erstaunt und entzückt. Die Kunst des Sängers wurde durch das vorher ohrenbeleidigende Spiel des Stümpers noch mehr gehoben. Alle klatschten jubelnd in die Hände und baten, noch ein Lied zu singen. „Nun wohl!“ sagte der Pfarrer. „Du aber,“ sprach er zum Blinden, „sammle indeß Dein Trinkgeld ein!“ Der Greis ging, von seinem Enkel geführt, mit dem Hut in der Hand umher. Es wurden große Geldstücke hineingeworfen. Der Blinde, der sie klingeln hörte, weinte vor Freuden; der Enkel rief: „„O Großvater, so viel, wie heute, haben wir das ganze Jahr hindurch nicht bekommen!““ Beide, Großvater und Enkel, konnten für die reichlichsten Gaben nicht genug danken, und küßten dem Pfarrer die Hände. Alle Gäste lobten seine Kunst; noch mehr aber den wohlthätigen Gebrauch, den er davon gemacht hatte. —

70.

Die Tabaksdose des Pfarrers.

(Nach: Illustrirte Welt, Jahrgang 1859.)

An einem schönen Frühlingstage hielt der Wagen der Frau von Harkorn vor der Freitreppe eines kleinen Landhauses im Elsaß, das inmitten eines Gartens wie ein Nachtigallennest in einem Rosenstrauche lag. Die kleine Sara, ein Kind von acht Jahren, stieg zuerst aus, und man hatte den Wagen nicht einmal ganz abgepackt, als sie bereits alle Blumenbeete geplündert, um ihrer Mutter ein großes Bouquet zu bringen; dann wußte sie wieder zu entschlüpfen und eilte zu dem guten alten Pfarrer, der sie getauft und aus dessen Hand sie später die erste heilige Communion empfangen sollte. Erst zur Mittagsstunde kehrte sie zurück.

„Nun, mein Kind! wie geht es unserem würdigen Pastor?" fragte die Mutter bei Tische. — „„Mama, er ist sehr blaß und mager."" — „„Es geht ihm nicht sonderlich gut, dem braven Herrn,"" fügte die Gärtnersfrau hinzu, welche der Frau von Harkorn aufwartete. „„Während des rauhen Winters hat er sich nicht einmal soviel eingeheizt, als es für einen Mann in seinem Alter nöthig wäre, und seit mehr als sechs Monaten trinkt er nichts als Wasser!"" — „Und weßhalb das, mein Gott?!" — „„Nun sehen Sie, gnädige Frau, der Schnee blieb in diesem Jahr gar lang liegen, die Arbeit war selten in den Hütten und die Nahrung auch, denn die Kartoffeln sind erfroren. Das Herz des Herrn Pfarrers hat geblutet, als er all dieß Elend sah; er nahm das Bett aus seinem großen Zimmer und legte sich in ein Kämmerchen, dann miethete er einen Ofen, den man bei Tagesanbruch heizte und an dem Jedermann sich nach Lust und Behagen wärmen konnte. Da er wohl wußte, daß Niemand je nach Bedürfniß im Dorfe aß, ließ er gute Suppe kochen, und Jeder hatte Mittags und Abends seinen vollen Teller. All sein Holz ist dabei draufgegangen und er verkaufte zuletzt sein Stück Wein; aber es gab so viel Hungrige, daß auch das nicht zureichte, und deßhalb hat er sich zuletzt selbst am Essen abgebrochen!"" — „„Mutter,"" rief Sara, „„ich kann mir jetzt denken, warum ich sein schönes Elfenbein-

kreuz nicht am gewohnten Platz gesehen, und warum er, der so große Stücke auf seine silberne Dose hielt, jetzt eine von Birkenrinde führt.“" — „„Er hat Alles verkauft, der würdige Mann, selbst seine drei Bestecke und den großen silbernen Becher; und jetzt ißt er mit einem hölzernen Löffel, wie das Einfachste von seinen Pfarrkindern!“" —

Der gute Pfarrer kam am Abend, um Frau von Harkorn seinen Besuch zu machen. Sie lud ihn auf den andern Tag zum Mittagessen ein und gab ihm ihre Börse, indem sie ihn bat, ihr Almosen zu vertheilen, weil er es doch besser zu verwenden wisse, als sie selbst.

Am Abend, als Sara ihre Mutter begrüßte, sagte sie mit bittender Miene: „„Ach, Mama, wenn Du es erlauben wolltest!“" — „Erlauben, was, mein Kind?“ — „„Mir erlauben, die Tabaksdose meines Herrn Pfarrers zurückzukaufen. Du weißt, daß der Vater bei'm Abschied mir einiges Geld gegeben!“" — „Ja, gewiß mein Kind, das sollst Du gerne thun! Wir werden morgen früh nach der Stadt fahren; ich will sehen, daß ich sein Crucifix wieder bekomme, auf welches täglich, wenn er in der frühesten Morgenstunde erwachte, stets sein erster Blick fiel. Ich freue mich herzlich, daß wir den gleichen Gedanken hatten. Also schlaf' nicht zu lange, damit wir wieder rechtzeitig zurück sind!“

Eine unnöthige Mahnung! Das Kind war bereits vor Tag erwacht, so sehr setzte es die Hoffnung, dem ehrwürdigen Geistlichen eine Freude zu machen, und die Angst, daß man die Tabaksdose vielleicht gar nicht mehr finden möge, in Aufregung.

In der Stadt fand Frau von Harkorn leicht den Goldschmied der das Silber des wohlthätigen Geistlichen gekauft; die alte Tabaksdose und das Crucifix waren zur großen Freude Sara's noch bei diesem Kaufmanne; aber er hatte schon den Becher und das Besteck verkauft. Mit dem größten Vergnügen erwarb Frau von Harkorn die beiden Kleinodien, unter denen das Crucifix als ein Meisterstück sich erwies.

Als Mutter und Tochter daheim wieder eintrafen, trat der Pfarrer, das Brevier in der Hand, ihnen freudlichst entgegen, indem er sie sehnsüchtig hier erwartete. — Die Gärtnerin wurde beauftragt, das Crucifix in den Alkofen des

Studierzimmers des geistlichen Herrn zurückzubringen. Der Alte, der sehr oft zu schnupfen pflegte, hatte beinah' immer seine Tabaksdose in der Hand, oder er stellte sie wenigstens neben sich. Bei Tische, während er das Unglück einer auf's Neue schwer bedrängten Familie schilderte, die eben durch den Brand ruinirt worden, schob Sara, ohne daß er es gewahrte, die silberne Dose an die Stelle der birkenen. Der Pfarrer nahm sie mechanisch während des Gesprächs in die Hand, aber die Kälte des Metalls fühlend, unterbrach er sich und sah sie an; dann brachte er sie an die Lippen und eine dicke Thräne rollte ihm langsam über die Wangen. „„Entschuldigen Sie gütigst die Schwäche eines alten Mannes: aber meine gute, fromme Mutter bediente sich dieser Dose, so lange sie lebte!"' Dann sagte er, indem er das strahlende Gesicht des kleinen Mädchens bemerkte, das seine feuchten Augen auf ihn heftete. „„Mein Kind, Gott wird Dich segnen; denn der reinste Weihrauch, den wir ihm opfern können, ist das Glück, das wir in der Liebe Jesu Christi unsern Nächsten bereiten!"' —

71.

Der Pfennig der Wittwe.

(Aus: Augsburger Post-Zeitung.)

Antoinette Charron, verwittwete Grognet, hat alle die zahlreichen Tage ihres langen Lebens in der Liebe Jesu Christi mit der Pflege der Kranken, der Unterstützung der Dürftigen, der Erziehung verlassener Waisen sich beschäftigt, ohne dabei auf ein anderes Hilfsmittel zu rechnen, als die Arbeit ihrer Hände.

Vor sechzig Jahren (1790) hatte sie in dem Dorfe Lieusaint ihren Aufenthalt gewählt, wo sie mit einem dürftigen und wackeren Landmanne sich verehelichte. Sie erwarben mit Leichtigkeit, was sie für ihren sehr mässigen Haushalt brauchten, und hätten auch einige Ersparnisse zurücklegen können; allein sie verwendeten Alles, was sie erübrigten, auf — gute Werke. Da jedoch dieß Wenige ihrem Eifer nicht genügte, so ersannen sie, um mehr thun zu können, das

Mittel, ihre Hütte in eine Art von ländlicher Herberge zu verwandeln. Die Kunden dieser allerdings kümmerlichen Anstalt waren theils Bettler, theils solche Reisende, die kein besseres Nachtlager bestreiten konnten; manchen Dürftigen ward sogar die bescheidene Zeche ganz geschenkt und sie erhielten auch noch mancherlei kleine Gaben für die Weiterreise. — Eines Abends kam eine Bettlerin, von Hunger und Elend ganz erschöpft und obendrein mit zwei Kindern belastet, die sie nicht mehr fortzuschleppen vermochte. Sie fand eine freundliche Aufnahme und setzte nach einigen Ruhetagen sehr erleichtert ihren Weg fort, denn sie hatte das eine ihrer Kinder, ein dreijähriges Mädchen, der Sorgfalt ihrer Wirthin überlassen. Antoinette, selber kinderlos, fand an der Erziehung der Kleinen solche Freude, daß sie allmälig noch andere sieben verwaiste Kinder aufnahm, wobei ihre Wahl nur auf solche fiel, die ihr am ärgsten verwahrlost erschienen. Eines derselben, das mit einem häßlichen Aussatze behaftet war und durch ihre sorgsamste Pflege zur Gesundheit gedieh, wurde in der Folge ein tüchtiger Soldat, der in dem letzten Straßenkampfe der Revolution zu Paris gegen die Socialisten sein Leben verlor. Die übrigen ihrer angenommenen Kinder wuchsen, weil fromm und gottesfürchtig erzogen, zu rechtlichen Leuten heran; mehrere derselben, die später in den Ehestand getreten, starben so frühzeitig, daß sie der Beschützerin ihrer eigenen Kindheit ihre unversorgten Kindlein überließen. — Und wiewohl die vortreffliche Frau, als sie ihren Mann verlor, schon ein Alter von dreiundsiebenzig Jahren erreicht hatte, setzte sie ihr gottgefälliges und wahrhaft barmherziges Wirken für Andere doch rastlos fort, bewirthete unter ihrem Dache die Dürftigen, die Siechen, die armen Wanderer, und theilte mit ihnen den Pfennig der Wittwe.

Dieser Pfennig der Wittwe ward jedoch schon hienieden mehr als tausendfach vervielfältigt, als ihr im Sommer des Jahres 1850 aus einer öffentlichen Stiftung — „zum Lohne guter Werke“ der Tugendpreis von 2500 Franken zuerkannt wurde. —

72.

Die Missions-Gabe einer Blinden.

(Aus der Jugend-Bibliothek.)

Eine christliche Jungfrau, die das Unglück hatte — blind zu sein, brachte einem Geistlichen achtzehn Gulden für die auswärtigen Missionen.

Der Geistliche erstaunt, daß sie ihm eine so bedeutende Summe darbot, sagte zu ihr: „Du bist ein armes blindes Mädchen; Du bist nicht im Stande, achtzehn Gulden zu geben!“

Die Jungfrau antwortete: „„Ich bin zwar blind, aber nicht so arm, wie Sie vielleicht glauben; und ich werde es Ihnen beweisen, daß ich eher im Stande bin, diese Summe zu geben, als die Mädchen, welche gesunde Augen haben.““

Der Geistliche war über diese Antwort sehr verwundert und sagte: „Nun, es soll mich freuen zu erfahren, wie Du es machst.“

Die Jungfrau sprach: „„Herr, ich bin eine Korbmacherin; und da ich blind bin, so kann ich im Dunkeln eben so gut Körbe flechten als im Hellen. Nun weiß ich gewiß, daß es im vergangenen Winter den sehenden Mädchen wohl achtzehn Gulden gekostet haben mag, Lichter zu kaufen, um Körbe dabei zu machen. Ja, wenn ich noch rechne, was Andere auf Putz, Kleiderpracht und Vergnügungen — oft zu ihrem eigenen Schaden — verwenden, was Alles für mich keinen Reiz hat: so ist das noch wenig, was ich gebe. — Ich glaube daher Ihnen bewiesen zu haben, wie ich dieses Geld aufbringen konnte, und hoffe nun, Sie werden gütigst es für die Missionen annehmen.““ —

73.

Das Hospital St. Eugène in Paris.

(Mitgetheilt in der Bayrischen Zeitung von Dr. Ernst Förster, 1864.)

Eine der interessantesten Anstalten von Paris ist das Hospital St. Eugène. Als bei der Vermählung der

Kaiserin Eugènie mit Napoleon III. die Stadt ihr ein kostbares Collier (Halskette) zum Geschenk machte, gab sie es zurück und bestimmte die Summe zur Gründung einer Anstalt für „verwaiste Mädchen," die hier von ihrem neunten bis zweiundzwanzigsten Jahre gepflegt und erzogen werden. Die Anstalt faßt 300 Kinder; doch hat man mit 50 den Anfang gemacht, um Abgang und Zuwachs allmälig in ein Verhältniß zu bringen, und ist dann von Jahr zu Jahr in der Anzahl gestiegen, so daß sie jetzt schon 250 beträgt.

Das zwischen Gärten liegende, durch eine Mauer von der Straße abgeschiedene Gebäude ist von dem deutschen, bereits schon vierundfünfzig Jahre in Paris lebenden Architekten Hittorf gebaut und zeichnet sich bei großer Einfachheit durch Geschmack und zweckmässige Einrichtung aus.

Versorgt wird das Hospital durch Schwestern des heiligen Vincenzius von Paul, rührende, reine Gestalten mit den liebenswürdigsten Zügen unter ihren blüthenweißen Nonnenhauben, freundlich bereit, jegliche Auskunft über ihre Anstalt zu geben, in der, wie sie meinen, es schöner sei als ihnen eigentlich zukäme, und von einer nicht gewöhnlichen Bildung in Sprache und Benehmen. In der Hauptkapelle unten — denn oben gibt es noch eine kleinere für den Winter und für kranke Kinder — ist ein Altarbild von Barriot, welches die Kaiserin Eugènie knieend darstellt, mit emporgehobenen Händen den Schutz der über ihr in Wolken thronenden heiligen Muttergottes für die sie umgebende Kinderschaar anrufend. An ihrer einen Seite sind größere und kleinere Mädchen, die schon die Wohlthaten der Anstalt empfangen, dankbar auf sie hinblickend und Blumen streuend, an der andern Seite drängen sich bedürftige und verwahrloste an sie heran mit bittenden Blicken und Händen.

Eine unvergleichliche Ordnung und Sauberkeit herrscht in dem ganzen Hause. Da sind drei lange Schlafsäle, jeder mit dem Crucifixe geziert, in denen die Kinder immer unter der Aufsicht einer Schwester schlafen. Von beiden Seiten haben sie Fenster, so, daß man durch Zugluft den ganzen Tag über Frische und Kühlung erhalten kann. In der Mitte ist, den ganzen Saal entlang, ein blecherner Waschtisch mit vielen einzelnen Abtheilungen, in dem man

mittelst eines Hahnes das Wasser aufsteigen und ablaufen lassen kann. Die Gasleitung am Plafond enthält auch viele Nachtlampen. Die schneeweißen Betten sehen aus, als würden sie gar nicht gebraucht, und am Kopfende eines Jeden hängt, durch die Wand versteckt, das Handtuch. Da ist auch ein eigens für Fußbäder eingerichteter Saal mit Bänkchen und blechernen Schalen davor, die sich auf gleiche Weise wie die Waschtische miteinander anfüllen und wieder leeren. Der Kaiser soll so entzückt von dieser Einrichtung gewesen sein, daß er bei seinem ersten Besuch dort sogleich ein Fußbad genommen hat. Da ist ein riesiger Speisesaal, in dem alle Dreihundert zugleich gespeist werden können. Da ist ein Krankensaal, zur Zeit nur mit zwei Kranken besetzt, die mit einer leichten Krankheit behaftet sind; bei ernsteren Fällen werden sie in's Kinderhospital gebracht, woselbst sie täglich von einem Arzte der Anstalt besucht werden. Die Betten der Kranken haben weiße Vorhänge, welche sie nach Belieben ringsherum zuziehen können, um ungestört zu sein. Eine Apotheke ist im Hause, und irre ich mich nicht, so werden die Medicamente von den Nonnen selbst bereitet. In den Corridors sind die Lampen immer in einer Maueröffnung dergestalt angebracht, daß sie nach beiden Seiten hinausleuchten, und bedeckte Arkadengänge sind überall an der Seite des Hauses, damit die Kinder auch bei Regenwetter sich im Freien bewegen können.

In den Morgenstunden wird in den verschiedenen Unterrichts-Classen der Unterricht von verschiedenen Schwestern geleitet, beschränkt aber auf die Elementar-Kenntnisse, Musik und Zeichnen.

Denn vor Allem sollen die Mädchen sich praktisch ausbilden, um sich später selbst im Leben forthelfen zu können; so besorgen sie unter Leitung der Schwestern die Wäsche, für die es Räume mit großen Wasserbehältern gibt, Trocken- und Plätt-Säle. Und mit welcher Freude schließen die Vorsteherinen die großen Schränke auf, in denen die fertige Wäsche, auf's Schönste geordnet, daliegt, — ein wirklich lachender Anblick! Aber fast am anziehendsten sind die großen Arbeitssäle, Abends von oben mit Gas erleuchtet, in denen die Mädchen alle — nach Angabe der Kaiserin — in grauen, blau eingefaßten Kleidern unter Aufsicht einer

Lehrerin mit Handarbeit beschäftigt sind. Hier machen sie ihre Kleider selbst, stopfen Strümpfe, flicken und nähen; aber auch die feinsten und kostbarsten Arbeiten entstehen unter ihren Händen. Kleine Federchen setzen sie zu Büscheln für Kopfputz zusammen, die reichsten Meßgewänder sticken sie mit Goldfäden auf purpurrothem Sammt, und die einzelnen Blumen, Blätter oder Arabesken der feinen schwarzen Spitzen, die in Chantilly gearbeitet werden, maschen sie zu ganzen Tüchern auf's Kunstvollste mit der Nadel aneinander. Diese Arbeiten sind für Magazine bestimmt, und von ihrem Ertrag wird ein gewisser Antheil den Kindern zu ihrer künftigen Aussteuer zurückgelegt. Alle sehen dabei heiter und fröhlich aus und erheben sich jedesmal von ihren Sitzen, wenn Fremde eintreten, um sie zu begrüßen.

Erst Ein Mädchen hat bis jetzt — seit der Gründung — die Anstalt verlassen, und zwar, um zu heirathen. — Wie war's möglich, einen Mann kennen zu lernen in dieser Abgeschiedenheit? fragt man vielleicht erstaunt. Die Sache verhält sich aber so. In dem Vertrauen auf die treffliche Erziehung, die in dieser Anstalt gegeben wird, hat ein junger Handwerker sich von den Schwestern derselben ein Mädchen zur Frau ausgebeten. Natürlich war das eine Begebenheit und ein Hauptspaß für die kleinen Gefährtinen, die mit größtem Eifer an der Aussteuer nähen halfen. —

Auch Küche und Speisekammer gewähren durch die darin herrschende Sauberkeit und ihre zweckmässige Einrichtung einen erfreulichen Einblick, und so wird gewiß Keiner das Hospital von St. Eugène unbefriedigt verlassen. —

74.

Ein frommer Verehrer des allerheiligsten Altarssakraments.

(Aus: Das Leben des heiligen Philippus Neri von P. F. W. Faber.)

Die Wurzel und Grundlage aller übrigen christlichen Tugenden ist die Liebe Gottes, und diese waltete in dem heiligen Philippus Neri so außerordentlich, daß die innere Flamme sogar nach Außen an seinem Leibe sich offen-

barte, so daß man zuweilen, wenn er das hochheilige Meßopfer verrichtete, oder nach der Feier desselben, oder bei irgend einer andern geistlichen Handlung gleichsam Feuerfunken aus seinen Augen und von seinem Gesichte blitzen sah. Diese innere Flamme wirkte so mächtig, daß sie ihn manchmal ohnmächtig machte, oder ihn zwang, sich auf das Bett zu legen und da einen ganzen Tag zu verweilen, ohne an einer anderen Krankheit zu leiden als an der göttlichen Liebe. Oft, selbst wenn er in Gesellschaft bei Andern war, wurde er von dieser Flamme wie überrascht, und brach wie unbewußt in die Worte des Apostels aus: „Ich wünschte;“ aber alsogleich sich sammelnd, unterdrückte er, um seine Andacht zu verbergen, den übrigen Theil des Ausspruches: „aufgelöst und bei Christus zu sein!“ — Ein Dominikaner, welcher, ehe er in den Orden trat, jeden Morgen zu ihm zu gehen pflegte, versichert, daß er ihn beinahe immer in Verzückung fand; und was Sanct Paulus von sich selber sagt, schien sich auch an dem heiligen Philippus Neri zu bewähren: „Erfüllt bin ich mit Trost, übervoll von Freude!“ Andere sagten von ihm, er habe in Wahrheit mit dem heiligen Ephrem sprechen können: „Herr, halte die Wasser deiner Gnade zurück und entferne dich von mir, denn ich bin nicht im Stande, das Uebermaß deiner Süßigkeit zu ertragen!“

Zuweilen, wenn er in eine Kirche trat, fühlte er sich von dieser innern Glut in solcher Weise bewegt, daß er, kaum niedergekniet, wieder aufstehen mußte, um nicht in eine Verzückung zu gerathen; und öfters war er, wenn er öffentlich betete, der Art von der Außenwelt abgezogen und heftete die Augen so unverwandt an den Himmel, daß, wer ihn sah, meinen konnte: den glorreichen heiligen Martinus im Gebet zu erblicken. Ja selbst, wenn er gerade nicht von göttlichen Dingen redete, wandte er oft seine Augen nach einem Punkte hin, und schien in einer Verzückung zu verweilen. — Obgleich Philippus im Gebet solcherlei Süßigkeit kostete, und beständig erhabene Gedanken an himmlische Dinge in sich nährte; so wünschte er doch, Gott nicht aus Interesse zu dienen, sondern aus reinster Liebe, und er hätte gern ohne eine fühlbare Süßigkeit die Majestät Gottes geliebt, einzig deßhalb, weil sie der würdige Gegenstand seiner Liebe war.

Um aber mehr in das Einzelne der Wirkungen dieser

Liebe einzugehen, so empfand St. Philippus vor Allem die innigste Liebe zu dem allerheiligsten Altarssakramente.

Als Laie communizirte er gewöhnlich jeden Morgen, und als er Subdiacon und Diacon war, hatte er die größte Freude daran, die heiligen Gefäße zu berühren, was er, so lange er nur die niederen Weihen besaß, nicht konnte. Nachdem er die Priesterweihe empfangen, las er jeden Morgen, wenn Krankheit ihn nicht abhielt, die heilige Messe, und wenn er zu unwohl sich fühlte, um das hochheilige Geheimniß zu celebriren, dann communizirte er; dieß that er in der Regel nach der Nacht, nachdem man zur Matutin geläutet hatte. — In den letzteren Jahren seines Lebens gab ihm der Papst die Erlaubniß, das allerheiligste Sakrament in einem kleinen Gemache aufbewahren zu dürfen, das an sein Zimmer angrenzte und in der Einrichtung einem Oratorium ähnlich sah.

Seine Andacht und Demuth bei dem Empfange der heiligen Communion war so groß, daß er zuweilen sein Gesicht bedeckte und lange Zeit in Betrachtung und Danksagung versunken blieb. Wenn die Väter aus irgend einem Grunde später, als um die je festgesetzte Zeit kamen, um ihm die heilige Communion zu reichen, dann war der Kummer, den er darüber empfand, so groß, daß er nicht schlafen konnte, bis er sie empfangen hatte. — Was ihn gewöhnlich am Schlafen hinderte, war entweder seine beständige Beschäftigung mit dem Gebet, oder das heißeste Verlangen, mit seinem Gottheiland in der heiligen Communion vereinigt zu sein. Einst in der Nacht hielt P. Antonius Challonio, als er ihm die Communion reichte, die Eucharistie eine Zeit lang in der Hand und zögerte, es ihm darzubieten; da wandte sich der ehrwürdige Greis, nicht mehr vermögend, die Zögerung auszuhalten, zu ihm hin und sprach: „Pater Antonius, warum behältst Du meinen Herrn in Deiner Hand und gibst mir ihn nicht? Warum? gib mir ihn doch!“ Gallonio, als er die wunderbare Liebe des Dieners Gottes bemerkte, konnte seine Thränen nicht zurückhalten, während er ihm das Sakrament reichte.

Diese Andacht zum allerheiligsten Sakrament bewog ihn, allen seinen Beichtkindern eindringlichst zu empfehlen, daß sie

dieses gnadenreichste Sakramente recht oft empfangen sollten; daher communicirten Einige derselben jede Woche, Manche an jedem Festtage, Mehrere drei Mal in der Woche, und Einzelne alle Tage. Viele wurden durch diesen öfteren Empfang des Himmelsbrodes Seelen von heiligem Wandel und großer Vollkommenheit. Er wünschte jedoch, daß man den Beichtstuhl noch mehr besuchen möchte, als den Tisch des Herrn, so daß sehr Viele von Denen, die nicht an jedem Morgen communicirten, doch jeden Morgen beichteten.

Seine Andacht bei der Darbringung des hochheiligen Meßopfers war außerordentlich, und nichts beweist dieß mehr, als der Umstand, daß er, um seine innere Liebesglut zu unterdrücken, so heftige Anstrengungen machen mußte, daß sein ganzer Leib bebte und die Stufen des Altars zitterten; und wenn er in seiner Privatkapelle celebrirte, wurde oft das Gemach erschüttert. Manchmal war er so sehr von der Außenwelt abgezogen und in Gott versunken, daß der Ministrant ihn an dem Meßgewande ziehen und ihn an die Epistel oder an das Evangelium erinnern mußte. Wenn er öffentlich dem Opferdienste oblag, dann durfte ihm Niemand ministriren, als die von seinen Untergebenen, die mit ihm ganz vertraut und an ihn gewöhnt waren, damit sie ihn, sobald sie etwas der Art merkten, daran erinnern könnten.

Wenn er im Verlaufe der Messe an das Offertorium kam, dann war die Freudigkeit und der Jubel, den er im Herzen fühlte, so groß, daß seine Hand wiederholt zuckte, so daß er den Wein nicht in den Kelch gießen konnte, ohne seinen Arm auf den Altar zu stützen; und doch stand er noch in der Blüthe seiner Jahre und hatte nichts Gichtisches an sich. Er pflegte ziemlich viel Wein in den Kelch zu schütten, und derselbe war sehr schmal; aber dennoch verschüttete er nie einen Tropfen, wie sehr er auch zitterte. Marcellus Beni, der ihn beständig am Altare bediente, sagt, daß er öfters den Kelch, welchen St. Philippus mit Wein gefüllt hatte, nach der Consecration voll reinen Blutes sah. — Bei dem Memento machte er außerordentliche Bewegungen und war ganz aufgeregt. — Bei der Elevation blieben seine Arme oft in die Luft erhoben, und er konnte sie eine Zeit lang nicht zurückziehen. — Manchmal war er nach der Con=

secration von einem solchen geistlichen Seligsein ergriffen, daß er auf den Fußspitzen stand, oder eine Spanne hoch vom Boden erhoben wurde. — Dasselbe begegnete ihm bei dem „Domine, non sum dignus!“ —

Wenn er den Leib unsers Herrn nahm, so empfand er eine außerordentliche fühlbare Süßigkeit und andeutete es durch alle die Zeichen, welche Leute kund zu geben pflegen, wenn sie etwas recht Süßes kosten. Aus diesen Grunde suchte er für sich die dicksten Hostien aus, die er finden konnte, damit ja die heiligen Gestalten um so länger in seinem Munde verbleiben möchten, und er nur um so länger diesen Himmelsgenuß kosten könnte. Wenn er das heilige Blut nahm, schlürfte er mit solcher Begierde den Kelch aus, daß es schien, als sei eine Trennung von demselben für ihn etwas Unmögliches. Deßhalb sah man an der vergoldeten Mündung des silbernen Kelches die Zeichen seiner Zähne eingedrückt. Darum wünschte er immer, daß der Ministrant auf der Seite stehe und ihm nicht in's Gesicht schaue, und trug ihm auf, die Ablution nicht eher zu reichen, als bis er ein Zeichen dazu gegeben habe. — Wenn er die Messe an einem andern Altar als an dem Hochaltare las, was er jedoch sehr selten that, dann wollte er nicht erlauben, daß Diejenigen, welche in seiner Nähe waren, sich so knieten, daß sie ihm in das Gesicht sahen, um ja nach seiner eigenen Weise das heilige Blut nehmen zu können, und in den Gemüthsstimmungen, die er dabei äußerte, nicht gestört zu werden. Aus der nämlichen Ursache las er oft zuletzt die Messe, weil dann nur wenige Leute gegenwärtig waren, um seine Thränen zu bemerken. Seine Messe jedoch war, wenn er sie öffentlich las, eher kurz als lang, damit er die Andacht der Leute nicht ermüde; aber er selbst las sie mit so großer Andacht, daß der Blick auf ihn bei den Anwesenden beständig Thränen hervorrief. — Wenn er die Messe geendigt, und seine Danksagung dargebracht hatte, dann kehrte er so in sich versunken auf sein Zimmer zurück, daß er oft an den Leuten vorbei ging, ohne sie zu bemerken, und sein Gesicht war so blaß wie der Tod, so daß er kaum einem Lebendigen ähnlich sah. —

In den letzteren Jahren seines Lebens gaben ihm in geistlichen Dingen erleuchtete Männer den Rath, um die

Erlaubniß nachzusuchen, in der Stille das hochheilige Meßopfer feiern zu dürfen, damit er sich seiner Andacht hingeben und mit größerer Freiheit des Geistes mit seinem Herrn und Heiland im Sakrament des Altars verkehren könnte. Papst Gregorius XIV. gestattete ihm daher, die Messe in einer kleinen Kapelle zu lesen, die an sein Zimmer stieß. — Wenn er daselbst an das „Agnus Dei“ kam, so gingen Diejenigen, welche der Messe anwohnten, hinaus und der Ministrant zündete eine kleine Lampe an, löschte dann die Altar-Lichter aus, verschloß die Fensterläden und verriegelte die Doppelthüre, so daß weder die Stimme des Heiligen noch irgend eine Gemüthsbewegung, welche er während dieser Zeit äußern mochte, gehört werden konnte. Wenn dieß geschehen war, so hing der Ministrant außerhalb der Kapelle eine kleine Tafel hin, auf welcher die Worte standen: „Stille! der Pater liest die Messe!“ In ungefähr zwei Stunden kehrte er zurück und klopfte an die Thüre; wenn der Heilige antwortete, so öffnete er dieselbe, zündete die Altarkerzen wieder an, und der Heilige setzte nun die Messe fort. Wenn er indeß auf das Klopfen keine Antwort gab, so wartete der Ministrant eine Weile und kam dann wieder, und dieß that er, bis der Heilige ihm das Zeichen gab, einzutreten. — Was innerhalb dieser Zeit zwischen Gott und ihm vorging, kann Niemand sagen; aber Diejenigen, welche ihm dienten, fanden ihn, wenn sie endlich in die Kapelle traten, in einem solchen Zustand, daß er dem Tode nahe schien. —

Bei der Ausspendung des allerheiligsten Sakraments an Andere, empfand er eine solche Andachts- und Liebes-Glut, daß sein ganzer Leib vor Jubel aufhüpfte zur großen Verwunderung Derjenigen, die ihn sahen. — Eine jüdische Convertitin ging einmal nach der Kirche St. Hieronymus, um die Communion von dem Heiligen zu empfangen. Als er das Ciborium in die Hand nahm, sah sie ihn so heftig zittern, daß die heiligen Hostien emporsprangen, und sein Angesicht glänzte, wie von Feuer; aber nach der Communion wurde er leichenblaß, wie wenn er ohnmächtig werden wollte. All' dieß war die Wirkung der außerordentlichen Andacht, mit welcher er das Sakrament spendete. — Fast das Nämliche begegnete dem florentinischen Kaufmanne Nero,

der eines Tages in Gesellschaft mit Barsum, dem Archidiakon aus Alexandrien in Aegypten, welcher von dem Patriarchen als Gesandter an den Papst geschickt worden war, von ihm die heilige Communion empfing. St. Philippus begann durch die Fülle seiner Andacht so zu beben, daß seine rechte Hand zitternde Bewegungen machte, und sich ungefähr eine Spanne über das Ciborium erhob. Nero fürchtend, es möchten einige Hostien herausfallen (was aber nie geschah), faßte voll Ehrerbietung ihn am Arme und hielt ihn fest, bis er die heilige Communion gereicht hatte. Als er nachher von ihm sich verabschiedete, zog ihn der heilige Greis nahe an die Brust, umarmte ihn mit Innigkeit und sprach: „Du hast mir heute Morgen ein wenig warm gemacht!“ Er spielte mit diesen Worten darauf an, daß Nero diesen Archidiakon mit sich brachte, für welchen er in seiner Messe ein besonders Gebet verrichtet hatte und noch inbrünstiger geworden als gewöhnlich, weil er ein Fremdling war und St. Philippus wußte, daß ihn eine sehr wichtige Angelegenheit zum Papste geführt hatte. — Ein anderes Mal, als er der Gräfin Julia Ursini die heilige Communion reichte, sah man die heilige Hostie, womit er communicirte, über seinen Fingern in der Luft schweben zur großen Verwunderung der Zuschauer. — Und eines Morgens wurde er selbst in der kleinen Kapelle eine Spanne vom Boden erhoben gesehen, während er communicirte. —

75.

Der Einsiedler und die Dienstmagd.

(Aus: Das Salve Regina von Simon Knoll.)

Es war ein Einsiedler in einem Walde, und zwar schon vierzig Jahre lang. Dieser gerieth nun einmal auf den wunderlichen Gedanken: er möchte einen Menschen sehen, der so weit in seinem Christenthume gekommen wäre, — wie er.

Da kam sein heiliger Schutzengel zu ihm und sprach: „Geh' mit mir, und ich will Dich zu einer Dienstmagd führen, die ist Dir gleich in Deinem Christenthum!“

Da ging der Einsiedler mit dem Engel in die Stadt

und in das Haus, wo die besagte Magd im Dienste stand. Und als er sie sah und fand, daß sie überaus fröhlich sei und mit Jedermann redete, verwunderte er sich höchlich, und hielt es für Unrecht, daß sie ihm in der Andacht sollte verglichen werden.

Er fragte sie daher: was ihre Uebung wäre; sie aber wollte es ihm nicht sagen, bis er sie bei der Liebe Gottes dazu ermahnte. Da begann sie und sprach:

„„Erstlich ist das meine Gewohnheit: Wenn ich des Morgens aufstehe, bitte ich Gott, daß Er sei der Anfang aller meiner Werke, und mich behüte vor Sünden. — Indem ich mich ankleide und mein Haupt bedecke, denk' ich an das Spottkleid, das man dem göttlichen Heiland angelegt, an die Stricke, mit denen man unbarmherzig ihn gebunden, an die Dornenkrone, die seine Schläfe umflochten hielt. — Lege ich die Schuhe an, so erinnere ich mich, daß mein Gottheiland Jesus Christus niemals Schuhe getragen und mir zu Liebe viel mühsame Wege gegangen ist!

Sodann bei all meinen Arbeiten mache ich mir gleichfalls fromme Gedanken: Wenn ich das Haus kehre, so gedenk', daß ich auch mein Herz durch aufrichtige Buße von Sünden auskehren soll. — Zünde ich das Feuer auf dem Herde an, so bitte ich Gott, er möchte auch in meinem Herzen das Feuer der göttlichen Liebe entzünden. — Wenn ich die Töpfe an's Feuer setze, so erinnere ich mich, daß auch der Christ an das Feuer der Leiden gestellt werden muß, um vor Gott wohlgefällig bewährt gefunden zu werden. — So oft ich ein Scheit Holz zulege, so erinnert mich das, wie gar viele Menschen durch böse Reden Zwietracht schüren und einander die Leiden vermehren. — Trag' ich das Holz herbei, so denk' ich an das schwere Kreuzholz, das der Herr durch die Schmerzensstraße auf den Richtplatz getragen. — So oft ich ein Messer brauche, denk' ich an die Lanze, welche die heilige Seite des Herrn durchstochen hat und an die vielen Peinigungen, welche die heiligen Blutzeugen aus Liebe zu ihm erlitten. — Wenn ich das Essen auf den Tisch trage, so gedenk' ich des letzten Abendmahls Jesu und der Einsetzung des allerheiligsten Sakraments des Altars, und bitte den barmherzigen Heiland, er möge bald wieder mit seinem gnadenvollen Himmelsbrod, das da ist sein kostbarstes

Fleisch und Blut, meine Seele speisen. — Wenn ich trinke, so erinnere ich mich des Essigs und der bitteren Galle, welche man dem Lamme Gottes am Kreuz in seinem Dürsten zur Erquickung anbot. — Und wenn ich alsdann das Geschirr abspüle, so bitte ich Gott, er möge mich abwaschen mit seinem hochheiligen Blute von allen Flecken der sündigen Welt, und mich zum gereinigten Gefäße seiner Gnade machen.

Und so übe ich mich alle Tage, und suche bei all meinen Arbeiten einen guten und frommen Sinn mit zu vereinen.

Wenn ich einen betrübten Menschen sehe, so bitte ich Gott von Herzen für ihn, und wünsche ihm eine gleiche Geduld, und Freudigkeit und Zufriedenheit des Herzens, wie Gott in seiner unendlichen Güte mir verliehen. Wollte Gott, ich könnte allen Betrübten das Leiden tragen helfen! Und so sind meine Gedanken immer mit dem bitteren Leiden Jesu beschäftigt, und meine Arbeit ist zumeist den ganzen Tag in das Leiden Jesu eingeordnet.

Selbst wenn ich die Betten mache, dann gedenke ich, wenn ich so dareinschlage und die Federn aufschüttle, daß auch der liebe Gott den Christen manchmal mit harten Schlägen aufrütteln muß aus der Unordnung und Fahrlässigkeit eines unbedachten Lebens, und bitte ihn, er möge mich nie in solche geistige Versunkenheit gerathen lassen.

Bei'm Ausziehen der Kleider gedenke ich des Heilandes, als man unbarmherzig ihm vor der Kreuzigung die Kleider herabriß; sein hartes Kreuzbett vergleiche ich mit meinem Ruhebett, seine heiligen Wunden sind der Zufluchtsort, in den ich allabendlich meine Seele für jene Zeit empfehle, da mein Leib in's Grab gelegt wird!"" —

Da nun der Einsiedler diese Reden gehört, dachte er bei sich selbst: „„Ach Gott, wie bin ich in meiner Vollkommenheit noch weit zurück! Ich lebe, von der ganzen Welt abgeschieden in dieser Einsamkeit, und Niemand hält mich ab, auch dieses Alles zu denken und zu betrachten; diese Dienstmagd aber thut solches mitten in ihren vielen und harten Hausarbeiten! Gewiß, wenn ich unter den Menschen wohnen müßte, wie sie: ich vermöchte nicht, eine solche Sammlung des Geistes zur Andacht zu bewahren! Diese Dienstmagd hat billig eine viel größere Belohnung von dir,

o Gott, zu erwarten, als ich und alle Anderen, welche sich selbst für fromm erachten, aber nicht im Stande sind, mit den Mühen der Arbeit das betrachtende Gebet zu verbinden!'" —

Der Einsiedler suchte wieder seinen Wald auf und erblickte in sich einen gar nachlässigen Diener Gottes, der noch sehr viel zu arbeiten habe, um sich nur einigermaßen der christlichen Vollkommenheit anzunähern, welche diese einfältige Dienstmagd bereits in so hohem Grade erreicht hatte, die ja so sinnig und so innig die betrachtende Maria und die arbeitende Martha in sich vereinigte inmitten des unausgesetzten Geräusches des sie umgebenden Menschengetümmels. —

76.

Eine Bekehrung im Grabe.

(Aus dem Französischen von J. von G.*)

In einem Gebirgsdorfe der Pyrenäen saß an einem Winterabend eine Gesellschaft von Männern plaudernd um das wärmende Feuer des Kamins, indeß die Frauen emsig ihr Spinrad drehten. Man sprach von Allerlei, und kam zuletzt auch auf das Sterben. — Da sagte einer der Männer, dessen Sprache und Benehmen den Städter zu verrathen schien: „Wenn es Euch nicht zu lange wird, will ich Euch erzählen, was ich selbst ehedessen erlebt habe."

„„Erzählet nur!"" riefen Alle, und er begann:

Ich verlor in einem und demselben Jahre meinen Vater und meine Mutter durch den Tod. — Gottes Gnade verleihe ihnen die ewige Ruhe! — Ich hatte keine Verwandten mehr und sozusagen keinen Freund; allein, ohne Stütze, mit krankem Herzen suchte ich Erleichterung für meinen Kummer und glaubte meinen Schmerz nur dadurch zu lindern, daß ich mein Vaterland verließ. Ich verkaufte meine ganze Habe und machte mich auf den Weg. Als einziges Eigenthum besaß ich das wenige aus meiner Heerde

---

*) Aus: Illustrirter katholischer Kalender von J. Lampert. —

gelöste Geld und einige Empfehlungsschreiben, welche der Herr Pfarrer mir gegeben hatte. Es ward mir nicht schwer, eine Stelle zu finden. Ich war noch jung. Zwanzig Jahre, eine Größe von fünf Fuß sechs Zoll, und mein ehrliches Gesicht reichten hin, um den Herzog von B..., der damals in Besançon war, zu bestimmen, mich, der ich seither nur die Kühe zu hüten wußte, als — Jäger in seinen Dienst zu nehmen.

Glücklicher Weise war meine Beschäftigung keine schwierige; ich ward zur Ausrichtung von Aufträgen verwendet; und wenn der Herzog, oder Jemand aus seiner Familie, ausfuhr, so öffnete ich den Wagenschlag, schloß ihn wieder, schwang mich dem Wagen hinten auf und rollte von dannen; auf das geringste Zeichen hatte ich zu merken und mußte stets bereit sein, Befehle anzunehmen und auszuführen. Alles dies war nicht mühsam und nichts desto weniger empfing ich einen sehr bedeutenden Lohn. Zweihundert Franken jährlich, Kost und Wohnung und sämmtliche Kleider, deren ich bedurfte: Federhut, gallonirter Rock und Hose, dicke Epauletts, und ein Jagdmesser an der Seite.

In der schönen Jahreszeit besuchte der Herzog seine unermeßlichen Güter; im Winter verweilte er zu Paris. Diese Lebensweise mißfiel mir nicht, und ich würde mich in mein Vaterland nicht zurückgesehnt haben, wenn man mir nicht fort und fort meine Einfalt, das heißt — meinen heiligen katholischen Glauben, zum Verbrechen gemacht hätte. Ging ich in die Kirche, um dem Gottesdienst anzuwohnen, oder betete ich vor und nach der Mahlzeit, oder oblag ich in freien Augenblicken der heiligen Rosenkranz-Andacht u. s. w., so schüttelte man spöttisch den Kopf und neckte mich; es schien, als hätten Alle sich verschworen, mich von der Religion gänzlich abzuwenden. Wer niemals gereist ist, und nur unsere Berge und ihre frommen Bewohner kennt, wird mir kaum glauben. Und dennoch ist's nicht übertrieben, wenn ich sage, daß man in der Welt fast auf jedem Schritte Dämonen findet, die uns zum Abfall vom Glauben und zum Sündigen anreizen! Da gilt's, auf dem Wege der Nachfolge Jesu Christi, und mit seinem Gnadenbeistand, getreulich den guten Kampf zu kämpfen, sonst geht man zu Grunde! — Das Haus des Herzogs von B... war mit solchen

Wesen angefüllt; denn vom Herrn bis zum niedrigsten Diener herab machte ein Jeder sich ein boshaftes Vergnügen daraus, die erhabensten Geheimnisse der Religion, die heiligen Sakramente, die kirchlichen Ceremonien, die Tugendübungen, ja alles Heilige in's Lächerliche zu ziehen. Gott sei Dank für die christliche Erziehung, die ich daheim empfangen hatte; ich dachte und sprach und handelte nicht wie sie, fand mich dadurch aber manchen peinlichen Unannehmlichkeiten allstündlich ausgesetzt.

Als meine Dienstgenossen merkten, daß mein Widerstand nicht zu besiegen sei und ich ihrer Meinung nicht beitreten würde, ließen sie mich endlich im Frieden, und ich konnte ungestört der Uebung meiner religiösen Pflichten obliegen.

Nur Eine Person, welche die Toilette der Herzogin zu besorgen hatte, heftete sich an meine Seele, wie ausgehungerte Blutegel an den Körper eines Kranken; es schien fast, als habe sie die Verpflichtung übernommen, meine Seele dem bösen Feinde zu überliefern.

Sie hieß **Julie**; Familien-Name und Vaterland derselben waren mir nicht bekannt, kommen auch hier nicht weiter in Betracht. Wichtig aber ist es, daß diese Julie im Grunde ihres Herzens nicht ungläubiger war, als Ihr und ich. Sie ahmte ihrer Herrin nach und wollte gleichfalls, wie diese, für eine Person von Geist und Freisinnigkeit gehalten werden, indem damals die Verspottung der Religion als das ächte Kennzeichen der „Bildung" angesehen wurde. Alle ihre Gottlosigkeit, welche sie in ihren Reden aussprach, entsprang sonach aus ihrem Stolze. Es war Verstellung und nichts weiter.

Wenn Julie über die Religion mit mir ein Gespräch anknüpfen wollte, dann schwieg ich gewöhnlich, um sie nicht zu noch mehr unverantwortlichen Lästerungen aufzustacheln. Ich ließ sie ruhig reden, bis sie sich erbost zurückzog. Und dennoch ergriff sie jegliche Gelegenheit, um auf denselben Gegenstand zurückzukommen. Einst bei einem Nachtessen, wobei sie ihren Spötteleien und Gottesschändungen wieder freien Lauf ließ, sagte ich endlich zu ihr: „Julie Sie sollen sehen, das wird noch übel werden; Gott läßt Seiner nicht spotten und muß die Geduld verlieren, und wird Sie

strafen! Jetzt sind Sie kecken Sinnes und Wortes, aber wie kleinlaut wird Ihr Uebermuth noch enden!“ Hohnvoll antwortete sie: „„Bah! Ich spotte Gottes und seiner Macht; denn wer kann's verbürgen, daß es Einen gibt? Wer hat ihn gesehen und gehört? Der Glaube an Gott gehört den kleinen Kindern und alten Frauen!““

Solche Reden flößten mir, offen gestanden, Furcht ein; ich glaubte, Gottes Strafgerechtigkeit müsse den Blitzstrahl des Verderbens auf diese Frevlerin herabschleudern und das Haus über uns zusammenstürzen! — —

Am nächsten Morgen fand ich mich zur gewöhnlichen Stunde im Vorzimmer ein, um Befehle zu erwarten. Man fragte mich, ob ich Julie nicht gesehen habe, und ich erfuhr auf meine verneinende Antwort: daß man sie bereits seit einer Stunde suche und nicht finde. Da brach man ihre Kammer auf, und dort lag sie todt auf ihrem Bette ausgestreckt. Der Arzt ward gerufen, bestätigte das wirkliche Ableben, und am andern Tage ward der Leichnam der allplötzlich Verstorbenen beerdigt. Wir befanden uns auf des Herzogs Gute in Saintonge, und da wir wenig Beschäftigung hatten, so begleiteten wir Alle den Sarg zur letzten Ruhestätte. Daselbst hatten wir Gelegenheit, sehr ernsten und schmerzvollen Betrachtungen uns hinzugeben, denn — dieser Tod erschien uns als eine Wirkung des göttlichen Zornes und selbst die Gottlosesten mußten laut bekennen: daß Julie Unrecht gethan habe, die Religion zum Gegenstand ihres Spottes und ihrer Beschimpfungen zu wählen.

Was mich anbelangt, so betrachtete ich nicht den Tod an sich selbst als das Schrecklichste bei diesem Ereignisse. Ich beweinte nur seine Folgen. Wo ist Julien's Seele jetzt? fragte ich mich bang und sorgenvoll. Wenn Gott den ohne die heilige Taufe gestorbenen Kindern — Kindern, welche nur der Sünde unserer ersten Eltern schuldig sind, die Seligkeit seiner Anschauung versagt: wie soll er sie Denjenigen zu Theil werden lassen, die da täglich sein Dasein, oder seine Allmacht und Gerechtigkeit geläugnet und ihn nicht als ihren allerhöchsten Herrn anerkennen wollen? Er wird sie gewiß nicht als seine Kinder, seine Erben betrachten, und sich nicht darauf beschränken, sie nur von dem Himmel auszuschließen. Welche andere Wohnung wird er

ihnen zuweisen, als diejenige, von welcher Er selbst bezeugt: „daß Heulen und Zähneknirschen dort sein wird.“ Ach, Julie leidet schon; ihre ewige Strafe hat begonnen; nimmer wird dieselbe enden! Es ist entsetzlich, unvorbereitet in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!

Solch tiefdunkle, schwer darniederbeugende Gedanken verfolgten mich allenthalben und erfüllten meine Seele mit so peinlichem Wehe, daß mir alle Arbeit verleidet ward. Immer seufzte der Schmerz in mir: „O, daß ich doch nie ein Ungläubiger werden möchte!“ Das Dasein Gottes zu läugnen, ist ja eben so albern und unsinnig, als wollte man bei'm hellen Tage behaupten, es sei stockfinstere Nacht; eine Unzahl von Menschen schämt sich aber dieser Albernheit nicht. O, daß ich nie dem Versuchen des Unglaubens nachgäbe und ein Gotteslängner und dadurch ein Gottloser würde! Lieber will ich fliehen aus dieser pestartigen Umgebung und aus einem Lande scheiden, wo Gottesspott als ächte Tugend und Weisheit gilt! Ich will dahin, wo das heilige Kreuz meines göttlichen Erlösers noch in hohen Ehren gehalten wird durch den kindlichen Glauben an Gott, die allerheiligste Dreifaltigkeit, der die Welt überwindet, heiligt und allein selig macht! — Und alsbald faßte ich den Entschluß, auf meinen sonst so guten Dienst zu verzichten und in die Berge meiner Heimath zurückzukehren, sollte ich dort auch die schwersten Arbeiten verrichten und alle Unbequemlichkeiten ertragen müssen!

Die Beerdigung hatte des Morgens um neun Uhr Statt gefunden. Um fünf Uhr Abends erscheint der Sakristan, der zugleich Todtengräber war, auf dem Schlosse. Athemlos vom raschen Laufen fragte er nach dem Herzoge. — „Er ist im Saale,“ hieß es, „hat aber Gesellschaft dort.“ — „„Was kümmert mich die Gesellschaft, ich muß ihn sprechen!““ — Er reißt die Thür auf und fällt wie eine Bombe in die glänzende Versammlung, welche das Leichenbegängniß am heutigen Tage nicht gestört hatte, sich ihrer tollen Laune, wie alltäglich, zu überlassen.

„Herr Herzog, die Kammerfrau Julie, die wir heute Morgen beerdigten, ist nicht todt; sie ruft um Hilfe! Solche Worte in einem Kreise, wo man an nichts weniger als an den Tod dachte, und der Ton, mit welchem sie ge-

sprochen wurden, unterdrückten in einem Augenblicke die lärmende Freude; Schrecken malte sich in allen Mienen. — Der Herzog hatte sich zuerst gefaßt. — „„Es ist nicht möglich,““ sagte er mit erheuchelter Ruhe; „„sie ist vorgestern Nacht gestorben und gestern hat der Arzt ihren Tod bestätigt! Wär' es ihr eingefallen, wieder zu erwachen, so würde sie sicher vor der Beerdigung daran gedacht haben! Die Furcht, mein Freund, führt euch irre!““ — „Herr Herzog, ich bin ein Todtengräber; Tag und Nacht schaffe ich auf dem Kirchhofe und kenne die Todten zu gut, als daß ich mich vor ihnen fürchten sollte. Zwei Schritte von ihr entfernt, grub ich ein neues Grab, da hörte ich ein dumpfes Geräusch aus der Erde erdröhnen, anfangs glaubte ich mich zu täuschen; aber es erklang von Neuem; ich legte mein Ohr auf die frisch aufgeworfene Erde und vernahm deutlich die Worte: „„Hilfe! Hilfe!““ — „„Aber warum habt Ihr nicht aufgegraben, wenn Ihr sicher gewesen, Euch nicht zu täuschen?““ bemerkte fragend der Herzog. — „Das kann nur in Gegenwart der Behörden geschehen. Weil aber unser Bürgermeister drei Viertel Meilen von hier entfernt wohnt, und der Herr Pfarrer einer armen Frau, die in zwei oder drei Tagen vielleicht ebenfalls beerdigt wird, die letzte Oelung reicht, so dachte ich, Ihr würdet es etwa auf Euch nehmen, das Grab öffnen zu lassen, ohne Euch dadurch Unannehmlichkeiten zuzuziehen!“

Der Herzog von B... bat die Gesellschaft, sich wegen des Vorfalles nicht beunruhigen zu lassen, stieg mit zwei Freunden in den Wagen, und ich folgte ihm nach dem Gottesacker.

Wir legten das Ohr auf die Erde, hörten aber nichts, nicht den leisesten Ton; der Todtengräber aber versicherte heilig und theuer, sich nicht getäuscht zu haben. Wir machten uns an das Werk und in weniger als einer Viertelstunde war das Grab geöffnet. Wir zogen den Sarg heraus und erbrachen den Deckel.

Es unterlag keinem Zweifel mehr, daß Julie lebend begraben wurde. Ihre Haare und das Leichentuch waren zerzaust und ihr Körper blutete. Wir legten unsere Hand auf ihr Herz, um uns zu überzeugen: ob es noch schlage? — Da seufzte Julie tief, wie ein Mensch, der lange der Luft beraubt war, suchte sich zu erheben und stammelte

leise: „Mein Gott, ich danke Dir!“ Ich trug sie in den Wagen; und da der Pfarrer eben zurückkehrte, so benachrichtigte ihn der Herzog von dem Ereignisse, und ersuchte ihn, die Kranke bei sich aufzunehmen, damit im Schlosse durch die Rückkehr einer Todtgeglaubten kein Schrecken verbreitet würde. Er versprach zugleich ihr Hilfe und seinen Arzt zu senden. Der Pfarrer willigte ein. Julie ward also in's Pfarrhaus gebracht, und ich erhielt den Befehl bei ihr zu bleiben, so lange man meines Beistandes bedürfe.

Ich blieb bis zum andern Morgen.

Julie, nachdem sie sich erholt hatte, erzählte uns:

„Als ich wieder erwachte, war ich eiskalt. Ich öffnete die Augen und sah nichts; ich wollte mich aufrichten, und konnte nicht; ich wollte meine Füße erheben, und konnte nicht; ich wollte meine Arme ausstrecken, und konnte nicht. Ich war fest in ein Leinen eingewickelt; zur Rechten fühlte ich eine Mauer, zur Linken und über mir gleichfalls eine Mauer. Sie waren kalt, diese Mauern, und so nahe, daß sie mir jede Bewegung versagten. Anfangs glaubte ich zu träumen; allein ich zitterte am ganzen Körper und erinnerte mich nicht, jemals im Traume gezittert zu haben. Ich suchte meine Sinne zu sammeln und fand, daß ich noch zu denken vermochte. Ich erforschte mein Gedächtniß und erinnerte mich, daß ich, wie gewöhnlich, zur Nachtruhe gegangen bin. — Sollte ich denn nicht in meinem Bette sein? — Das ist wahrlich keine Matratze, auf der ich liege! — Wo bin ich denn? — Sollte man mich todt geglaubt haben? — Hat man mich begraben? — Der Gedanke durchfuhr rasch wie der Blitz meinen Geist und trieb mir den Schweiß zu allen Poren heraus. Ich taste, bewege mich, rufe — Niemand antwortet; meine erstickte Stimme hat keinen Klang; sie bleibt bei mir im Grabe! — O Graus, nun ist's gewiß: ich lieg' in einem Sarge!!! — — Zwanzig Mal sagte ich mir: „Es ist nicht möglich!“ Und die dicke dumpfe Luft, das Tuch, die Wände, die Kälte, die Finsterniß, das Schweigen, Alles antwortete: „„Was dich umhüllt, ist ein Leichentuch, du liegst im Sarge!“

Ihr wisset nicht, was es heißt, lebendig begraben zu werden; ach, möchtet Ihr es auch nie erfahren! — O

wie gut bist Du, großer Gott, daß Du mich befreit hast! — Herr Pfarrer," fügte sie hinzu, indem sie sich an den würdigen Geistlichen wandte, der ihr zuhörte, „ich bin ein elendes Geschöpf, ich verdiene eine so große Gnade nicht, ich sollte verdammt sein! Ich habe seither nicht täglich ein Mal, sondern hundert Mal meinen lieben Gott verachtet, gelästert und mit Spott die Religion überhäuft! Fraget nur diesen Jäger hier, ob ich nicht die allerschändlichste der Creaturen bin!"

Einige Augenblicke ließ sie ihren Thränen freien Lauf und fuhr dann fort: „Ein fieberhafter Wahnsinn bemächtigte sich meiner Seele, als mein Elend mir klar ward. — Hier also sollst du dein Dasein enden — ohne Hilfe, ohne Trost! Allein in der schwärzesten Nacht unter den Todten! Mein Kampf wird langsam und schmerzlich sein! Der Hunger wird an mir nagen — der Hunger in einem Grabe!! — Ich sammle alle meine Kräfte; ich stoße lautes Geschrei aus; es prallt zurück und erstickt mich fast! Ich horche... keine Antwort! Ich rufe... vergebens! — Ich strecke mich, will die Bretter zerbrechen und die Erde aufwühlen, aber nichts will weichen! Ich erschöpfe mich in vergeblichen Anstrengungen! — Ich war außer mir und überließ mich der heftigsten Wuth; ich rief den Tod an, daß er recht bald mich heimsuche! — Ich schlug mit der Stirn wider den Sarg und zernagte ihn mit den Zähnen! — Alles dies war entsetzlich in der That; aber es war wahrlich Seligkeit gegen Das, was ich empfand, als ich plötzlich an Gott und die vergeltende Ewigkeit dachte! Wie sollte ich vor dem Herrn erscheinen, den ich so oft beleidigt hatte? Wie wird er mich aufnehmen? Welche neue Strafen wird Der erfinden, der mich schon jetzt auf eine so martervolle Weise züchtigt? Ich wünschte nicht mehr zu sterben, und so lange nicht, bis ich einigermaßen die schuldige Büßung und Genugthuung dem Herrn hienieden geleistet hätte.

Guter Gott, seufzte ich, Gott der Barmherzigkeit, der Du aus Liebe zu uns armen Sündern deinen Eingebornen Sohn in die Kreuzespein auf Golgatha zur Erlösung der Menschheit dahingegeben: ich verdiene nicht, daß Du nur einen einzigen Blick deines Mitleids mir zuwendest; ich habe deine Allmacht und Heiligkeit verspottet; ich habe Dich, mei-

nen himmlischen Vater verspottet, meinem göttlichen Heiland das Taufgelöbniß gebrochen und gegen den heiligen Geist gesündigt! Ich handelte immer so, als ob ich dich verabscheute, und selbst meine Mitmenschen wollte ich zum Abfalle vom christlichen Glauben verleiten! Schnödeste Sucht nach der falschen Ehre der Welt, als eine Aufgeklärte von ihr gerühmt zu werden, stürzte mich in diesen Abgrund! Ja! ich bin deiner Verzeihung unwürdig; dein Zorn ist gerecht; ich verdiene die Hölle! Und doch blicke ich aus diesen meinen Greueln vertrauensvoll zu Dir empor! Himmlischer Vater, Du hast ja einen Sohn, der noch immer am Kreuz die Arme weit ausspannt, um in Huld und Versöhnung die bußfertigen Sünder zu ihrer Begnadigung aufzunehmen! Das Lamm Gottes starb ja auch zu meiner Erlösung! Sieh' nur an seine heiligen Wunden, in die ich im Geiste mich flüchte! Auch für mich hat Jesus Christus auf Golgatha gefleht: „„Vater, vergib ihr!““ Ach, am Kreuze bat er Dich, mir Verzeihung zu erweisen; ach, ach, gewährst Du die Bitte eines so guten Sohnes nicht, der für Das stirbt, um was er fleht?

Ich bereue, o Gott, von ganzem Herzen meine Verbrechen; ich verabscheue sie und möchte sie mit meinem Blute abwaschen!

Göttlicher Heiland, guter Hirt, wenn ich seither deine Gnade von mir stieß, so verweigere sie mir in diesem Augenblicke nicht! Heilige Jungfrau Maria, Mutter Gottes, Zuflucht der Sünder, Trösterin der Betrübten, eile mir zur Hilfe; bitte Gott, daß er mich im Grabe lasse, bis ich gereinigt sei durch eine vollkommene Reue, oder daß er meinen Tod annehme zur Aussöhnung für alle meine Sünden! — —

Bei Vollendung dieses Gebets hörte ich plötzlich über mir das Geräusch einer Schaufel, welche wider einen Stein stieß. Es durchzuckte mein ganzes Wesen. Ein neuer Hoffnungsstrahl drang in meine Seele, und nochmals rief ich laut: „Hilfe! Hilfe! Ich ersticke! Ich sterbe!“ — Ich weiß nicht, ob ich mich täuschte, aber es schien mir, als antwortete man: „„Sogleich! ich komme wieder!““ — Wie viel Zeit nach jenen Trostesworten verfloß, weiß ich nicht; denn mit dem Eintritt in's Grab setzt man den Fuß in die Ewigkeit; die Stunden gehen dahin, und man weiß sie nicht zu messen. —

Das Gebet machte mich ruhiger und gefaßter; geduldig erwartete ich den Retter, den die göttliche Vorsehung mir versprach. — Die Luft, welche ich athmete, ward indessen dicker; mein Herz schlug stärker; es schien mir, als wolle mein Kopf zerspringen und das Blut durch die Augen quellen; meine Gedanken verdüsterten und verwirrten sich, ich glaubte zu sterben! Noch ein Mal flehte ich Gott um Gnade an, bat Maria, mich zu beschützen und Jesum Christum, mich aufzunehmen! Dann verlor ich das Bewußtsein! —

Ich erwachte auf der Erde. —

Nun danke ich Gott inniglichst, daß Er mir diese harte Lehre gab; ich will sie wohl zu meinem Seelenheile benützen! Nie mehr werde ich die Ungläubige spielen! Der Rest meines Lebens sei der Buße und dem Gebet gewidmet! Wie sollte ich Ihn nicht lieben? Er zog mich aus dem Grabe zur gründlichen Besserung meines Lebens, eine Gnade, für deren Hochwerth ich ihm nicht genug zu danken weiß; denn — ohne sie — wäre ich jetzt schon verdammt!" — —

Julie hielt Wort; sie hatte sich während ihrer Dienstzeit über 1500 Franken erspart: die eine Hälfte gab sie dem Todtengräber, der sie gerettet hatte, die andere vertheilte sie unter die Armen und ging dann in ein Ursuliner-Kloster. — —

Einen Monat später verließ ich Besançon und eilte unsern Bergen zu. —

77.

Der Rüde bei Solingen.

(Aus: Preußens Volkssagen von Ziehnert.)

Es war am vierten Tage vor dem hochheiligen Christfeste des Jahres 1424, um das Nachtwerden, als die Ritter und Jäger des jungen Herzogs Robert von Berg von der Jagd heimzogen nach Solingen. — Tiefer Schnee lag auf Berg und Thal und hatte die Mühen des Tages um ein Ziemliches vermehrt; aber die rüstigen Männer waren heut doch wohl zufrieden, da zwei Wagen, mit allerlei Wildpret befrachtet, ihnen folgten. Rasch und schweigend rückte der

Zug durch das Wupperthal, denn die harte Kälte trieb zur Eile, und der schneidende Wind wehrte den Waidmännern heute Gespräch und Gesang.

Da wurden ihrer Einige inne, daß der Herzog selbst nicht in ihrem Zuge sei, und sie frugen einander nach ihm, jedoch Niemand wußte Bescheid. Sie hielten deßhalb die Rosse an und stießen in ihre Hüfthörner, dem Herzoge damit ein Zeichen zu geben; aber, wie sie auch lauschten, keine Antwort erfolgte. Nun zweifelten sie nicht länger, daß derselbe weit vor ihnen schon auf das Schloß zurückgekehrt sein müsse, und ritten unbekümmert weiter.

Plötzlich indessen sprang vom Bergeshang ein Rüde durch den tiefen Schnee heran, und umkreiste mit kläglichem Gebell den Zug und ließ sich nicht abwehren mit den Peitschen, sondern that so ängstlich und zerrte so hastig die Jäger an den Mänteln, daß sie beschlossen, ihm zu folgen. — Rasch und freudig wedelnd sprang jetzt der Rüde seitwärts durch das überschneite Gestrüppe und Gestein, ihm nach in banger Erwartung die Jäger. Er führte sie weit auf die schroffen Berge an der Wupper und zuletzt sprang er heulend von der Felsenhöhe hinunter. Auf kurzem Umwege folgten ihm die Ritter und fanden ihn unten wieder.

Kläglichster Anblick!

An allen Gliedern zerschlagen und verletzt und von der Kälte halberstarrt — lag Herzog Robert im Schnee, und unter ihm sein zerschmettertes Roß. — Der Rüde leckte dem Herzog die Wunden und hauchte ihn an mit erwärmendem Odem.

„Um Gott, Herr! was ist Euch? Ihr seid übel zugerichtet und habt einen schlimmen Sturz gethan?“ So frugen die Jäger den Herzog, indem sie ihn aufhoben und in ihre Mäntel hüllten.

„„Einen schlimmen Sturz!““ erwiederte der Herzog, so gut er's in seinem kläglichen Zustande vermochte. „„Denn sehet, mein Roß ist zu Tode gestürzt, und ich selbst blute aus vielen Wunden und hätte wohl elend hier umkommen müssen, wenn mein treuer Hund nicht Euch zu meiner Rettung berufen hätte!““

Der Herzog hatte mit seinem Rüden einen Hirsch verfolgt und war in unvorsichtigem Eifer und bei dem Dunkel-

werden, durch welches trügerisch der Schnee leuchtete, mit dem Rosse von der Felsenwand herabgestürzt. Als er aus seiner Ohnmacht wieder erwachte, fand er den treuen Rüden bei sich, der ihm das starre Blut von den Wunden leckte und zuletzt forteilte, um Hilfe zu holen, was ihm denn auch gelungen war.

Die Ritter trugen den Herzog, der wiederholt ein herzliches „„Gott sei Dank!““ ausrief, auf den Armen nach dem Wupperhofe, wo er unter sorglichsten Pflege der Seinen bald von allen Wunden genas.

Sein erster Ausgang war nach jenem Felsen, von dem er herabgestürzt war. Hier dankte er Gott inbrünstig für seine Rettung; und als der Rüde, der nicht von seinem Krankenlager gewichen und ihn auch jetzt begleitete, freudig an ihm hinaufsprang, da drückte er denselben an's Herz mit dankbarer Rührung. — Und damit die Treue des Hundes auch der Nachwelt kund werde, so ließ er ein riesiges Conterfei desselben in Stein hauen und auf der Höhe jenes Felsens aufstellen.

Dort hat es lange gestanden, bis es zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein arger Sturmwind hinab in die Wupper warf. Wo es aber gestanden hat, die Stelle heißt noch heut „am Rüden.“ —

78.

Die Romfahrt in Luzern.

(Aus: Das festliche Jahr von O. von Reinsberg-Düringsfeld.)

Jährlich am Vorabend des Festes Mariä-Verkündigung findet in Luzern eine kirchliche Feierlichkeit Statt, welche sich nicht weniger durch ehrwürdiges Alterthum wie durch festliche Pracht auszeichnet: es ist der sogenannte „Musegger Umgang“ oder das „Fest der Romfahrt.“

Nach uralter Sage wüthete in den ersten Zeiten der Erbauung der Stadt eine fürchterliche Feuersbrunst, welche bei den engen Gassen und den hölzernen Häusern die ganze Stadt in Asche zu legen drohte. In solcher Noth gelobten die Bürger: „wenn der Brand gelöscht würde, all-

jährlich drei Bürger nach **Rom** zu schicken, um dort ihre frommen Dankopfer an der Grabesstätte der heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus niederlegen zu lassen." Das Feuer hörte auf, und das Gelöbniß wurde ausgeführt.

Doch bald fühlte man die Schwere des gethanen Gelübdes — namentlich ob des großen Kostenaufwandes, der mit der Verwirklichung desselben nothwendig verbunden war. Bereits nach einigen Jahren stellte daher der Rath und die Gemeinde der Stadt an den heiligen Vater das Gesuch: „„sie ihres Versprechens entbinden und dasselbe in eine jährlich abzuhaltende feierliche Prozession um alle Ringmauern der Stadt verwandeln zu wollen."" — Der Papst entsprach bereitwillig dem Verlangen der Luzerner, und fügte dem Erlasse noch eine ganz besondere Ablaß-Bulle hinzu.

In Folge dessen bestimmte eine Rathsverordnung vom Jahre 1252: „„Daß auf Unser Lieben Frauen Abend im März alle Priester der Stadt mit ihren Heiligthümern um die Stadt und über die Musegg ehrwürdiglich gehen, ihnen aus jedem Hause je ein ehrbarer Mann mit Andacht folgen und hinter ihnen demüthiglich die Frauen kommen sollten. Auf der Musegg soll die päpstliche Ablaß-Bulle verlesen und der wohlgelehrteste Priester in lateinischer und deutscher Sprache eine würdige Predigt halten und die Vaterstadt Gott anbefohlen werden, damit sie nicht, wie oft vor Zeiten, mit Feuer, Kummer und Krieg heimgesucht werde. Die Räthe sollen jedem Priester Fische geben und des besten Weines um Gottes willen. Auch den armen Dürftigen im Spital, den Aussätzigen in der Sänti, und selbst den Frauen im Frauenhaus und allen armen Menschen sollen Fische gegeben werden, eben so Wein, nach altem Herkommen. Das Gleiche soll auch jedem der Räthe zukommen."

Geistlichkeit und Rath wetteiferten in dem Bestreben, diese kirchliche Gelübde-Feier zu einem beliebten religiösen Volksfeste umzuwandeln. Die Zunft der Rebleute oder Winzer legte an der Halde vor der Stadt und an der Musegg innerhalb der Ringmauer eigens Weinberge an, von deren Ertrag der Festwein auf Staatskosten den fremden Besuchern des Festes kredenzt wurde; und wenn diese Weinspenden, die sich oft auf 1400 bis 1500 Maaß beliefen, auch längst auf-

gehört haben, so wird doch noch immer allen Priestern, welche die Romfahrt besuchen, das sogenannte „Fisch-Geld“ verabreicht, wie groß auch ihre Zahl sei. Denn nicht selten sah man zwei- bis dreihundert Geistliche aus Nah und Fern am Feste Theil nehmen, und mit ihnen reichskaiserliche und königliche Abgeordnete, päpstliche Legaten und Nuntii.

Drei Tage lang dauert die Zeit für die Gewinnung des Ablasses, indem sie mit Sonnenaufgang am Tage vor Mariä-Verkündigung beginnt und mit Sonnenuntergang am Tage nach dem Feste endigt, und groß sind die Vollmachten, die dem Priester für diese Gnadenzeit vom Oberhaupte der Kirche bewilligt sind.

Wahrhaft prächtig und malerisch zugleich ist aber auch der Fest-Umgang selbst.

Von der Stiftskirche im Hof, die außer den Stadtmauern liegt, bewegt sich die feierliche Prozession hinab an das Ufer des See's, wo sie mehrere große Schiffe besteigt und unter dem Geläute aller Glocken der Stadt, unter Musik, Choralgesang und Gebeten an's linke See-Ufer zu der damaligen sogenannten großen „Schiffhütte“ hinüberfährt, um dann längs der Ringmauer des Hirschengrabens und dem Ufer der Reuß entlang bis hinab in die Nähe des Nölli-Thurmes, eines runden, bollwerkähnlichen Mauerwerkes, zu der eigens für die Prozession erbauten Brücke über die Reuß, und von hier aus hinauf nach der Anhöhe der Musegg zu der auf der ihrem flachen Rücken stehenden offenen Kapelle zu ziehen. Der Weg, welcher sich von der Brücke die Höhe der Musegg hinanwindet und in Schlangenwindungen auf der Ostseite wieder hinuntersteigt, wird für das Fest jedesmal mit frischem Sägemehl bestreut, und auf der Höhe neben der Marien-Kapelle ist eine Feldkanzel aufgeschlagen, von welcher herab die Ablaß-Bulle feierlich verlesen, und nach einem allgemeinen Gebete eine Predigt in deutscher Sprache gehalten wird, bevor sich der Zug wieder in Bewegung setzt, um nach der Stiftskirche zurückzukehren.

Die verschiedenen Landestrachten, besonders der weiblichen Pilgerinnen, die flatternden Fahnen, die rothen Röcke der Chorknaben, die weißen Chor- und goldenen Meßgewänder der Geistlichen, die braunen Kutten der Kapuziner und die

schwarzen der Waldbrüder geben der Prozession ein sehr belebtes, farbenreiches Aussehen.

Voran schreitet gemessenen Schrittes der Waibel des Chorherrenstiftes mit seinem silbernen Stab, in gelbem und schwarzem Mantel. Neben ihm gehen zwei Chorknaben mit brennenden Kerzen. Dann folgen das Kreuz und drei Fahnen, die Eremiten oder Waldbrüder aus den fünf katholischen Orten der Inner-Schweiz, die Männerbruderschaft der Stadt, das silberne Bildniß des seligen Nikolaus von der Flüe in ihrer Mitte, die ehrwürdigen Väter Kapuziner, die feierliche Choral-Musik mit Trompeten und Posaunen und zahlreichen Sängern, die Kapläne und Chorherren des Stiftes im Hof, die uralte Ablaß-Tafel unter einem chinesischen Thronhimmel, und endlich das Hochwürdigste Gut, getragen von einem hohen geistlichen Würdenträger und umgeben von Leviten und dienstthuenden Chorknaben unter dem großen Baldachin, den vier Mitglieder der städtischen Verwaltung halten. Hinter dem Venerabile gehen der Schultheiß oder Präsident der Landesregierung mit Abgeordneten derselben und dem Staatsschreiber; der Präsident und die Mitglieder des Obergerichtes, die städtischen Behörden mit den Waibeln im weißen und blauen Mantel, in der sogenannten Landesfarbe, sämmtliche Beamten mit großen brennenden Wachskerzen. Eine Abtheilung Jägersoldaten schließt den Zug, welchem eine unzählbare Masse Volkes betend und singend nachfolgt. —

79.

Die Höhlen von St. Peter in Mastricht.

(Aus: Auf der Wanderschaft.)

Eine der bewunderungswürdigsten, durch Menschenhände ausgeführten Arbeiten sind ohne Widerspruch die Höhlen von St. Peter in Mastricht, welche in geringer Entfernung von der Stadt sich unter die benachbarten Gebirge der Maas einsenken, und von da beinahe bis Lüttich erstrecken.

Diese ungeheuern unterirdischen Gewölbe, durch welche da Wege, Straßen, Plätze und Kreuzwege ziehen, haben, wie die Catacomben von Catania, Neapel, Rom, Paris u. s. w.

ihre Entstehung der Ausgrabung von Steinen zu verdanken; hier wurden die Steine gebrochen, welche zur Erbauung von Mastricht und Lüttich gedient. Niemand weiß, zu welcher Zeit die ersten Brüche dieser Gewölbe geöffnet worden sind.

Die Höhlen von Mastricht erinnern auch an die unermeßlichen Mammuths-Höhlen von Kentucky in den vereinigten Staaten. Der größte Theil der Straßen dieser unterirdischen Stadt ist seit 2000 Jahren ausgegraben, sie bilden ein so verwickeltes, undurchdringliches Labyrinth, daß jenes von Creta keinen Vergleich damit aushalten könnte.

Der Eingang in die Höhlen von St. Peter dient als Denkmal. Man gelangt in dieselben durch eine Vertiefung von fünfzig und eine Höhe von vierzig Fuß. Der Fels des Berges ist bröckelig, allein er härtet sich an der Luft und wird sehr fest. — Von dem Eingange ausgehend, durchkreuzen und verschlingen sich alle Straßen; die eine von der andern abgesondert, verbinden sich dieselben unter sich durch Oeffnungen, und oft zieht man an grundlosen Schlünden und fürchterlichen Abhängen vorüber, die man nur mit größter Vorsicht umgehen kann.

In diesen Gewölben, wo die größte Stille herrscht und wo die Wärme sich stets auf zehn bis zwölf Graden erhält, dehnt sich der Schall aus, und wird durch unzählige Nachklänge (Echo) wiederholt, und man kann mit Einem Wort einen Aufruhr von hundertfachen Mißlauten hervorrufen. Im Fortschreiten durch die Finsterniß erzählen die Führer den Besuchern verschiedene Geschichten von den in den Gängen verunglückten Wanderern.

In der Reihe dieser traurigen Erzählungen gibt es mehrere, deren Glaubwürdigkeit nicht zu bezweifeln ist. Zum Beispiele:

Vier Franziskaner-Mönche aus dem auf den Höhen über den Höhlen von St. Peter gelegenen Kloster Salvande hatten den Plan entworfen, in dem Innern dieser unterirdischen Gewölbe eine Kapelle zu errichten. Die milde Temperatur, welche darin waltet, zog die Bewohner der Gegend an, namentlich im Winter; überdieß lebte man in der Zeit, in welcher der Krieg Deutschland verheerte, und die armen Arbeiter fanden da eine unerreichbare Zufluchtsstätte; hierher führten sie ihr Vieh, brachten sie ihre Vorräthe von Oel,

Gemüsen und sonstigen Nahrungsmitteln für Menschen und Thiere. Sie hatten in die Felsen Backöfen eingehauen; und, auf diese Weise mit Lebensmitteln versehen, konnten sie mehrere Monate dort vor jeder Gefahr geschützt zubringen. — Die vier Franziskaner hatten erkannt, daß den Bewohnern der Höhlen von St. Peter doch etwas fehle, und zwar — die Feier des hochheiligen Meßopfers, und deßhalb beschlossen sie, eine Kapelle zu erbauen und zur Ausführung dieser hehren Absicht die Gänge zu untersuchen. Anstatt sich nun der Führer zu bedienen, wollten sie sich dem von den Griechen gebrauchten Mittel anvertrauen und hatten sich mit einer ungeheuern Rolle Bindfaden versehen; sie befestigten das erste Ende an der Stelle, an welcher die gebräuchlichsten Wege aufhören und drangen in die unbekannten Gänge ein. Nachdem sie nach verschiedenen Seiten hin, so weit der Bindfaden reichte, umhergeirrt waren, gelangten sie an einen abgelegenen Ort, und daselbst zeichnete Einer der Väter mit Kohle auf eine Steinmauer die noch erhaltene Ansicht der Hochebene von St. Peter, vom Ufer der Maas aus aufgenommen, von wo her man das Kloster Salvande sehen kann. Nachdem er über diesem Entwurf den Tag der durch sie gemachten Entdeckung bezeichnet, wollten sie wieder zurückkehren; aber bald bemerkten sie mit Entsetzen, daß die leitende Schnur ihnen entgegenkam. Die Schnur war abgerissen. — Nun hatten aber die vier Mönche auf ihrer Wanderung ihre Lebensmittel aufgezehrt und ihre herabgebrannten Fackeln waren dem Erlöschen nahe. Sie befanden sich in einer ungeheuern Tiefe, ohne ein Merkmal, wohin sie ihre Schritte lenken sollten; von aller menschlichen Hilfe verlassen, konnten sie sich nur für ihr letztes Stündlein der Barmherzigkeit Gottes empfehlen. Zwei Tage lang irrten sie von Gang zu Gang, ihre Stimme erstarb unter schmerzlichem Hilferufen, ihre Hände betasteten die Wände der Felsen, um einen Ausweg zu finden: vergebliche Anstrengungen! Getrennt von einander — mußten sie dem Hunger erliegen und sterben: vereinzelt, erschöpft, abgezehrt vor Hunger und Mühseligkeit, ohne auch nur in ihrem eben so langsamen als fürchterlichen Todeskampfe sich die Hand drücken, einander trösten und einen frommen Abschied für Diesseits nehmen zu können. — Als der Superior des Klosters Salvande die vier Mönche, deren Vorhaben er ja ge-

kannt, nicht zurückkehren sah, ließ er die thätigsten Nachforschungen anstellen. Die mit Fackeln versehenen Bauern verbreiteten sich in den Gängen der unterirdischen Gewölbe, und erst nach sieben Tagen und nach sieben Nächten fand man die Leichname der Verunglückten, das Gesicht gegen den Boden gekehrt, ihre Rosenkränze in den Händen, niedergeworfen in höchster Andacht. — Sie waren betend gestorben. —

In einem der entferntesten Gänge der Höhlen zeigt man einen noch vollständig bekleideten Leichnam, eine Art Mumie, der, ohne Grabschrift, ein trauriger Gegenstand der Neugierde, dort ruht. Der ganz gut erhaltene Kopf dieses Körpers ist mit einem dreispitzigen Hute bedeckt, in der rechten Hand hält er einen roh gearbeiteten Rosenkranz, seine Beine sind mit kurzen Hosen, mit durch die Zeit geschwärzten Strümpfen und Schnallenschuhen bekleidet. Das Tuch des Rockes ist sehr gut erhalten. Der trockene Zustand der Luft, die stete Windstille, die Abwesenheit von Insekten, die immer gleiche Temperatur haben diesen Leichnam in einem vollkommenen Zustande der Frische erhalten. Dieser Todte ruht nun schon nahezu zwei Jahrhunderte hier ohne Sarg und Grab. — Die Führer erzählen hierüber Folgendes: Dieser Fremde, im Jahre 1668 in Deutschland geboren, gehörte einer armen Arbeiterfamilie in Leipzig an, erhielt eine gründliche Erziehung und erlangte eine bescheidene Anstellung an der Universität, wo er sich bald durch seine gediegenen wissenschaftlichen Arbeiten auszuzeichnen wußte. Seine Erfolge verbreiteten seinen Ruf durch ganz Deutschland. Er bewarb sich dann um die Hand eines Mädchens aus der edlen Familie des Bürgermeisters, eines eben so hochmüthigen als auf seinen Titel stolzen Mannes. Arnold, so hieß der junge Professor, zweifelte nicht an dem Erfolge. Er ging an einem schönen Morgen beherzt zu dem Bürgermeister, um von ihm die Hand seiner Tochter zu erbitten. Dieser aber ließ ihm ganz einfach die Thüre weisen. Das Mädchen, um Arnold über die ihm zugefügte Beleidigung zu trösten, schrieb ihm einen Brief, worin sie ihm sagte, daß Nichts in der Welt sie abhalten könne, sich als seine Braut zu betrachten. Und, im vollen Ungehorsam gegen den Vater, gingen eines Abends die beiden jungen Leute als Bauern verkleidet aus der Stadt und wandten sich der belgischen Grenze zu. Als sie diese

überschritten hatten, glaubten sie in Sicherheit zu sein; allein der Bürgermeister ließ die Füße seiner besten Pferde in Bewegung setzen, und zwar so gut, daß seine Kundschafter nur zehn Minuten später in Mastricht ankamen, als die beiden jungen Leute, die in einem Gasthofe eingekehrt waren. Eben als Arnold den Weg zu einer Kirche erfragen wollte, um einen Priester zu bitten, sein Ehebündniß einzusegnen, ritt der Hausmeister des Bürgermeisters durch die Straße. Arnold und seine Braut am Fenster ihres Zimmers stehend, erkannten ihn sogleich. Sie begriffen, daß sie entdeckt seien, und daß ihnen keine andere Rettung blieb als schleunige Flucht. — Die Nacht war angebrochen; durch den Garten des Gasthofs verließen sie die Stadt. Sie folgten einige Zeit dem Laufe der Maas, welche, wie Arnold glaubte, sie nach Lüttich bringen würde. Sie gelangten aber, von einigen Soldaten verfolgt, an den Eingang der Höhlen von St. Peter und flüchteten sich in den weit offenen Schlund. Ihr eiliger, unbedachter Lauf führte sie in wenigen Augenblicken in die tiefen Gänge des unterirdischen Baues. — Nachdem sie nun einige Zeit gelauscht und nichts weiter gehört hatten, wollten sie zurückgehen, um ihren Weg über die benachbarten Felder fortzusetzen. Sie durcheilten die Gänge; allein je weiter sie irrten, desto mehr geriethen sie in Nacht und Finsternisse. Bald fielen Beide, von Anstrengung und unsagbarer Angst bewältigt, zu Boden. Ohne Kraft, ohne Hoffnung zum gräßlichsten Tode verurtheilt, baten sie Gott inständigst um Verzeihung ob ihres Ungehorsams und Trotzes gegen den Vater. Durch die Wachtsoldaten von dem gefährlichen Wege, den Arnold eingeschlagen hatte, benachrichtigt, bedauerte nun auch seinerseits der Bürgermeister, der sich selbst den Verfolgern des Paares angeschlossen, seinen Stolz und seine Härte; allein die Gefahr erwies sich als dringend und zwingend, und so begab er sich, nachdem er die erfahrensten Führer um sich versammelt, nach den Höhlen von St. Peter. Dort angelangt, wurden die Fackeln angezündet, man schrie, man suchte überall. Alles schien vergeblich. Drei Tage lang wurden die Gänge erfolglos durchsucht; nur hier und da stieß man auf einen Leichnam und auf von der Zeit gebleichte Knochen. — Keine Spur von den beiden Unglücklichen! — Am vierten Tage endlich entdeckte man in einem der tiefsten Gänge zwei

bewegungslose, auf dem kalten Boden des Gewölbes in kleiner Entfernung von einander ausgestreckte Körper. Es waren Arnold und seine Verlobte — Arnold kalt und todt — das Mädchen hingegen athmete noch; es gelang sie zu retten. — Außer sich vor Freude trug der Bürgermeister seine Tochter aus den Gewölben, den Leichnam des armen Arnold verfessend und da liegen lassend, wo er im Tode gefunden worden war. Das Mädchen weinte ihr Leben lang in Trauer und Wehmuth um Den, dessen Namen sie im ehelichen Leben hatte tragen wollen, und ließ nicht ab, bis zu ihrem letzten Athemzuge, für seine arme Seele zu beten, daß sie im ewigen Licht zum ewigen Frieden gelangen möge. —

Bevor man in den Gang kommt, wo dieser Leichnam liegt, gelangt man auf einem Kreuzweg zu einer eigenthümlichen Quelle. Aus der dicken Wurzel eines fossilen in ein erhöhtes Gewölbe eingegrabenen Baumes sickern Wassertropfen, welche in einem steinernen Troge von sonderbarer Gestalt aufgefangen werden. Seitdem diese Quelle aufgefunden wurde, ist sie nie versiegt; die schweren Tropfen, welche langsam niederfallen, ersetzen den Abgang immer wieder. Dieser Platz dient den Arbeitern, welche die Brüche ausbeuten, zum Versammlungsort. Hierher wurden sie von ihren durch den Instinkt geleiteten Pferden geführt, welche sie zu den Steinfuhren gebrauchen.

In den entfernteren abgelegenen Gängen findet man Ueberreste von verschiedenen Thierarten; Krokodile, Schalthiere, ungeheuere Fische, Schildkröten kommen an verschiedenen Stellen vor. Der Kopf des unbekannten Thieres, der sich im Naturalienkabinet in Mastricht befindet, stammt aus den Höhlen von St. Peter und wurde im Jahre 1793 aufgefunden.

Auch Tausende von Namen bedecken die Wände von oben bis unten. Unter diesen Namen, welche die Träger derselben je mit eigener Hand aufgezeichnet, unterscheidet man unter Anderen die Unterschriften: Friedrich-Heinrich, Ludwig XIV., Brüne, Wilhelm, König von Preußen, Mlle. Georges, Talma, Sidney, Smith, Marschall von Sachsen, Pergami, Prinzessin von Braunschweig, Kotzebue, Rousseau, Voltaire, Dumouriez u. s. w. Inmitten dieser Masse von Namen findet man welche, die hoch in's Alterthum hinauf-

reichen, was sowohl aus dem Charakter der Schriftzüge, als auch aus den Jahreszahlen, die darüber stehen, hervorgeht. Man unterscheidet Namen aus dem fünfzehnten Jahrhundert, und hie und da entdeckt man die Jahreszahlen 750, 895, 950, 1050, 1274 u. s. w. — Mit Einem Worte: Die Höhlen von St. Peter sind eine der größten Merkwürdigkeiten. —

80.

Zwei Erinnerungen im Lustschlosse Fontainebleau.

(Nach: Lebende Bilder aus dem modernen Paris.)

Auf dem Wege von Paris nach dem Lustschlosse der Könige Frankreichs, Fontainebleau, gelangt man vor demselben an einen Wald mit hohen Bäumen, der wie eine bestellte grüne Mauer sich vom Felde und der übrigen Landschaft sondert. Es ist dieß dieselbe Stelle, wo einst die Hofleute des Königs Franz I. dem deutschen Kaiser Carl V. entgegen zogen; dieselbe Stelle bis wohin der Kaiser Napoleon I. dem Papste Pius VII. entgegenfuhr. Am sogenannten Kreuze des Saint Jérem hob er den heiligen Vater in seine Karosse, setzte ihn zu seiner Rechten, und begann nun jene langen Unterredungen, denen zunächst eine Krönung in Notredame zu Paris und später eine Gefangenschaft in Fontainebleau folgte. Das erste Mal, 1804, war es tiefer Herbst, Novemberwetter, und der Papst kam mit frohen Erwartungen für das Wohl der Kirche. Das zweite Mal, 1812, war es warmer Juni, aber der Papst war schon drei Jahre lang von Ort zu Ort geschleppt worden, vom Vatikan zu Rom nach Florenz, von Florenz nach Turin, von Turin nach Dijon, von Dijon nach Savona, und von da kam er, ein alter, leidender Mann, in diesen Wald des Nordens, und ein Gensdarmes-Obrist saß jetzt an seiner Seite.

Solchergestalt eilen geschichtliche Scenen dem Beschauer Fontainebleau's entgegen; man erwehrt sich ihrer kaum, um unbefangen zu sehen, wie denn dieser Ort in seiner einfachen Wirklichkeit beschaffen sei. Die Straße ist majestätisch breit, die Buchen und Eichen, besonders die Buchen sind stattlich

hoch, und man ist des schönsten Waldes gewärtig, wann etwa die Morgensonne gar günstig ihre Lichter und Strahlen in die hell- und dunkelgrünen Schatten wirft.

Das Schloß selbst hat eine hohe, ernste Façade, dessen Südseite ein weiter, tiefer, dunkler See bespült; zur Rechten Thürme, Kuppeln, Erker und Zinnen, die den übrigen Theil des unermeßlichen Gebäudes ahnen lassen und links hohe Platanen und Wald. Ganz im Vordergrunde ein kleiner Nachen von Schwänen umgeben, und Trauerweiden, die in die Fluth hinabhängen und sich darin spiegeln.

1. Noch sieht man in Fontainebleau, und zwar auf das Schönste erhalten, das sogenannte „Goldene Thor, la porte dorée," wo König Franz im Jahre 1539 den großen Kaiser Carl V., seinen gewaltigen Nebenbuhler, empfing, und im Louvre zu Paris befindet sich ein kostbares Gemälde von Leonardo da Vinci, das diesen Empfang darstellt. Kaiser Carl von gedrungener Statur, mit röthlichem Haupthaar und spitzigem Knebelbarte, in schwarzer spanischer Sammet-Tracht, und König Franz, schlank und groß, im reichen, vielfarbigen Hofcostüme mit Spitzen und Federbarett, ganz wie man ihn nannte: „Le premier chevalier de son royaume." Der ritterliche, galante König wollte seinen hohen Gast, der noch vor wenig Wochen sein erbitterter Feind gewesen, auf besondere Weise ehren: er ließ schnell in einigen Tagen, das prächtige Portal an der Südseite des Schlosses reich vergolden, die weite Auffahrt mit den kostbarsten Teppichen belegen, und erwartete so, von seinem schimmernden Hofstaat umgeben, den Sieger von Pavia. Kaiser Carl war also der Erste, der durch das „Goldene Thor" schritt. Einzelne Höflinge suchten im Lauf des Tages den König zu bewegen, seinen Gast gefangen zu halten, oder ihm gar Gewalt anzuthun, um dadurch die schweren Bedingungen des Friedens von Nizza zu mildern. Allein Franz I. wies mit Entrüstung dieses Ansinnen zurück, — nicht umsonst hatte er nach der verlornen Schlacht von Pavia nach Paris geschrieben: „Tout est perdu, hormis l'honneur! Alles ist verloren, außer der Ehre!" Er brachte in Person am nächsten Morgen die Chokolade dem Kaiser; eine unerhörte Höflichkeit, die nur in dem galanten Charakter Franz des Ersten ihre Erklärung findet, der ja auch im Atelier Leonardo da Vinci's, als dem

auf der Leiter stehenden Meister zufällig ein Pinsel entfiel, schnell hinzusprang, den Pinsel aufhob und ihn dem Maler mit den Worten reichte: „Ein solcher Künstler ist wohl werth, von einem Könige bedient zu werden!“ — Noch heute zeigt man das wohlerhaltene Schlafgemach des Kaisers und auch das Silbergeschirr, aus welchem er jene historische Chokolade getrunken. — Dieser Theil des Schlosses ist jetzt unbewohnt. —

2. Von diesem Flügel gelangt man in den ältesten Theil des Schlosses, wo noch die wohlerhaltene Kapelle gezeigt wird, die man jedoch nicht mehr zum Gottesdienste benutzt. — In dieser Kapelle finden wir aber eine ehrwürdige Reliquie, die uns mit wehmüthigen Gedanken erfüllt, doppelt wehmüthig in unseren Tagen, wo auf's Neue das Haupt der katholischen Christenheit bedrängt und gefährdet ist. Diese Reliquie ist ein einfacher kleiner Altar, an welchem der Papst Pius VII. während seiner Gefangenschaft in Fontainebleau unter Kaiser Napoleon I. täglich die heilige Messe gelesen. Auf einer am Fuße des Altars eingelegten Metallplatte steht dieß mit wenigen Worten geschrieben. Es ist sehr bezeichnend, daß man in Fontainebleau bis auf den heutigen Tag dem Papste Pius VII. ein eben so lebhaftes wie theilnehmendes Andenken bewahrt hat; man betritt mit ehrfurchtsvoller Scheu die Gemächer, die der erhabene Gefangene bewohnt hat, und der Führer nimmt, wenn man in das Arbeitszimmer des Papstes gelangt, wo uns ein herrliches Portrait des großen Dulders (ein Meisterwerk David's) entgegenblickt, jedes Mal still den Hut ab und sagt andächtig: „Sa Sainteté, le souverain Pontife! Seine Heiligkeit, der souveraine Papst!“ Er weiß wohl nicht, welche bittere Ironie, Angesichts der jüngsten Gewaltmaßregeln gegen Pius IX., in diesen Worten liegt.

Die Gemächer des Papstes, auf der westlichen Seite des Schlosses, sind äußerst sehenswerth, mit Gemälden und Kunstwerken aller Art angefüllt, die prächtig vergoldeten Möbel gut erhalten, die Wände mit Gobelins-Tapeten bedeckt, wie man sie im Louvre und Versailles nicht schöner sieht. — Auch das Brevier des heiligen Vaters, ein einfaches, abgenutztes Buch, wird in einem reichgeschmückten Crystall-Kasten aufbewahrt.

Aus dem Empfangsaal, der zu den päpstlichen Gemächern

gehört, sieht man hinaus auf den großen Schloßhof, denselben, wo Napoleon I. von seinen Garden Abschied genommen. Der verfolgte, geknechtete, gedemüthigte Papst zog triumphirend wieder in Rom ein; und Pius VII., dessen edles Herz weder Haß noch Rachsucht kannte, schickte später einen Priester nach Sanct Helena, um dem sterbenden Kaiser die letzten Tröstungen der Religion und den päpstlichen Segen zu bringen. — —

81.

Ein Sonnenuntergang zu Camaldoli.

(Aus: Ein Jahr in Italien von Adolf Stahr.)

Wir haben einen Ritt nach Camaldoli gemacht. — Das ist ohne Zweifel der schönste Punkt des Erdbodens. Beinahe zwei Stunden lang ging es auf Eseln und Maulthieren aufwärts, zwischen Gärten und Weinbergen, durch waldige Schluchten, an schroffen Abhängen vorbei, bis wir über Nazaret zu der Höhe des Gebirgsrückens gelangten, wo das Kloster liegt.

Der Bruder, welcher uns einließ und umherführte, war ein schöner Mann, dem die weiße Ordenstracht zu dem prachtvollen Barte gut stand. Er schien vor seinem Gelübde in der großen Welt gelebt zu haben, denn seine Manieren waren so fein, wie seine Hände; und als er einen Augenblick mit mir allein war und erfahren hatte, daß ich ein Preuße sei, erkundigte er sich eifrig nach dem Könige Friedrich Wilhelm IV. und seinem in Rom lebenden Oheim. — Nachdem er uns durch den Garten zu der hohen Baumgruppe geführt hatte, in deren Schatten sich anderthalbtausend Fuß über der Meeresfläche auf einem vorspringenden Felsen eine mit Sitzen versehene und mit Mauerwerk eingefaßte Terrasse befindet, ließ er uns allein und kehrte zu seinen Brüdern zurück, deren Gesang aus der Klosterkirche feierlich zu uns herüberscholl.

Und nun die Aussicht!

Es ist das reichste Panorama der Erde. Zur Linken, tief unter uns, Neapel, und der mit seinem Stirnbande von

Städten geschmückte Golf, über dem das Zwillingspaar des Vesuv und Somma seine schöngeschwungenen Linien in die krystallhelle Luft hebt. Dann die Inseln Capri, Ischia, Procida und Nisida, die unzähligen Vorgebirge und zackigen Bergeshöhen der Orangenhaine Sorrents. Nordwestlich zur Rechten breitet sich ein Horizont von vierzig Meilen Weite, die Campagna Felice, die Ponza-Inseln bis Terracina und dem Berge der Circe vor den Blicken aus. Näher rechts, zu unsern Füßen ein Gewimmel von Bergen und Thälern, Seen und Fischteichen; die Trümmer Baja's, der alten Königin der Bäder; die Gefilde von Solfatara, von deren wüsten, sonnenbrandigen Flächen zurückkehrend das Auge ausruht auf dem Pausilipp, der tief unten mit seinen schattigen Ulmenwäldern und Weinbergen, wie ein breites, grünes Bette vor uns ausgestreckt liegt. Luft und Himmel glänzen in unsäglicher Helle auf das blaue Meer hernieder, und die schlanke Rauchsäule des alten Donnerers drüben stieg wie weißer Opferduft empor.

Wir hatten hier in der Seligkeit des Schauens und Wiederschauens wohl einige Zeit verbracht, als der Mönch erschien und uns einlud, vor dem Aufbruche noch einige Erfrischungen anzunehmen.

Vor dem Scheiden von diesem Wunderorte sollten wir aber noch ein Schauspiel genießen, das ich zu schildern versuchen will, auf die Gefahr hin, mich an etwas Unmögliches zu wagen: einen Sonnenuntergang, wie ihn der fromme Bruder selbst, der das Kloster seit eilf Jahren bewohnte, in solcher Herrlichkeit nicht erlebt zu haben versicherte.

Wir standen in der Nähe des Klosters auf einer Terrasse. Die Berge und Inseln im Osten und die waldigen Felsenrücken des Vordergrundes im Westen lagen schon im tiefsten, gesättigten Violettblau, wie es in solcher Kraft keines Malers Farbe erreicht. Ueber den letzteren, an dem silberreinen, von Goldduft durchzitterten Himmel hin, zog sich ein einziger langgestreckter dunkler Wolkenstreifen, hinter welchem sich in dem Augenblicke, wo wir die Plateform des Klosters betraten, die Sonne für einige Minuten verbarg, ehe sie groß und voll und klar in's Meer versank. In dem Augenblick, wo die Sonne das glühende Antlitz hinter jenem Wolkenvorhange neigte, färbten sich dessen äußerste Ränder und

Spitzen mit magischem, silberglänzendem Lichte, und hoch über sie hinaus wölbte sich eine vollkommen symmetrische Strahlenglorie, zwischen welcher zahlreiche kleine Goldwölkchen gleich geflügelten Engelsköpfchen schwebten. Unten aber, nach dem Meere zu, schwamm Alles in einem saffran- und silberfarbigen Zauberlichte, umgeben tiefer unten von jenem violettgelben Dunst- und Duftscheine, wie ihn die alten Maler vor Augen gehabt haben müssen, als sie ihre Verklärungen der gebenedeiten Himmelskönigin Maria malten. Zahllose kleinere Goldwölkchen bildeten innerhalb dieses Zauberlichtes eine Verklärungs-Glorie von Engelsgestalten, alle nach Oben strebend, als wollten sie die sterbende Sonne im Sinken aufrecht halten, daß sie noch nicht scheide von dem schönsten Punkte der Erde und noch länger leuchte zum Preise Gottes. Aber schon schwebte sie glühendroth hernieder aus dem dunklen Vorhange, und zitterte langsam dem schwarzblauen Wellengrabe zu. Und wie vorher alle Gestalten nach Oben zu streben schienen, so war es jetzt, als drängte sich Alles klagend der Sterbenden nach. Dunkler und schwärzer wurden die Schattenmassen des Vorgrundes, ein leiser Abendwindhauch strich wie klagend durch die hohen Pinien und Cypressen, und eins der schönsten Schauspiele, das ein menschlich Auge geschaut auf dieser Erde, lebte noch in meiner Erinnerung.

Die Angelus-Glocke läutete den Gottes- und Marien-Frieden in den Abend hinaus. —

82.

Bausprüche an den Bauernhäusern in Westphalen.

(Aus: Nordwestdeutsche Skizzen von J. G. Kohl. 1864.)

Die alte gute Sitte — Häuser und Zimmer mit frommen Sprüchen, die den Bewohnern immer vor Augen sein sollten, zu schmücken, ist in allen Gauen Deutschlands weit verbreitet. Sie ist aber schwerlich in irgend einer Gegend unseres Vaterlandes mehr im Schwunge, als in seinen nordwestlichen Provinzen und namentlich in Westphalen. Dort findet man nicht nur die Mauern der Häuser und die großen Haupteingänge derselben, sondern auch die Stubenthüren, die Fenster, zuweilen die Möbeln und Tischgeräthe z. B. die

großväterlichen Sorgenstühle, die Salzfässer u. s. w. mit sinnvollen Sprüchen versehen.

Bei dem großen Reichthum an Holz in Westphalen wurden in älteren Zeiten, und auch noch jetzt, zum Theil die Bauernhäuser, trotz des hie und da vorhandenen Ueberflusses von Steinen, aus Holz, oder wenigstens aus sogenanntem „Fachwerke“ gebaut. Und die Bauern setzen bei ihren Neubauten häufig einen besonderen Stolz in eine reichliche Verwendung des Holzes. Je wohlhabender ein Bauer desto mehr Balken und Stender wurden bei'm Hause angebracht. Und dieß führte denn auch sehr natürlich zu dem Streben, das Holz auf allerlei Weise zu verzieren. Es mußte aber dieses Bauholz vom schönsten und schwersten Eichenholze sein, so wie es denn auch noch jetzt nicht für anständig gehalten wird, viel Tannenholz im Innern des Hauses z. B. bei Thüren, Tischen, Schränken, Läden, Koffern u. s. w. zu verwenden. Vermuthlich ist die Eiche in keinem Theile Deutschland's in höherm Grade das „nationale Holz“ als in Westphalen. Jeder Bauernhof liegt so zu sagen in seinem eigenen Gehölze von Eichen, und das Eichenholz und seine Benutzung drängt sich überall in seine Wirthschaft ein.

Zur Anbringung von Sprüchen an den Häusern bot sich vor Allem auf ganz natürliche Weise die große Einfahrts-Thür des Hauses und namentlich der dicke lange eichene Balken dar, der über dieser Thür als Hauptschluß derselben angebracht ist. Den Hauptspruch hat das Haus daher hier, wo er von allen Ein- und Ausgehenden gesehen werden kann. Gewöhnlich findet er sich in demselben mit großen Buchstaben eingeschnitten. Und daneben steht denn wohl mit noch größeren Buchstaben der Name des Besitzers, der das Haus bauen ließ und der seiner Ehefrau. Außer diesen ist zuweilen auch noch der „Junge Gesell“ oder der Anerbe des Hofes genannt, und mit kleiner bescheidener Schrift darunter hat sich auch endlich der Baumeister, der im Auftrage der Genannten das ganze Werk zu Stande brachte, verewigt, sowie denn auch das Jahr Christi daneben angegeben ist, in welchem der Bau vollendet wurde.

Da für dies Alles, wie bemerkt, nur ein Balken da war, so können demnach die Westphälischen Hausprüche meist nicht so sehr lang sein, was ihnen nicht zum Nachtheil gereicht. In einigen

Gegenden Süddeutschlands und der Schweiz, wo man wohl ganze Giebelfelder oder Wandabschnitte zu Bausprüchen nahm, konnten dieselben aus ganzen Strophen und umständlichen dichterischen Herzensergießungen bestehen, die al fresco an die Wand gemalt wurden. In Westphalen sind sie aus dem besagten Grunde kernige in Eichenholz geschnittene kurze Sentenzen.

Es war — und ist auch noch jetzt — zum Theil der Schulmeister Amt, sowohl diese Bausprüche vorzuschlagen, als auch sie selber im Thürbalken einzukerben. Sie wählten, was ihnen und ihren Auftraggebern je an Sprüchwörtern und Sprüchen am besten gefiel, und waren auch mit den zum Zeichnen und Ausschneiden der Buchstaben nöthigen Werkzeugen versehen. — Die Bauern Westphalens haben sich an diese Bausprüche so gewöhnt, daß sie in einem Hause ohne Spruch gar nicht wohnen mögen, und daß mir Einer von ihnen einmal sagte: „Ein Haus ohne Spruch kommt mir vor, wie ein Ei ohne Salz!“

Einige dieser Inschriften, die zumeist recht kräftig und gediegen sind, haben ein sehr hohes Alter, und es finden sich mehrere, die noch aus dem fünfzehnten Jahrhundert bis auf den heutigen Tag unter dem Volke gang und gäbe geblieben. Ja man hat Beispiele von Sprüchen, die aus dem vierzehnten Jahrhundert stammen. Manche Sprüche sind ganz örtlich und finden sich nur in einer Provinz oder Gegend; ja zuweilen scheint ein solcher Spruch wohl als ein Erbtheil einer Familie, die ihn immer wieder an ihren Neubauten anbrachte, betrachtet worden zu sein. Andere Sprüche dagegen haben ein weiteres Gebiet und werden eben so wie in Westphalen auch durch ganz Deutschland hin an den Häusern wiedergefunden.

Als ein Beispiel von einem solchen weitverbreiteten und zugleich schon alten, aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden Spruche diene der folgende:

„Wir sin hie geste
ende buuen große veste
mich wundert dat wir nit muren
dan wir ewiglich sollen duren!

Wir sind hier Gäste
Und bauen große Veste;
Mich wundert, daß wir da nicht mauern,
Wo wir ewiglich sollen dauern!“

Diesen alten Spruch kann man in Deutschland vom Norden bis zum tiefsten Süden an vielen Häusern lesen; und in der That ist er so schön und kräftig, daß man wohl

begreift, wie er einem so frommen und ernsten Volke, wie die Deutschen es sind, so allgemein gefallen konnte.

Aehnliche Bausprüche, die wie im übrigen Deutschland so auch in Westphalen wieder gefunden werden, sind folgende:

1) „Wenn dieses Haus so lang' nur steht,
Bis aller Haß und Neid vergeht,
Dann bleibt's fürwahr so lange stehn,
Bis die Welt wird untergehn.

2) Ein frohes Herz und gesundes Blut
Ist besser als viel Geld und Gut.

3) Wer ein- und ausgeht durch die Thür,
Der soll bedenken für und für:
Daß unser Heiland Jesus Christ
Die rechte Thür zum Himmel ist.

4) Alles was wir haben
Sind Gottes Gaben.

5) Im Namen Gottes thät ich bauen,
Demselben will ich mein Sach vertrauen.
Derselbe woll' uns bewahren
Vor Feuer, Krieg und allen Gefahren."

Von denjenigen Sprüchen, die man nur in Westphalen bemerkt hat, hebe ich noch folgenden als originell und charakteristisch hervor; er befindet sich an einem Hause im Münsterland, soll aus dem vierzehnten Jahrhundert stammen und lautet:

„Mit Müh' und Unruh'
Bring' ich meine Zeit zu.
Ist wenig viel,
So hab' ich was ich will;
Ist Armuth eine Ehr',
So bin ich ein Herr;
Ich bet' und arbeit',
Wart' auch der Zeit,
Da Gott wird geben
Nach diesem Tod-Leben
Ein lebendig Leben!"

Zuweilen findet man Bauerngehöfte in Westphalen, bei denen alle Thüren und Eingänge, die Hauptthür, die Nebenthüren, die Fenster und auch die Scheunen und ihre Thore mit solchen Sprüchen prangen. — Diese Sitte beschränkte sich indeß ehemals nicht einzig nur auf die Bauernhäuser. Sie waltete auch eben so auf den Schlössern der Adeligen

und Fürsten, und war auch in den engen Straßen der Städte eingebürgert. Man kann noch jetzt in den Städten Westphalens sowohl an Kirchen und Rathhäusern als auch an Wohngebäuden und Waarenspeichern viele alte schöne Bausprüche lesen. Doch ist die Sitte bei Neubauten in den Städten allmälig abgekommen, während sie auf dem Lande noch heutiges Tages fast allgemein ist. *)

Eine in Westphalen sehr gewöhnliche und weitverbreitete Sitte sind die Fensterspräche, die dort, wie es scheint, auch noch länger gedauert hat, als anderswo. Ohne Zweifel stammt wohl diese Sitte noch aus den ersten Zeiten der Erfindung oder doch der Verbreitung des Glases in Norddeutschland. Wenn ein Bauer ein neues Haus baute, so kamen seine Freunde mit Glasfenstern angezogen, auf denen ein kleines Heiligenbild, ein frommer Spruch und der Name der Geber gemalt war, und die dann nachher in die Fensterrahmen eingesetzt wurden; der Beschenkte mußte dabei Bier spenden und ein Fest geben, welches das „Fenster-Bier" oder noch gewöhnlicher das „Fenster-Teer" **) hieß.

Die bemalten Fensterscheiben waren nach alter Mode nur klein. Sie hatten den Zuschnitt der Zeit, in welcher das Glas noch etwas sehr Kostbares war. Auch ließen sie wegen der dick aufgetragenen Farbe nicht viel Licht durch. — Als man in der Neuzeit anfing, weniger auf fromme Bilder und Sprüche, als darauf zu sehen, daß die Fenster Licht herein ließen und als die Scheiben zugleich größer wurden, da starb das „Fenster-Teer" allmälig aus. Und so sind denn auch die gemalten Glasscheiben und Fensterspräche seltener geworden. Doch findet man sie noch in einigen alten

---

*) Ich mag hierbei die Bemerkung machen, daß in England die Gewohnheit, die Wände der Häuser mit guten Sprüchen zu zieren auch in den Städten noch heute vielfach geübt wird. Man findet in London sogar große Bankiers- und Kaufmannshäuser, in denen die Geschäftslokale, Comptoire und Magazine mit vielen Sinn- und Bibelsprüchen versehen, oft überladen sind, und gleichsam mit hundert mahnenden Zungen zu den Aus- und Eingehenden und zu den darin beschäftigten Personen reden. —

**) „Teer" von „zehren," — heißt in Westphalen jede Vereinigung zum Essen. So haben sie ein „Flachs-Teer" und „Hafer-Teer" u. s. w. —

Häusern, meist aber nicht in der Hauptstube, sondern nur hie und da in irgend einer kleinen Nebenkammer, bei der es noch nicht so sehr auf Licht ankam.

Ich habe bei meinen Westphälischen Ausflügen zuweilen auf diesen alten Fensterscheiben gar hübsche Sprüche gefunden, und die folgenden aufgezeichnet:

1) Leide, meide, schweige und ertrage
Deine Noth Niemand klage,
An Gott, deinem Schöpfer, nie verzage,
Denn das Glück kommt alle Tage! *)

2) Bete rein, arbeite fein,
Das Uebrige laß' Gott befohlen sein!

3) Gottes Fügen
Mein Vergnügen!

4) Treu, beständig und verschwiegen
Soll mit mir im Grabe liegen!"

Dieser letzte Spruch stand auf einer alten Fensterscheibe unter einer zierlich auf Glas gemalten Nelke. Denn dergleichen Gegenstände wie Blumen, Vögel, Tauben, Sperlinge u. s. w. sind gewöhnlich den Sprüchen beigefügt.

Manchmal findet man auch Wappen auf diesen Fenstern dargestellt, namentlich wenn ein adeliger Herr der Geber war, und seinen Bauern bei ihrem „Fenster-Teer" ein bemaltes Glas sandte. —

Aber auch die Möbeln der Zimmer und sogar die Hausgeräthe und Werkzeuge in Westphalen sind nicht selten mit Sprüchen geziert. Namentlich ist dieß oft bei den großen Salzfässern der Fall, die, aus dicken eichenen Brettern solide gebaut und meist ziemlich eingeräuchert, neben dem Herde im Hausraume an der Wand hangen. —

Eben so pflegt man in Westphalen die eisernen Kuchenformen mit Festsprüchlein sinnig auszuschmücken.

Einer dieser Kuchenform-Sprüche lautete und gab eine

*) In der alten Ausdrucksweise aus dem Jahr 1664 lautet dieser treffliche Spruch:

„Lide, mide, swige und oordrage,
Dine nodt nemandt klage,
An God dinen Schepper nich varzage,
Denn gelücke kummpt alle Dage!" —

treffliche und durchaus christlich philosophische Vergleichung des Garwerdens durch das Feuer mit der Läuterung und Bewährung durch das Leiden:

„Ohne Feuer nur roh,
Ohne Leiden nicht froh!“

Und etwas Aehnliches besagt dieser Spruch:

„Das Feuer nicht zehrt,
Sondern bewährt!“

Wie sowohl die Leiden- als die Freudentage von Gott kommen, thut folgender Kernspruch kund:

„Kuchen zum Leide und Kuchen zur Freude,
Gottes Liebe send't alle beide.“ —

Auf einer dieser Kuchenformen las man eine Erinnerung an die verschiedenen frohen Feste des christlichen Kirchenjahres, bei denen der Kuchen zum Genusse dienen sollte:

„Neujahr — weihnachtsklar,
Ostermorgen — vertreibt die Sorgen,
Pfingsttag — 's Herz wird wach!“

Lieblich ist in folgendem Kuchenform-Spruche die Oster-Mahnung:

„Daß du nicht vergissest,
Wenn du mich issest,
Die süßren Osterkuchen
Bei deinem Jesus zu suchen!“ —

83.

Sinnvolle Inschriften.

1. In dem Dome zu Lübeck hängt eine uralte Holztafel, und auf derselben sind folgende Worte des göttlichen Heilandes enthalten:

„Ihr nennet mich Meister — und fraget mich nicht,
Ihr nennet mich Licht — und sehet mich nicht,
Ihr nennet mich Weg — und gehet mich nicht,
Ihr nennet mich Leben — und begehret mich nicht,
Ihr heißet mich weise — und folget mir nicht,
Ihr heißet mich schön — und liebet mich nicht,
Ihr heißet mich reich — und bittet mich nicht,

Ihr heißet mich ewig — und suchet mich nicht,
Ihr heißet mich barmherzig — und trauet mir nicht,
Ihr heißet mich edel — und dienet mir nicht,
Ihr nennet mich allmächtig — und ehret mich nicht,
Ihr nennet mich gerecht — und fürchtet euch nicht,
Werd' ich euch verdammen — verdenket mir's nicht!" —

2. In der St. Stephans-Kirche zu Straßburg enthält ein altergraues Steinbild das nachstehende Gespräch:

Maria:

„Mein Kind sich (sieh) an die Brüste mein,
Kein Sünder laß verloren sein!"

Jesus Christus:

„„Mutter, sich (sieh) an die Wunden,
Die ich für die Sünde trug all Stunden!
Vater, laß dir die Wunden mein
Ein Opffer für die Sünden seyn!""

Der himmlische Vater:

„„Sone (Sohn), lieber Sone mein,
Alles, was du begehrest, das soll seyn!"" —

3. Auf einem Hause in Pinzgau, das mit einem Bilde Jesu Christi, des guten Hirten, geschmückt ist, liest man die fromme Gelöbniß-Bitte:

„So lang ich leb', denk' ich an dich,
Und wenn ich sterb', vergiß mein nich!" —

Ein anderes Haus daselbst hält an jeden Vorübergehenden die gar ernste Memento-mori-Predigt mit der Inschrift:

„Man lebt so dahin und nimmt es nicht in Acht
Wie jeder Augenblick das Leben kürzer macht!" —

84.

Aus dem Tirol.

(Aus: Katholischer Volkskalender, 1858.)

Der Böraner Bauer.

Ein herrlicher Augustmorgen war hinter den Bergen emporgestiegen. Tiefblau hob sich der heitere Himmel hinter den rothen Porphyrhügeln und den grünen Föhren- und Lärchenwäldern des Gebirges. Die Vögel sangen im Busch

und Wald und heller murmelten die klaren Bächlein, die über Stock und Stein gegen die Tiefe der Etsch zueilen. Ich wanderte mit einigen Gefährten durch die duftige Waldeinsamkeit und wir freuten uns innig des wundersamen Morgens, der bunten Blumen, des Vogelgesanges und all der unzähligen Schönheiten und Reize, die über die Bergwelt ausgegossen waren.

Einige Stunden wanderten wir so fort, die Bäume wölbten ihre Kronen über uns und boten Schatten. Indessen war die Sonne höher gestiegen und schickte goldene, doch stechende Strahlen durch die Aeste und Zweige des Waldes. Bald kamen wir in eine Lichtung. Von der kahlen Porphyrwand prallten mit verdoppelter Glut die Strahlen zurück. Es ward heiß, sehr heiß. Kein Quell sprudelte mehr, kein Bächlein rauschte sein lockendes Lied. Lechzend vor Durst, glühend vor Hitze gingen wir weiter. Die Hoffnung, daß wir bald zu Gehöften kommen würden, tröstete uns und beflügelte unsere Schritte. Doch die gewünschte Rast unter kühlendem Schatten und bei frischer Milch war nicht so nahe, als wir träumten. Wir mußten noch manche Halde übersteigen, manche Wiese durchwandern, bis wir zu einem stattlichen Einzelhofe kamen, der zur Gemeinde Völan gehört. — Größtentheils vom dunklen Föhrenwald umfriedet, breitete sich auf einer Halde ein Kreis von Aeckern und blumenreichen Wiesen aus. In seiner Mitte stand ein reinliches Bauernhaus mit strohbedecktem Stadel. Eine kleine Kapelle mit schmuckem Thürmchen zeigte dem Hause gegenüber ihre blinkende Façade.

Getrost eilten wir auf das Haus zu und traten bald in die geräumige Flur, wo uns ein greiser Mann, der schlank und stark, wie eine Tanne, gar freundlich uns bewillkommte. „Grüß' Euch Gott!“ rief er uns treuherzig zu, als ob er ein alter Bekannter wäre. „Kommt Ihr auch einmal da herauf auf unsere wilden Berge!“ Wir dankten ihm freundlich und ersuchten ihn, uns Milch zu geben, um den grimmen Durst zu löschen. „Die könnt Ihr wohl haben. Aber mit dem Brod heißt es halt fürlieb nehmen, denn hier oben hat man nur Hausbrod, und das ist hart und schwarz.“ Alsogleich verschwand er, und kam bald mit einer großen irdenen Milchschüssel zurück. Als die erste

Schüssel geleert war, kam die zweite. Alle lobten den würzigen Trank. Nur Einer meiner Gefährten konnte die fette Milch nicht ertragen und ersuchte deßhalb um ein Trinkglas, damit er am Brunnen, der vor dem Hause plätscherte, seinen Durst stillen könne. Der freundliche, ehrwürdige Alte brachte sogleich ein Glas zur Stelle, mit dem der Freund vor das Haus eilte. Indessen entfernte sich auch der ehrwürdige Alte und nahte bald wieder mit zwei Trinkgläsern und einer Halbe rechten alten Küchelberger Weines. Lächelnd goß er das roth funkelnde Naß in die Gläser mit den Worten: „Der die Milch nicht gerne ißt, muß doch auch eine Wegzehrung haben, und vielleicht mag von Euch noch Einer ein Glas davon kosten!“ — Als unser Freund vom Brunnen zurückkam, sprach er mit Behagen dem stärkenden Tropfen zu, der ihm trefflich mundete.

Nachdem wir uns sattsam erquickt und mit dem biedern Alten über Dieses und Jenes gesprochen hatten, wollten wir unsere Zeche berichtigen und von dem trauten Gehöfte Abschied nehmen. Doch der Alte wollte keinen Kreuzer für die Labung annehmen, indem er betheuerte: „es gereiche ihm zur größten Freude, daß er auch einmal, wie Abraham weiland, Fremde habe bewirthen können. Da er sich beharrlich weigerte, dankten wir ihm bestens und nahmen mit herzlichem Händedrücken von ihm Urlaub, nachdem wir heimlich einige kleine Münze unter einen Teller gelegt hatten. —

Lustig ging es nun durch den Acker hinunter und bald nahm uns ein Föhrenwald in seinen duftenden Schatten auf.

Wir waren noch nicht lange durch den Wald gewandelt — die knorrigen Wurzeln, die sich über den Pfad zahlreich ausbreiteten, hinderten am schnellen Gehen — als uns ein wiederholtes „Halt! Halt!“ im Rücken erscholl.

Verwundert schauten wir um und erblickten den schlanken Alten, der mit Gläsern und einer Flasche Wein uns nacheilte. „So ist's recht, daß ich Euch noch eingeholt habe. Weil Ihr durchaus mir Geld aufdringen wollet, so nehm' ich's halt mit Dank an. Dafür müßt Ihr aber noch ein Glas Wein mit mir leeren. Das schadet Euch nicht!“ — Wir mußten der Einladung Folge leisten und uns auf das weiche Moos niederlassen. Der treuherzige Alte schenkte nun die Gläser voll und lagerte sich auch unter der schattigen

Föhre. Es gab nun ein gar gemüthliches Gelage im stillen Walde, bei dem die Vögel uns vormusizirten und die roth-pelzigen Eichkätzchen zusahen. — Nach einer halben Stunde erst nahmen wir von dem Alten zum zweiten Male Abschied und stiegen auf wegsamen und unwegsamen Pfaden hinunter über den Freiberg gegen Mais, das auf den Ruinen der überschütteten römischen Marsion Maja seine Villen und Burgen gebaut hat. Der alte patriotische Bauer von Vöran bildete noch lange den Mittelpunkt unsers Gespräches.

Und jetzt noch — nach fünf langen Jahren — erinnere ich mich oft des greisen Mannes und seiner alten Gastfreundschaft. Er kommt mir wie ein ehrwürdiger Ueberrest aus alter guter Zeit vor in diesen Tagen des Eigennutzes und der Gewinnsucht. —

Der schlanke Siedler auf dem Vöraner Gehöfte hat aber auch einem jüngeren Geschlechte nun Platz gemacht. Denn als ich im Sommer 1855 in die wechselreiche Gebirgsgegend von Vöran kam und den guten Alten besuchen wollte, fand ich wohl den stattlichen Hof, aber der greise Besitzer hatte das Zeitliche schon gesegnet. — Er ruhe im Frieden und das ewige Licht leuchte ihm! —

Der Schnalser Wirth.

Am 15. August, dem Feste der Himmelfahrt Maria's, wird „zu Unser Lieben Frau" in Schnals die Kirchweihe gefeiert. Die Bewohner des armen Thales versammeln sich im genannten Hauptdorfe, und fromme Waller aus dem Burggrafenamte und aus Vintschgau und Ötzthal strömen dahin, um der Prozession anzuwohnen, und die Festfreuden zu theilen.

Auch ich wanderte im Jahre 1850 in das unwirthbare Thal, das wegen seiner Karthause einst berühmt war, um „Land und Leute" und ihre Sitten kennen zu lernen.

Am 14. August Abends zog ich in „Unser Lieben Frauen" ein und suchte bei'm Unterwirthe Herberge und Labung. — Dort saßen auch wohlgelaunte Bauern aus Algund und kluge Gesellen aus dem Ötzthale, plauderten über Dies und Das und sprachen dem rothen Weine zu, der an den säuerlichen Trank des „Hans Theuerlich" erinnerte. Ich wechselte mit den freundlichen Bauern alsbald Gruß

und Rede, nahm an ihrer Seite Platz und freute mich an ihrem gesunden Sinne und kernigen Witze bis die zehnte Stunde uns schied.

Die Nacht zog rasch vorüber, und ehe es der Träumer im weichen Bette wünschte, ward er vom Gekrache der Mörser aufgeschreckt. Nun ging's in die Kirche und dann wohnte man der andächtigen Prozession bei, die unter Sang und Klang durch die stillen Felder zog. Es war eine so fromme Feier, daß Manchem das Herz tief bewegt und das Auge feucht wurde.

Nach dem Gottesdienste wimmelte es in meinem Hotel, und wenn ein Bauer ein Seidel vom Säuerlichen wollte, mußte er mit seiner Flasche selbst in den Keller steigen und das Getränk holen. Es schwärmte und summte hin und wieder, wie in und bei einem Bienenkorbe, den der junge Schwarm bald verläßt. Kein Wunder, denn in Schnals besteht eine uralte Sitte, daß jeder Hausvater seine Familie und sein Gesinde — nach dem Gottesdienste — in's Wirthshaus führt und dort fiedelt. Mich freute dieß bunte, fröhliche, friedliche Gewühl über die Maßen und mit stillem Behagen hingen meine Blicke an den stattlichen, heiteren Gestalten, die sich hier drängten.

Ich saß bei meinem schmalen Tische, als ein Bäuerlein mit seinen Töchtern eintrat. Klug blitzten seine Augen unter buschigen Wimpern hervor und forschten nach einem Platze. Dieser war bald gefunden und der Ankömmling setzte sich an meine Seite. „Wie ist der Wein?" fragte er forschend. „Es scheint nur so ein Schieler zu sein!" — „„Wohl säuerlich schmeckt er und die Stärke thut ihm auch nicht weh!"" versetzte ich. „„Da thut mir Bescheid und kostet ihn!"" — Mit diesen Worten reichte ich ihm das gefüllte Glas, das er mit „Verlaub!" zum Munde führte. Doch alsbald setzte er das Glas auf den Tisch mit der Bemerkung: „Das Getränk schmeckt, als ob's aus Preiselbeeren gemacht wäre! Heda," rief er dem Wirthe zu, der mit seiner grünen Sammtmütze und dem blendend weißen Schurze in der Nähe stand, „laß' ein gescheidtes Wort mit Dir reden. Hast Du nicht einen bessern Wein? Dieser da ist doch gar zu scharf!" Der Wirth antwortete: „„Wenn Dir dieser Rothe zu schlecht ist, mußt halt den Weißen ver-

suchen. Ich will ein Glas davon holen. Er ist ein guter alter Tropfen, aber trüb.'" — „Das macht Unsereinem nichts!" erwiederte das Bäuerlein mit kluger Miene. — Der Wirth verließ uns und kam bald wieder mit einem Glase trüben weißen Weines, das er meinem Nachbar reichte. Dieser schlürfte einige Tropfen und rief: „Nun, das ist Labsal, die jede Krankheit kurirt! Jetzt von diesem bringst mir eine Halbe!" Dann sprach er zu mir gewendet: „Mein Herr, Sie müssen auch von diesem Weißen Bescheid nehmen! Der Weiße schmeckt Ihnen gewiß besser!" — Ich folgte dem wohlmeinenden Zuspruch des Bauers und ließ mir vom vielgelobten Weißen bringen und labte mich an diesem würzigen, herz- und magenstärkenden Gewächse.

Doch der Spruch des Weltweisen: Auf der Welt dauert nichts lange! — ging auch an mir in Erfüllung. Ich mußte bald mein Bündel schnüren und mich zum Abschied von dem stillen Thale und seinen biedern Bewohnern rüsten.

„Was bin ich schuldig?" fragte ich den freundlichen Wirth.

„„Wie, wollen Sie schon wieder fortgehen? Gelten Sie, es ist Ihnen hier bei uns halt zu langweilig?""

Ich suchte ihm dies auszureden, lobte die malerische Gegend, den rauschenden Sturzbach, die treuherzigen Leute, und fragte nochmals nach der Zeche.

„„Nun, wenn Sie's anders nicht thun, so gehen Sie gerade mit in's Kammerl hinein, dort ist Alles aufgeschrieben,"" erwiederte der Gastgeber.

Ich folgte ihm in's getäfelte Gemach, und fand dort auf einer großen schwarzen Tafel meine Verdienste. „„Schauen Sie durch, ob Alles richtig ist?"" sprach der Wirth.

Ich musterte vom A bis zum Z und fand Alles in Ordnung. „Aber," bemerkte ich endlich, „da steht einige Male für weißen Wein 4 Kreuzer? Ich habe auch vom Weißen jedesmal ein Seidel getrunken."

„„Mein guter Herr,"" fiel berichtigend der Wirth ein, „„das weiß ich schon.""

„Nun, der edle Weiße wird doch nicht wohlfeiler stehen, als der sauere Rothe, von dem der Schoppen 9 Kreuzer kostet?"

„„Nur Geduld, mein Herr,"" beschwichtigte mich der

Wirth; „„die Sachen verstehen Sie halt nicht. Es ist doch so: Vom Weißen kostet das Seidel 4, vom Rothen 9 Kreuzer. Jener ist ein alter Wein, und deßhalb hab' ich ihn wohlfeil gekauft; es war noch vor der Rebenkrankheit. Den Rothen hab' ich aber selbst theuer bezahlen müssen, und deßhalb muß ich ihn auch theuer verkaufen. Somit nehmen Sie's nicht für ungut, wenn der schlechte Wein 9 Kreuzer kostet; meine Schuld ist es nicht. Ich gäb ihn auch lieber wohlfeiler wie den Weißen, bei dem ich doch mein Theil habe!"" — —

Ich traute kaum meinen Ohren, als ich diese Worte aus dem Munde eines Wirthes des neunzehnten Jahrhunderts vernahm, und zwar eines Mannes, der die Wirthschaft wohl verstand und sie in bester Ordnung hielt.

Gäb' es mehr solche redliche Wirthe, dann würden Wuchergesetze überflüssig werden und den Vorkäufern wäre das Handwerk gelegt! — W. v. M.

85.

Martyrium einer fälschlich angeklagten Ehegattin.

(Aus: Ausgewählte Briefe des heiligen Kirchenlehrers Hieronymus von P. Peter Lechner.)

Sanct Hieronymus schrieb, etwa um das Jahr 370 nach Christus, an seinen Freund Innocentius den folgenden Bericht über einen wunderbaren Vorfall mit einer christlichen Frau, die fälschlich der Untreue gegen ihren Ehemann war beschuldigt worden.

Er erzählt:

Als Vercelli, eine ehedem bedeutende, jetzt wenig bewohnte Stadt der Ligurier, am Fuße der Alpen gelegen, vom Statthalter nach Herkommen besucht wurde, brachte man vor ihn eine Ehefrau mit einem Manne, den ihr Ehegemahl des Ehebruchs anklagte. — Er ließ sie zur Strafe in ein schauerliches Gefängniß werfen. — Bald nachher, als die eisernen Krallen den blutigen Leib des Angeklagten durchfurchten, und der Schmerz in den zerrissenen Seiten die Wahrheit suchte, da wollte der unglückliche junge Mann

durch einen raschen Tod langen Qualen entgehen. Er log wider sein eigenes Blut, schuldigte aber dadurch fremdes an. Er, unter Allen allein unselig und unglücklich, verdiente es in Wahrheit, hingerichtet zu werden, weil er der Unschuld keine Möglichkeit mehr ließ, „Nein!“ zu sagen. — Allein das Weib, dem Geschlechte nach schwächer, der Tugend nach stärker, blickte, als die Folter ihre Glieder streckte und die Ketten ihre im Schmutze des Kerkers entstellten Hände auf dem Rücken zusammenhielten, mit ihren Augen, die allein der Henker nicht fesseln konnte, zum Himmel und rief, während die Thränen über ihr Angesicht rollten: „Herr Jesus, dem Nichts verborgen ist, und der Du Herz und Nieren durchforschest, **Du** bist mein Zeuge, daß ich nicht in der Absicht läugne, um dem Tode zu entgehen, sondern daß ich darum die Unwahrheit nicht rede, damit ich keine Sünde begehe! Du aber, Unglückseligster (sie spricht hier zu dem angeklagten Manne), wenn Du dem Tode entgegen eilest, warum stürzest Du Zwei — ohne Schuld — in's Verderben? Ich wünsche auch zu sterben, ich verlange den lästigen Leib zu verlassen, aber nicht — als eine Ehebrecherin! Hier ist meine Kehle; ohne Furcht empfange ich den Stoß des blitzenden Schwertes; meine Unschuld aber will ich mit mir nehmen! Wer in dem Siegeskampfe getödtet wird, stirbt nicht!“

Nachdem die Fackeln mit Blut getränkt sind, gebot der Statthalter, gleich einem wilden Thiere, das stets nach Blut dürstet, sobald es ein Mal Blut gekostet, die Marter zu verdoppeln. Vor Wuth zähneknirschend, dräuet er, den Henker mit ähnlicher Strafe zu züchtigen, wenn das schwächere Geschlecht nicht gestände, was die Manneskraft nicht verschweigen konnte. — Herr Jesus komm' zu Hilfe, da für das Eine Geschöpf so viele Todesqualen ersonnen sind! — Man bindet sie mit den Haaren an den Pfahl, dehnt mit größerer Gewalt auf der Folter ihren ganzen Leib aus, legt Feuer an ihre Füße, der Henker zerfleischt ihre beiden Seiten und schont auch der Brust nicht. — Das Weib bleibt unerschütterlich. Indem sie den Schmerz des Leibes durch den Geist überwindet, thut sie Einhalt der Wuth der Peinen.

Der grausame Richter erhebt sich, gleich als wäre er überwunden; sie aber fleht demüthig zu Gott. Man löst

ihre Glieder aus dem Zwange; sie heftet ihre Augen an den Himmel; der Andere gesteht: als hätten sie gemeinschaftliche Schuld; sie dagegen läugnet für den Geständigen und sucht, selbst in Gefahr, den Gefährdeten zu retten. Indessen ist es ihr einziges Wort: „Schlage, brenne, zerfleische: ich hab' es nicht gethan! Glaubt man jetzt meinen Worten nicht, dann wird ein Tag kommen, der diese Anschuldigung genau untersuchen wird! Ich habe meinen Richter!"

Der bereits erschöpfte Henker stieß klägliche Seufzer aus, denn er fand kein Fleckchen mehr für neue Wunden; es graute ihm vor dem Leibe, den er zerfleischt hatte. Seine Wuth war überwunden.

Da rief zornentbrannt der Statthalter: „„Warum wundert ihr euch, die ihr da umstehet, wenn dieß Weib lieber die Marter, als den Tod dulden will? Ein Ehebruch kann wahrlich, ohne daß Zwei betheiligt sind, nicht begangen werden. Ich halte es für glaublicher, daß die Verbrecherin ihre Schuld läugne, als daß der junge Mann unschuldig eingestehe!""

Nachdem er über Beide das gleiche Urtheil gesprochen hat, schleppt der Henker die Verurtheilten auf die Richtstätte. Das ganze Volk strömt zu diesem Schauspiele, so daß gleichsam die Stadt sammt und sonders auszuwandern scheint; die herausstürzende Menge füllt die Thore und es drängen sich die Massen.

Auf den ersten Schwertstreich fällt das Haupt des unglücklichen jungen Mannes und der hauptlose Leichnam wälzt sich in seinem Blute.

Als man hierauf zu dem Weibe kam, kniete sie nieder. Das blitzende Schwert ward über den zitternden Nacken geschwungen, und der Henker setzte aus allen Kräften die geübte Hand in Bewegung. Doch — bei der ersten Berührung des Leibes versagte das tödtliche Schwert den Dienst. Die Haut leicht streifend, machte es nur aus kleiner Ritze Blut träufeln. — Der Henker erschrack über die Schwäche seines Armes und erstaunte, seine Rechte durch das kraftlose Schwert überwunden zu sehen. Er holt aus zum zweiten Hiebe. Doch abermal fällt die Klinge erfolglos auf das Weib; und gleich, als ob sie sich scheute, die Schuldlose zu berühren, ward sie stumpf an dem unschuldigen Halse. Wü-

thend nun und racheschnaubend schlug der Henker seinen Mantel über den Rücken und schüttelte, indem er alle Kräfte aufbot, die Schnalle, welche die Enden des Mantels zusammenhielt, auf den Boden. Ohne dieses zu bemerken, schwang er das Schwert nach der Wunde. „Gib Acht," ruft das Weib, „die goldene Schnalle fällt von der Schulter; hebe den mühsam erworbenen Schmuck auf, damit er nicht verdorben werde!" — Wie doch, was ist das für eine Sicherheit! — Das Weib fürchtet nicht den vor den Augen schwebenden Tod; sie ist fröhlich, da sie den Streich empfängt. Der Henker erbleicht; ihre Augen, die das Schwert nicht sehen, erblicken die Schnalle. Und daß es nicht zu wenig wäre, keine Furcht vor dem Tode zu fühlen, erweist sie dem Wüthenden einen Liebesdienst. So war also der dritte Hieb — ein Geheimniß der Dreieinigkeit — vergebens. Der bestürzte Henker, dem Mordeisen nicht trauend, setzt das Schwert an den Hals, um es durch den Druck der Hand mit der Spitze in den Leib zu bohren, weil es mit der Schneide nicht eindringen konnte. — Doch welch ein unerhörtes Ereigniß! — Das Schwert biegt sich gegen den Griff und wie überwunden gegen seinen Herrn schauend, gestand es gleichsam seine Unmacht zu tödten.

Hieher, ja hieher rufe ich mir zurück das Beispiel der drei Knaben, die zwischen den abgekühlten Feuermassen statt der Klageseufzer Lobgesänge erschallen ließen, um deren wallende Kleider und geweihte Haare die Flamme unschädlich spielte! — Hieher rufe man sich zurück die Geschichte des seligen Propheten Daniel, den die Löwen in ihren Rachen nicht zu verschlingen wagten, sondern mit den Schweifen wedelnd ihn liebkosten! — Hier möge Jedermann an die durch ihre Treue berühmte Susanna denken, die, im ungerechten Gericht verurtheilt, durch den vom heiligen Geiste erfüllten Jüngling errettet wurde! — Offenbar zeigt sich in beiden Fällen auf gleiche Weise Gottes Barmherzigkeit. Jene wurde mittelst des Richtens befreit, um nicht unter das Schwert zu fallen; diese aber, die der Richter verurtheilt hatte, wurde mittelst des Schwertes losgesprochen! —

Endlich waffnet sich das Volk, um sich des Weibes anzunehmen. Personen jeden Alters und Geschlechtes vereinigen sich und nöthigen den Henker, die Flucht zu ergreifen.

Es bildet sich ein Kreis der Zusammentretenden und bricht in lautes Geschrei aus. Niemand traut fast seinen Augen. Auf die Nachricht davon geräth die nahe Stadt in Aufruhr, die ganze Schaar der Lictoren versammelt sich. Einer von ihnen, dem die Sorge für die Verurtheilten oblag, stürzt hervor, streut auf seine struppigen grauen Haare Staub und ruft: „„Bürger, verlanget ihr mein Haupt? wollet ihr, daß ich statt der Verurtheilten umkomme? wollet ihr barmherzig und gnädig sein und die Verurtheilte retten, warum soll ich unschuldig sterben?““ — Durch seine Thränen wurde das Volk erschüttert. — Dumpfes Bangen beschleicht die Herzen und auf eine wunderbare Weise änderte sich die Stimmung. Diejenigen, welche aus frommem Gefühl sie vertheidigt hatten, glaubten jetzt aus frommem Gefühl sie sterben lassen zu müssen. — Ein neues Schwert, ein neuer Henker wird herbeigeholt. — Gestützt allein durch die Gnade Christi steht das Schlachtopfer zum Tode bereit. — Der erste Streich erschüttert sie, der zweite macht sie sinken, der dritte schleudert sie verwundet zur Erde. — O anbetungswürdige Majestät der göttlichen Macht! — Sie, welche zuerst vier Mal von dem Schwerte unverletzt getroffen worden, schien kurze Zeit nachher deßhalb gestorben zu sein, damit nicht ein Unschuldiger an ihrer Statt mit dem Leben büßte!

Die mit der Bestattung beauftragten Kleriker wickeln die blutige Leiche in ein Linnentuch, graben eine Vertiefung in die Erde, stützen sie mit Steinen und rüsten ihr nach dem Gebrauche das Grab zu. Im schnellen Laufe senkt sich die Sonne und durch Gottes besondere Gnade tritt die Nacht früher als sonst ein. — Siehe! plötzlich schlägt das Herz des Weibes, ihre Augen suchen das Licht, ihr Leib wird belebt, die Glieder regen sich, sie athmet, sieht, steht auf und redet. Schon vermag sie in die Worte auszubrechen: „Der Herr ist mein Helfer! ich will mich nicht fürchten, was mir auch der Mensch zufüge!“ Psl. 117, 6. — Indessen gab ein betagtes, von dem Almosen der Kirche unterhaltenes Weib ihren Geist in die Hände ihres Schöpfers zurück, und man legte, als ob es der Naturlauf absichtlich so mit sich gebracht hätte, ihren Leichnam in das für die Andere zubereitete Grab. —

Beim ersten Morgengrauen naht sich der Teufel in dem Lictor; er sucht den Leichnam der Hingerichteten, läßt sich

ihr Grab zeigen; er vermuthet, daß die noch lebe, deren Sterben sein Erstaunen geweckt hat. Die Kleriker weisen ihn auf einen frisch aufgeworfenen Leichenhügel hin und rufen dem ungestümen Frager zu: „„Reiße die beerdigten Gebeine wieder heraus; bekriege auf's Neue das Grab; und genügt Dir's noch nicht, streue die Glieder aus, auf daß sie die Vögel und wilden Thiere zerfleischen! Das sieben Mal getroffene Weib muß noch mehr als den Tod erleiden!““ — Der Henker fühlt sich beschämt durch die beißenden Worte. — Die Gerettete wird heimlich in einem Hause gepflegt. Weil man besorgt, der häufige Gang des Arztes zur Kirche möchte Verdacht erregen, schneidet man ihr die Haare ab und schickt sie mit einigen Jungfrauen auf einen abgelegenen Meierhof, wo sie in Männerkleidung die Vernarbung der Wunden abwartet. —

Doch, o Recht, auf das Aeußerste getrieben, wie bist du nicht die größte Bosheit? — Nach so auffallenden Wundern lassen die Gesetze nicht nach, wider sie zu wüthen! —

Evagrius, der Anfangs Priester und dann Bischof in Antiochia war, begab sich mit Vorsatz zum Kaiser, bestürmt ihn mit seinen Bitten, gewinnt ihn durch sein Verdienst und bringt es durch seinen Eifer dahin, die dem Leben geschenkte Frau auch der Freiheit wieder zu schenken. —

86.

Wunderblüthen im Leben einer Heiligen.

(Aus: Sagenschatz des Thüringer Landes von Ludwig Bechstein.)

Der Elisabethen-Brunnen und Garten.

Den Brunnen der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, zeigt in Eisenach dem Wanderer jedes Kind. Eine klare, reine, frische Quelle sprudelt er am Fuße der Wartburg, selbst ein lebendiger Sagenborn, und in ihrem Garten nahe dabei blühen ewig, wenn auch nicht sichtbar für einen Jeglichen, ihre Wunderrosen fort.

Die mildthätige Fürstin Elisabeth weilte oft und gern an dem Brunnen, der noch heute ihren Namen führt; in

seiner Nähe legte sie einen Garten an und erbaute dabei das Siechenhaus für Arme und Preßhafte. Sie wusch am Brunnen mit eigener hoher Hand die Kleider ihrer Pfleglinge, sie schöpfte Fische daraus für ihre Kranken und Niemand wußte, wie Fische in den Felsenquell kamen. — Einst sandte sie eine Magd mit dem Eimer, um für Leidende Fische zu holen, zu dem Brunnen. Ungläubig ging die Dienerin, aber der Glaube kam ihr durch Schauen, denn voll Fische zog sie den Eimer aus der Krystallfluth des Bergquells. — Dort gelangen der hohen Fürstin jene Wunder durch die Kraft des Glaubens und des Gebets, wegen welcher sie jene fromme Vorzeit bereits im Leben als eine Heilige pries. Sie brachte so Vielen Heil; die Gnade Gottes that Wunder an ihr und durch sie und segnete all ihr Thun. — Als sie irdene Waaren, Töpfe, Tiegel und Teller auf dem Markt zu Eisenach gekauft hatte für ihr Hospital, und der Kärner auf dem steilen Weg ungeschickt den Karn umwarf, daß er gegen die Felswand fiel, zerbrach kein einziges Stück. — Sie heilte die Lahmen, machte Blinde sehend, und in ihrem Schooße mehrten sich wunderbar die Gaben, wenn sie dort saß, Almosen spendend den Armen, die in ganzen Schaaren sie umdrängten. Engel schützten und schirmten sie vor allen Gefahren, der Regen näßte ihr Gewand nicht, und hatte sie ihre Kleider den Dürftigen gegeben, sich mit den allergeringsten begnügend, so fand sie in ihren Gemächern wohl andere und schönere wieder, die dahin gekommen waren, sie wußte nicht wie. —

Das Gotteskleid.

Gott der Herr sprach im Alten Bunde: „Wer Mich verherrlicht, den werde Ich verherrlichen!“ I. König. 2, 30., und im Neuen Bunde sprach sein Eingeborner Sohn Jesus Christus: „Wer Mich vor den Menschen bekennt, den will ich auch bekennen vor Meinem Vater, der im Himmel ist!“ Matth. 10, 32. — ja nicht nur vor seinem Vater in dem Himmel, sondern oftmals will er ihn auch schon auf Erden bekennen und erhöhen.

So verherrlichte Gott ehedessen die heilige Elisabeth, welche mit Verachtung ihrer selbst und aus Liebe zu ihrem göttlichen Heiland die „Armuth“ als „ihr Kleinod“

erwählte und sich deßhalb nie schämte, in geringer und unscheinbarer Kleidung einherzugehen.

Als nun einmal ihr Vater Andreas, König von Ungarn, eine Gesandtschaft an den Gemahl der heiligen Elisabeth abgeschickt hatte und sie zu jener Zeit gerade wieder überaus ärmlich gekleidet war, so daß sich ihr Ehegatte schämte, sie in solch elender Tracht ihren Landsleuten vorzuführen, gab sie zur Antwort: „Du brauchst Dich meiner Einfachheit nicht zu schämen; ich habe ja die Kleiderpracht allzeit verschmäht!“

Aber was geschieht?

Als Elisabeth vortrat, bekleidete sie Gott selbst auf höchst wunderbare Weise äußerst prächtig mit einem veilchenblauen Gewande, das von Gold und Edelsteinen funkelte.

Der Fürst, bei diesem Anblicke hoch erstaunt, fragte sie: wo denn allplötzlich dieses prachtvolle Gewand herkäme? Und die Gottbegnadigte erwiederte sanftesten und demüthigsten Wortes: „So weiß der himmlische Vergelter seine Diener und Verehrerinnen schon auf der Erde zu verherrlichen!“ —

Elisabeths Rosen.

Es kam über das Thüringerland eine Zeit großer Hungersnoth, so daß die armen dürftigen Leute genöthigt wurden, sich von Kräutern, Wurzeln und wilden Früchten zu nähren, und das Fleisch von Pferden und Eseln zu essen, die mochten geschlachtet oder gefallen sein; an Brod dazu war nicht zu denken. Viele starben Hungers, da sie nicht einmal jene Kost haben konnten.

Das nahm sich die milde Elisabeth gar sehr zu Herzen, sie ließ mahlen und backen und das Brod von der Wartburg heruntertragen, und gab in dieser Zeit so reichliche Almosen, daß man hätte meinen sollen, sie verschenke den Werth ganzer Burgen und Städte. So barmherzig war sie, daß sie Tag und Nacht nicht ruhte, die Hungrigen zu speisen; aber es fehlte wieder nicht an Leuten, die den Landgrafen Ludwig gegen die Freigebigkeit seiner Gemahlin aufzubringen suchten, und er mochte ihr wohl verboten haben, allzureichliche Spenden auszutheilen.

Nun traf sich's eines Tages, daß der Fürst in der Stadt war, und die fromme Herrin von der Burg herunter

ging nach der Stelle, wo sich die Armen und Kranken, die in ihr die liebreichste Mutter ehrten, versammelten, um ihre Gaben in Empfang zu nehmen, welche Stelle noch bis heute „Armenruh“ genannt wird. Ihr folgte eine ihrer liebsten Jungfrauen, und beide trugen unter ihren Mänteln Körbe voll Fleisch, Brod und Eiern. Da trat ihnen plötzlich der Landgraf in den Weg und sagte: „Was traget ihr? Lasset sehen!“ Dabei deckte er den Mantel seiner Gemahlin auf und sah — den ganzen Korb voll duftender Rosen. Sie aber war so sehr erschrocken, daß sie kein Wort hervorzubringen vermochte; das dauerte ihn, und er begann ihr freundlich zuzusprechen; da nahm er mit Erstaunen wahr, was er zuvor nie gesehen, daß über ihrer reinen Stirne wie ein Diademschmuck ein wunderbares Crucifix erschien. Ungehindert ließ er sie gehen, daß sie der Kranken fürder pflege und Almosen spende nach ihrem Gefallen. — Am Weg stand ein Baum, in dem ein Kreuz gehauen war; der wurde später abgehauen und zum Zeichen jenes hohen Wunders ein steinernes Bild an die Stelle gesetzt, wo es sich begab, zum ewigen Gedächtniß. Und auf der Wartburg ist die fromme und heilige Elisabeth so abgebildet, wie sie damals ihrem Herrn erschien.

Dreihundert Arme speiste Elisabeth täglich in jener theuern Zeit; und als nun der Landgraf von einer Reise zurückkam, und die Amtleute ihm klagten, daß seine Gemahlin Alles verschenke, sprach er: „Seid Ihr deßhalb nicht gram, lasset sie Almosen geben um Gottes willen und seid ihr selbst dazu förderlich! Wenn wir nur die Wartburg, Eisenach und die Neuenburg behalten. Gott kann uns Alles ersetzen, wenn es ihm gefällt!“ —

Elisabeths Handschuh.

Oft besuchte die fromme Landgräfin Elisabeth die Kirche in Eisenach; da versammelten sich vor dem Kirchenportal stets sehr viel Arme und Gebrechliche, sie wußten, daß die Herrin jedem eine Gabe spendete; so geschah es auch an einem Heiligentage, daß die Zahl der Bettler besonders groß war, als die Fürstin mit ihrem dienenden Gefolge heranschritt zum Gottesdienst. Sie spendete Almosen, so viel sie konnte und bald war ihre Tasche leer, doch waren

auch Alle befriedigt; nur ein halbblinder Greis hatte noch keine Gabe empfangen und drängte sich ihr flehend nach, bis in die Kirche hinein. Elisabeth hatte nichts mehr zu geben; doch jammerte sie der alte arme Mann, und sie besann sich nicht lange, sondern zog einen ihrer reich mit Silber gestickten Handschuhe aus und reichte diesen dem armen Greis. — Das sahe nicht sobald ein Ritter, der zugegen war, als er hinzutrat und von dem Alten den Handschuh gegen ein Summe Geldes eintauschte. Als ein Kleinod seltener Art befestigte dieser Ritter den Handschuh an seinen Helm und zog bald darauf in das heilige Land. Dort kämpfte er wacker gegen die wilden Söhne der Wüste, und in jedem Gefecht mit den Sarazenen war es, als sei ihm die Helmzier ein besonderer Schutz und Schirm. Er kehrte glücklich in die Heimath zurück und setzte freudig, und seinen Nachkommen zu dankbarer Erinnerung, das Bild von Elisabeths Handschuh in seinen Wappenschild. Sterbend küßte er noch die schöne Reliquie von der heiligen Dulderin. —

Bruder Volkmar.

In dem Kloster zu Reinhardsbrunn war ein Mönch, der hieß Bruder Volkmar, gar ein andächtiger, frommer Mann, der trug zur Büßung seiner Sünden einen Panzer auf seinem Leibe. So groß war der Ruf seiner Frömmigkeit, daß die heilige Elisabeth, da sie noch lebte, sich in sein Gebet befahl.

Nun war dem Bruder Volkmar das Mühlenamt überlassen, und zu einer Zeit, da er an dem Werke etwas bessern wollte, ward ihm sein rechter Arm ergriffen und elendiglich gebrochen, so daß er große Schmerzen leiden mußte.

Und da geschah es, daß in derselben Nacht, in der der Bruder schlaflos lag und Gott um Linderung seiner Schmerzen anflehte, die fromme Landgräfin Elisabeth in Marburg starb. Da erschien sie ihm in großer Klarheit und in königlicher Kleidung, und sprach: „Bruder Volkmar, wie geht es dir?“ — Der Kranke erschrack vor der großen Klarheit, doch kannte er die Herrin und antwortete verwundert: „„O Fraue! wie habt Ihr nun so köstliche Kleider an, so Ihr doch pflegt geringe verschmähliche Gewande zu tragen?““ — Sie aber antwortete: „Bruder Volkmar, ich habe meinen

Stand verwandelt!“ rührte darauf seine Hand an und verschwand.

Bruder Volkmar fühlte keine Schmerzen mehr, und als der Morgen kam, war er gesund. —

87.

Die heiligen Landespatrone von Mähren.

(Aus: Geschichten und Sagen aus Mährens Vorzeit.)

Die heiligen Cyrillus und Methodius wurden aus einer Senatorsfamilie zu Thessalonich geboren, doch führte Cyrillus früher den Namen „Constantin der Philosoph,“ und lebte gleich seinem Bruder Methodius zu Constantinopel, um sich zur Verbreitung der Lehre Jesu Christi die nöthigen Wissenschaften zu erwerben. Der Ruf seiner Frömmigkeit und Weisheit war bald laut geworden, daher ihn Kaiser Michael auf Empfehlung des heiligen Patriarchen Ignatius nach Charson zur Bekehrung der Chasaren sandte. Hier entdeckte der fromme Apostel im Meere den Leib des heiligen Clemens sammt Anker, welche Reliquien er aller Orte mit sich führte. Bald beginnt er sein Predigeramt, verkündet den Chasaren das Evangelium und bekehrt sie. Als ihm das Volk aus hoher Verehrung Geschenke aller Art brachte, schlug er diese aus, bat nur um die Freilassung der gefangenen Christen und kehrte dann nach Constantinopel zurück.

Doch immer weiter verbreitete sich der Ruf des heiligen Mannes und der Segen des Christenthums blühte, wohin er kam. — So sandte auch der mährische Rastislaw zu Kaiser Michael mit der Bitte, daß die frommen Apostel Cyrillus und Methodius auch in seinem Lande das Christenthum lehren und den Gottesdienst in slavischer Sprache einrichten möchten. Der Kaiser schickte nach Thessalonich zu Lev, dem Vater, und ließ ihm sagen: „Schicke eilig zu uns Deine Söhne!“ Als Lev dieses hörte, sandte er sie schnell ab. Und sie kamen zum Kaiser und er sprach zu ihnen: „Sehet, das Slavenland hat sich von mir einen Lehrer er-

beten, welcher ihnen könnte verdolmetschen die heiligen Bücher, denn dieß wünschen sie." Und sie folgten dem Rufe des Kaisers und gingen in das Slavenland zu Rastislaw, Swatopluk und Kozel, und zu den Knäsen. — Auf der Pilgerung dahin bekehrten sie die Bulgaren und ihren König Bojaris, und zwar durch die Darstellung des jüngsten Gerichtes, welches St. Methodius selbst gemalt hatte. Der Gottmensch Jesus Christus erschien auf dem Bilde von himmlischen Geistern und mit den Symbolen eines zürnenden Richters umgeben, sitzend auf einem von himmlischer Glorie umstrahlten Throne. Das Menschengeschlecht erwartete bleich, voll Entsetzen und Angst, den Richterspruch. „„Und so,"" predigte Methodius ernst und feierlich, „„werden die Sünder im ewigen Feuer der Hölle verschmachten, die Gerechten aber eingehen zur Freude des ewig seligen Lebens!""

In Mähren angekommen, verkündigten sie das Wort und das Heil vom Kreuze Jesu Christi, erfanden eigene Schriftzüge für die Uebersetzung der Bibel und richteten den ganzen Gottesdienst in slavischer Sprache ein. —

Als St. Cyrillus einst in ein Dorf kam, wo sich eben die ganze heidnische Gemeinde versammelt hatte, um ihren Göttern ein blutiges Opfer darzubringen, denn sie meinte: der Gott Radegast und der Gott Swantowit zürne irgend eines groben Vergehens willen und man müsse die Zürnenden zu versöhnen suchen, damit das Land ob des andauernden Sonnenbrandes und der unerträglichen Hitze nicht verdorre und endlich Menschen und Thiere einem grausamen Tode erlägen; — da bestieg der heilige Mann einen nahen Hügel, fiel dort voll Andacht auf seine Kniee, betete inbrünstig und segnete die Erde, und bald zog ein schweres Gewitter heran und ein duftiger Regen erquickte das dürre Land. Da kam lebendiger Glaube und inniges Vertrauen in die Herzen der Gemeinde, so daß sie ihre Götzenbilder zertrümmerte und freudigst zum gnadenreichen Evangelium des Gottheilandes Jesus Christus sich bekannte. —

Ein anderes Mal zog St. Cyrillus gegen einen giftigen Drachen aus, der das ganze Land unsicher machte. In der linken Hand das Crucifix tragend und in der rechten das scharf geschliffene Schwert, erlegte er muthig den Drachen und fand darum viel Glauben unter dem Volke. —

Als die heiligen Brüder in Mähren so von Dorf zu Dorf zogen, traf es sich wieder eines Tages, daß man eben zu Ehren des Gottes Swantowit ein Blumenfest feierte, bei welcher Gelegenheit man, zum Preise und zur Verherrlichung des Götzen, ganze Kähne voll zierlich geschmückter, lieblicher Kinder den Wellen preisgab. — Als die frommen Missionäre die Trauer der Eltern sahen, versprachen sie, die Kinder zu retten: wenn das Volk von seinen Götzen abscheiden und den Glauben an den wahren Gott, wie er sich im Christenthume geoffenbart, annehmen wollte. Mit einem kräftigen Gebete beschworen dann die Apostel, für deren Wahrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit Gottes Huld und Erbarmen so oft schon mit einem wunderbaren Segen auf ihre Bitten im Namen Jesu Zeugniß gegeben, die tobenden Fluthen, und bald erhob sich ein leises Geflüster aus den Wellen, im Augenblicke waren sie mit frischen Rosen überdeckt und inmitten derselben tauchten, zum frohlockenden Entzücken ihrer Eltern, die Kindlein alle auf und schwammen an das Land. —

Rostamila, die Schwester Swatopluks, der zu Brünn den Sitz seiner Regierung hatte, wurde plötzlich stumm, und kein Arzt konnte ihr helfen. Swatopluk hatte königlich Den zu belohnen versprochen, der seiner geliebten Schwester die verlorne Sprache wieder geben würde. Viele Aerzte und Weise des Landes hatten es versucht, aber keinem wollte es gelingen. Vergebens brannten Opfer auf den Altären der Götzenbilder, im ganzen Lande lag das Volk auf den Knieen, um das Unglück von dem königlichen Hause abzuwenden. Ihre Götter schienen jedoch für ihr Jammern und Bitten kein Gehör zu haben. St. Cyrillus und St. Methodius nahmen nun in dem frommen Glauben, daß der Dreieinige Gott da oft hilft, wo der Menschen Kunst erlahmt, den — güldenen Fischerring, den sie an der Hand des für das Bekenntniß zu Tod gemarterten heiligen Vaters Clemens gefunden hatten, und begaben sich an den königlichen Hof. Sie wurden mit vielen Freuden und Ehrenbezeugungen von dem trauernden Könige aufgenommen und mit eigener Hand führte er sie in ein herrlich geschmücktes Gemach, wo die kranke Prinzessin auf einem goldverbrämten Bettlein lag und kaum die Augen öffnen wollte, denn eine tiefe Schwermuth hatte bereits ihren Sinn umnachtet. Die heiligen Brüder lagen

länger als eine Stunde auf ihren Knieen und beteten inbrünstig zu Gott im süßen und heilbringenden Namen Jesu, doch das so schwere Leid — zu seiner Verherrlichung — von der Prinzessin zu nehmen. Hierauf erhob sich St. Cyrillus, nahm den Fischerring und drückte ihn sanft auf die Lippen der schmerzlichst Aechzenden. Und siehe! es schmolz das hemmende Siegel von der Zunge der Kranken und der Dank und der Jubel der Geretteten war groß. Da verwunderte sich der König und die Seinen, und priesen die Weisheit der frommen Männer über alle Maßen und glaubten an ihre göttliche Sendung, und der König und sein Hof und das Volk nahmen an die beseligende Lehre Jesu Christi. Kirchen und Klöster wurden erbaut. Zu Welehrad, wo sich ehedessen der herrliche Tempel des Swantowit erhob, wurde das erste Bisthum errichtet und dem frommen Cyrillus, als dem ersten Bischofe, übergeben.

Nun flog die Kunde von dem Ruhme des heiligen Cyrillus über das ganze Land; er aber, der demüthige Gottesmann, fürchtete vor Allem das Menschenlob als einen Fallstrick des Verderbens, und faßte den Entschluß, Gott allein im Stillen zu dienen. Er entsagte daher dem Bisthum, zog das Mönchskleid an und ließ seinen Bruder St. Methodius nach sich zurück, dem er, als treuer Lehrer seiner Schüler, liebevoll das Hirtenamt empfahl. —

Im Jahre 870 geschah es, daß Swatopluk den böhmischen Herzog Boriwoy freundschaftlich zu einem Besuche bei sich einlud. Als es zur Tafel ging, mußte der böhmische Herzog mit den Seinen an einem Nebentische essen, was ihn sehr verdroß; „denn es sei nicht gut," sagte Swatopluk, „daß ein Christ mit dem Heiden an demselben Tische esse." Boriwoy ließ sich bald durch die an ihn ergangenen christlichen Belehrungen überzeugen, daß sein Glaube nicht der rechte sei, und empfing mit noch dreißig Personen aus seinem Gefolge die heilige Taufe. —

Mit großer Liebe und Sorgfalt leitete St. Methodius, als Bischof von Mähren, einige Jahre hindurch die ihm anvertraute Heerde zu ihrem Heile, und zur Ehre Gottes; doch hatte er mitunter auch manche und gar schwere Kämpfe zu bestehen.

Swatopluks Sohn, so heißt es, der nach dem Vater regierte, als er an einem Festtage im Walde jagen wollte, ließ dem Bischofe Methodius melden: daß er ihn mit der Feier der heiligen Messe erwarten möchte. Und dieser harrete auch bis beinahe zur Mittagsstunde. Da er nun besorgte, bei längerem Zögern müsse der Gottesdienst gänzlich ausbleiben, las er die heilige Messe ohne den König. Dieser, als er bei seinem endlichen Erscheinen vernahm, daß schon die heilige Wandlung vorüber sei, trat, darüber höchlich erzürnt, mit seinen Hunden und Jägern lärmend in die Kirche bis zum Altare hin und spottete über den Bischof. Dieser Schändung des Gottesdienstes wegen that der Bischof nach beendigter Messe den König in den Kirchenbann. —

Hierauf begab sich St. Methodius nach Rom und wollte seinen Bruder Cyrillus mit sich nach Mähren zurückführen. Da er diesen todt fand, bat er den Papst, den Leichnam des Bruders mitnehmen zu dürfen. Nun ihm seine Bitte nicht gewährt wurde, blieb er heimlich zu Rom, ging des Nachts in die St. Clemens-Kirche und stahl den dort eingesargten Leib seines Bruders. Als er jedoch nach einigen Tagen auf der Reise in einer anmuthigen Gegend Rast hielt, und dann mit dem heiligen Leichnam fortziehen wollte, konnte er auf keinerlei Weise von der Stelle. St. Methodius that nun bei Gott demüthige Abbitte für seinen Ungehorsam gegen das Oberhaupt der Kirche und den Leichenraub, und betete inbrünstig, damit ihm geoffenbart werde, wohin er die ehrwürdige Reliquie bringen solle. Siehe! da hebt der heilige Cyrillus seine rechte Hand auf und zeigt seinem Bruder Methodius an, daß er wieder nach Rom gebracht sein wolle. Der Papst mit dem römischen Volke und der ganzen Clerisei geht dem heiligen Leichnam entgegen, übernimmt ihn ehrerbietig und begräbt ihn auf's Neue dahin, wo er früher lag, in die St. Clemens-Kirche. —

Im Jahre 900 folgte auch St. Methodius seinem Bruder in das ewige Leben nach und wurde, gleich dem heiligen Cyrillus, in der St. Clemens-Kirche zu Rom begraben. — Hier wurden auch in späteren Tagen die Reliquien dieser beiden heiligen Brüder unter dem Altare einer heiligen Kapelle aufgefunden, von welchen ein Theil nach Brünn soll gebracht worden sein.

St. Cyrillus und St. Methodius werden als Schutz-Heilige von Mähren hochverehrt und ihr Gedächtniß wird am 9. März gefeiert. —

88.

St. Ottilia.

(Aus: Sagen aus den Rheingegenden von Alois Schreiber.)

Ottilia, die Tochter des Elsäßischen Herzogs Attich, war im Kloster zu Mayenfeld erzogen worden und hatte frühe schon in ihrem Herzen gelobt, den Schleier zu nehmen.

Als sie einst aus dem Kloster an das Hoflager ihres Vaters zum Besuche kam, ward Alles entzückt von ihrer Anmuth und ihrer geistigen Bildung. Bald fanden sich Fürsten und Grafen genug ein, die um ihre Hand warben, darunter auch ein reicher Allemann, der sich bei dem Herzoge so sehr in Gunst zu schmeicheln gewußt hatte, daß dieser darauf bestand, seine Tochter solle dem Klosterleben entsagen und dem stattlichen Freier ihr Jawort geben.

Ottilia aber hielt fest an ihrem Gelübde; und da ihr Vater immer dringender wurde und sie keinen andern Ausweg mehr sah, beschloß sie, die Flucht zu ergreifen. Sie entledigte sich ihrer kostbaren Gewänder, hüllte sich in ein ärmliches Pilgerkleid und gelangte solcherweise glücklich an den Rhein, wo ein Schiffer sie alsbald an das andere Ufer brachte. — Ihre Flucht blieb nicht lange verborgen, und der Herzog sandte seine Leute nach allen Richtungen aus, die Ungehorsame aufzusuchen. Er selbst durchstreifte die ganze Gegend und schlug endlich zufällig denselben Weg ein, den die Flüchtige genommen. Der Fährmann, welcher sie übergeschifft, beschrieb ihm ihr Aeußeres so genau, daß ihm kein Zweifel mehr darüber blieb und er sich und sein Gefolge unverzüglich an das andere Ufer übersetzen ließ.

Ottilia hatte bereits die Hälfte eines Berges erstiegen, der im Eingange des Schwarzwaldes lag und von welchem aus man das Rheinthal überschauen konnte. Ermattet von der ausgestandenen Angst und der ungewohnten weiten Wanderung, setzte sie sich auf ein Felsenstück und flehte zu Gott, ihre

Kräfte nicht gänzlich schwinden und sie einen sichern Zufluchtsort entdecken zu lassen. Kaum hatte sie eine Weile so recht andächtig gebetet, als sie ein Geräusch im nahen Walde vernahm. Ein Trupp Reiter kam den Berg herauf und bald erkannte sie die Farben ihres Vaters. Sie sprang auf und eilte dem Dickicht der Höhe zu, um sich dort, wenn möglich, zu verbergen. Im Anfange lieh die Furcht ihren Schritten gleichsam Flügel, doch bald erschlafften ihre Sehnen wieder und sie war nahe daran, erschöpft zusammen zu sinken. Nur ein Fels, um welchen sich der Pfad schlängelte, verbarg sie noch den Blicken ihrer Verfolger. Zitternd breitete Ottilia ihre Arme gen Himmel und flehte zur heiligen Mutter Gottes um Rettung aus dieser Noth. Und siehe! — da that sich plötzlich die Wand des Felsens von einander, Ottilie stürzte sich hinein und sogleich war er hinter ihr wieder geschlossen.

Drinnen vernahm sie deutlich das Getrappel der Rosse und die Stimme ihres Vaters, der sie mit schmerzlichem Tone beim Namen rief. „Es ist umsonst, mein Vater!“ — antwortete Ottilia, und mit Bestürzung hört Attich die Stimme seiner Tochter aus dem granitnen Felsen erklingen.

Da ging der Herzog reuevoll in sich, daß der Himmel selbst Ottilien vor ihm so wunderbar in Schutz genommen habe, und er schwur: das Gelübde seines Kindes zu ehren und hier eine Kapelle zu erbauen.

Kaum war dies in seinem Innern beschlossen, so öffnete sich der Fels wieder, Ottilie trat hervor, strahlend von überirdischer Glorie und sank an die Brust ihres weinenden Vaters. —

Der Fels aber blieb offen von dieser Stunde an und in der Höhle, welche so wundersam Ottilien verborgen, entsprang ein krystallklarer frischer Quell, der mit Heilkraft begabt war für kranke Augen.

Ottilia kehrte mit ihrem Vater in das Elsaß zurück, wo er bei Hohenburg ein Kloster bauen ließ, in welchem sie den Rest ihres Lebens in gottseligen Uebungen zubrachte. —

89.

Der Baum des heiligen Amandus.

(Aus: Niederländische Sagen von Dr. J. W. Wolf.)

Als der heilige Amandus das Eangelium zu Dedelem predigte, da bekehrten sich Viele zu dem Gottheiland Jesus Christus.

Viele aber lagen also sehr in den Stricken und Banden des bösen Feindes, daß sie auf alle Weise dahin strebten, den heiligen Apostel zu tödten. — Dazu erkoren sie Einen, der sollte mit einem spitzigen Pfeile Sanct Amandus durchschießen, während er von dem gekreuzigten Welterlöser predigen würde; aber Gott unser Herr beschirmte den heiligen Mann. — Der Bogenschütz wollte nun den Bogen so recht hart anspannen, damit der Pfeil gar scharf fliegen sollte, und setzte darum ein Ende an die Erde und faßte mit der Hand das andere Ende, um es niederzubeugen. Aber — das eine Ende drang einen halben Fuß tief in die Erde, und was das wundersamste bei der Sache war: es begann zur Stunde Blätter zu treiben und wuchs empor als ein herrlicher Baum. —

Dieser Baum stand im vierzehnten Jahrhundert noch gerade vor der Kirche, und man brauchte nur nach „Sanct Amand's Baum" zu fragen, und Jeder wies denselben. —

90.

Die Schale der heiligen Kunigunde.

(Aus: Bayerisches Sagenbuch von Dr. A. Schöppner.)

Im Dome zu Bamberg befindet sich das Grab des heiligen Kaiserpaares Heinrich II. und Kunigunde.

Ein Bildwerk dieses Grabmals zeigt die Kaiserin Kunigunde, wie sie die Bauleute der Sanct Stephanskirche bezahlt. — Es war nämlich unter den Werkleuten ein bösartiger, unzufriedener Mann, der bestahl den Schaffner des Baues beim Ausbezahlen, so daß die bestimmte Summe niemals zureichen wollte. Man konnte dem Dieb lange nicht auf die Spur kommen. Da begab sich die heilige Kunigunde

eines Tages selbst unter die Werkleute, und hielt eine Schale dar, aus welcher sich Jeder seinen Pfennig nahm. Auch der Dieb griff in die Schale, nahm aber, wie früher, unvermerkt mehrere Pfennige. Kaum hatte er sie ergriffen, als ihm die Hände entsetzlich brannten, so daß er jammernd und wehklagend davonlief, und als er nach Hause kam, nur noch Einen Pfennig in der Hand hatte. —

91.

Ein Rücktritt zur katholischen Kirche.

(Aus: Lebensgeschichte des ehrwürdigen P. Petrus Canisius.)

Eine Frau vom ersten Range, Sibilla von Eberstein, Gemahlin des Grafen Markus Fugger, im Irrthum erzogen und herangewachsen, konnte weder den Anblick, noch viel weniger die Ansprache der Jesuiten vertragen; so gräßlich war das Bild, das man ihr von diesen Ordensmännern entworfen hatte. Und dennoch war es ein Jesuit, dessen sich unser Herr bedienen wollte, um sie auf den guten Weg zurückzuführen; und dieser Jesuit war Pater Petrus Canisius.

Denn da die Gräfin Sibilla einst nächtlicher Weile ruhig in ihrem Bette schlief, glaubte sie diesen gefürchteten Mann im Traume zu sehen, sie ernstlich ermahnend: auf ihr Seelenheil zu denken und zur katholischen Religion, als dem einzigen Wege, der sie zum Heile führen könnte, wieder zurückzukehren. Eine plötzliche Umwandlung, die beim Erwachen in ihrem Herzen vorging, überzeugte sie, daß dieser Traum nicht das Spiel der Einbildung war, und daß der Himmel, der sich bisweilen, wie man in der heiligen Schrift liest, durch Träume erklärt, auch diesen nicht ohne Absicht ihr vor die Augen geführt habe.

Voll von diesen Gedanken, befahl sie am folgenden Tage, daß man den Pater Canisius ihr holen sollte. Man eröffnete ihm den Wunsch der Gräfin, und er erschien ohne Verzug. — Während er aber von dem Grafen Markus aufgehalten wurde und etwas länger säumte, war sein Begleiter unterdessen zufälliger Weise zu der Gräfin gekommen. „Dieß ist der Mann nicht, der mir erschien!“ sagte die Frau

Gräfin, als sie ihn sah. „Mit Pater Canisius wünsche ich zu sprechen!“ — In diesem Augenblicke trat Canisius ein; und kaum hatte Sibilla ihn erblickt, als sie ihn auch schon erkannte und ausrief: „Ja, **Der** ist es, den ich im Traume sah!“

Pater Canisius gewährte ihre Bitte mit desto größerer Bereitwilligkeit, da die Decke des Vorurtheils, welche bisher über ihren Augen lag, nun gehoben war. Die Protestanten sahen voraus, daß der Rücktritt dieser Dame, die ihnen bisher so viele Ehre bereitet, für sie ein peinliches Ereigniß wäre, und wandten alle Bitten, Drohungen, Verheißungen an, um ihn unmöglich zu machen; aber Alles war vergebens! Die Gräfin schwur mit großer Freude ihren Irrthümern ab. „Ich preise Gott,“ sagte sie; „denn da ich bis auf diese Stunde bei allen Bitten und Vorstellungen meines Schwagers und meines Gemahls, die unaufhörlich in mich drangen, die römisch-katholische Religion anzunehmen, unempfindlich war; so wird nun Niemand behaupten können, daß der Glanz des Goldes und der Edelsteine mich verblendet, daß Fleisch und Blut mich verleitet haben, meinen Glauben aus niedrigem Eigennutz verläugnet zu haben. Durch Gottes Gnade kann ich solche Vorwürfe standhaft verachten!“ —

Die Gräfin opferte, um die Beleidigungen, welche sie Christo Jesu im allerheiligsten Sakramente zugefügt, ihre kostbaren Kleider zum Schmucke der Altäre, und unterstützte, beseelt von dem Wunsche, der Religion würdige Diener zu verschaffen, mehrere arme Schüler, welche sie auf ihre Kosten studiren ließ. —

92.

Der Dom zu Braunschweig.

(Nach einer Schilderung von Georg Aschkin.)

Heinrich der Löwe, der Stifter des Königshauses von England und Hannover, war reich beladen mit kostbaren Reliquien, die er um ungeheure Summen erkauft, aus Palästina heimgekehrt; hatte er doch Erde aus Gethsemane mit Christi Schweißtropfen und Thränen, und den Brautkranz der heiligen Jungfrau und Muttergottes Maria erworben.

Da galt es, diesen Schätzen einen würdigen Schrein zu bauen, und Braunschweig ward auserwählt, für die Heiligthümer einen Dom sich erheben zu sehen, der zugleich ein Denkmal der Pilgerfahrt des Fürsten sein sollte. — Die Kathedrale ward 1172 begonnen und 1194 vollendet. — Heinrich hatte auf seiner Pilgerfahrt die Kuppelbauten des Orients, auf seinen Kriegszügen die gewölbten Basiliken in Italien und am Rhein gesehen, und so entschied er sich für diese soliden Formen, während es dem Meister vergönnt war, in den Einzelnheiten an sächsische Muster sich zu halten. Der Dom erhielt die Kreuzform. An das Mittelschiff schlossen sich zwei Seitenschiffe, und erst in gothischer Zeit wurden die zwei äußeren Nebenschiffe (1346 und 1469) hinzugefügt. Die Anlage des Grundrisses, die Anordnung der Chor-Nischen und des Kreuzes, die Rundbögen an den Portalen, Fenstern und Arkaden sind ganz im romanischen Styl behandelt. Selbst die Pfeiler haben die bekannte viereckige Gestalt mit eingeblendeten Eckſäulen, Würfelkapitälen und Eckblättern der Basis; nur diejenigen, welche das Gewölbe tragen, bilden nicht mehr ein einfaches Viereck, sondern haben eine kreuzförmige Gestalt, mithin Vorlagen, von denen die drei niedrigeren die Scheidebögen und das Seitengewölbe, die höher hinaufreichenden aber die Wölbung des Oberschiffes decken. Das Gewölbe ist ein Kreuzgewölbe, und zwar mit einer schrägen Zuspitzung. Es hat keine Quergurten und ist daher ein spitzes Tonnengewölbe. Die Fenster haben die hergebrachte einfache Gestalt, nur daß je zwei Oberlichter unter der Mitte des Gewölbes bis dicht an die auf der Außenseite sie trennende Lisene an einander rückten. Die Kapitäle sind zum Theil als gebrochene Würfel gestaltet: dieß ist normannisch, sonst ist Alles deutsch. Die beiden Thürme an der Westseite des Domes brannten 1194 ab, und so stehen heute nur noch zwei stumpfe, mit Dachkappen gedeckte Rumpfe da, zwischen denen sich ein gothischer Wimperg mit doppeltem Fenster gar wunderlich ausnimmt.

Treten wir in das Innere ein, das in seiner ganzen ursprünglichen Reinheit dasteht, so fällt uns die Anordnung des Chors in die Augen, der durch Erhöhung des Bodens von den übrigen Räumen ausgezeichnet wurde, eine Anlage, die mit durch die „Welfen-Gruft“ bedingt sein mag, welche

sich unter dem Chor hin erstreckt, und welche die Sarkophage der Fürsten von Heinrich dem Löwen bis auf heute birgt. — Am Ende des Mittelschiffes steigt man auf zwei Treppen zum Chor hinan, womit symbolisch schon durch die Architektur die erhabene Stellung des Priesterthums zum Laienthum angedeutet ist.

Auf dem hohen Chor befindet sich der Hochaltar, den mehr als zwanzig Bildsäulen und drei Gemälde schmücken. In der Mitte des Chors erhebt sich auf einem runden Steine der berühmte siebenarmige Kandelaber von Messing, welchen Heinrich der Löwe nach dem Muster des Armleuchters in der Stiftshütte des salomonischen Tempels zu Jerusalem anfertigen ließ. Das Fußgestell wurde von vier Löwen gebildet, auf welche sich Drachen herabwinden. Eine zehn Fuß hohe, fünftheilige Säule schließt in einem Blumenkelche. Das Gewicht beläuft sich auf 17 Zentner, die Höhe auf 16 Fuß. An den hohen Festtagen erhellen seine Lichter den Dom. — Den schönsten Schmuck des Chores bilden aber die im Jahre 1845 neu aufgefrischten Wandgemälde; wahrscheinlich war die ganze Kirche bemalt, jedenfalls der östliche Theil; aber nur die Gemälde des Chor-Quadrats vor der Nische, des Gewölbes über der Vierung und des südlichen Kreuzarms sind von der Tünche befreit. Hier sind es zum ersten Male historische Hergänge, nicht einzelne Figuren, welche der Künstler zur Darstellung brachte. Den Mittelpunkt der Vierung bildet ein Medaillon mit dem Lamme; am Rande dieses Gewölbes ein Mauerkranz mit zwölf Thürmen, aus welchem die Apostel hervortreten; in den Ecken des Gewölbes acht Propheten mit Schriftstellen. Das Ganze versinnbildlicht das himmlische Jerusalem. Der Raum zwischen dem Lamme Gottes und der Mauer enthält in sechs Feldern den Anfang, Fortgang und Schluß der Heilslehre des Neuen Bundes — von der Geburt des göttlichen Christkindes bis zur Ausgießung des heiligen Geistes am gnadenreichen Pfingstfeste. — Das Gewölbe des Chor-Quadrats zeigt den Stammbaum Christi; die nördliche Wand die Geschichte Abel's und Kain's, die südliche Abraham und Moses, während im Scheitel des Bogenfeldes Gott Vater im Regenbogen steht. Im südlichen Kreuzarme zeigt das Gewölbe Christus mit den Jungfrauen und den vierundzwanzig Aelte-

sten; an der südlichen Wand die klugen, an der westlichen die thörichten Jungfrauen. — Außer diesen oben unter sich zusammenhängenden Gemälden befanden sich an den Wänden des Chor=Quadrats und des südlichen Kreuzarmes andere, mehr historische Gemälde, relief=artig aufgetragen, und zwar St. Johannes der Täufer, die Legende des heiligen Blasius, des Schutzheiligen der Kirche, dessen Reliquien Heinrich aus dem Orient hierher verbracht hatte, endlich die Geschichte des heiligen Martyrers Thomas Becket, Erzbischofs von Canter=bury, der später Mitpatron wurde. Ebenso sind die Legende der Auffindung des Kreuzes des Herrn und Scenen aus der Martyrer=Geschichte dargestellt. — An den Pfeilern der Vierung befinden sich kolossale Gestalten, St. Johannes, St. Blasius und zwei fürstliche Figuren. Die Arbeit ist von verschiedenen Händen. — Die Bilder an den oberen Räumen sind in einem strengeren, mehr traditionellen Style gehalten, und zum Theil von großartigem Effekt.

Der Dom, der so ehrwürdige Reliquien=Schätze, dann die Gebeine der Fürsten des Welfenhauses, die kostbarsten Kunst=werke der Bildhauerei und Malerei umfaßt, hatte an sich schon hohe Bedeutung genug; aber er wird auch dadurch noch interessant durch die Verbindung, in welcher er mit dem uralten Burgsitz der braunschweigischen Landesherren steht, der Burg Dankwarderode, unzweifelhaft der ersten Nieder=lassung der Gründer Braunschweig's, an die der Dom un=mittelbar angebaut ist. Beide, vereint mit dem Löwendenk=mal, dem Wahrzeichen Braunschweigs, bilden den würdigen Mittelpunkt der alten ruhmreichen Stadt. —

Leider! gehört dieser Dom nicht mehr dem katholischen Cultus an; die heiligen Reliquien sind demselben wohl ge=blieben, allein der Allerheiligste, der Gottmensch Jesus Christus, ist durch die sogenannte Reformation schon längst aus seinem Tabernakel vertrieben! —

93.

Die St. Antonius-Kirche zu Padua.

Erste Schilderung.

(Aus: Reiseblätter von Alois Meßmer.)

Auch hier in Padua, wie überall, hat die Religion in Verbindung mit der Kunst die herrlichsten Denkmale gestiftet. Vor Allem ist es der heilige Antonius, der Heilige, ohne den Padua gar nicht gedacht werden könnte, um den alle Herrlichkeit sich vereinigte, und dessen Tempel dadurch in der That das „große Wunder von Padua“ genannt worden ist.

Wir schicken einiges Geschichtliche voraus, um dann den Bau selbst etwas näher in's Auge zu fassen.

Wir kommen mit den Anfängen dieses Werkes in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hinauf, da gerade der hohe Sommer des Mittelalters begann und der Schwung des Zeitalters der Innocenze und der Hohenstaufen seine Früchte zu tragen anfing. Eine der erhabensten und zugleich anziehendsten Erscheinungen dieses Jahrhunderts war ohne Zweifel der Seraph von Assisi, der heilige Franziskus, welcher der beginnenden weltlichen Ueppigkeit des Zeitalters die Einfachheit der Armuth und die Glut der Gottesminne entgegensetzte und gerade dadurch, daß er die heiligsten Lebenspulse des Zeitalters berührte, einen so welthistorischen Einfluß gewann. Sein Orden, der sich bald in unzählige Abzweigungen durch die Christenheit verbreitete, wirkte nicht nur unendlich segensreich für die Heiligung des Lebens, sondern von ihm ging auch eine höchst merkwürdige Anregung der Kunst und Poesie aus. Liebeglühende Sänger brachte der Orden selbst hervor. Dante begeisterte sich an dem Bunde des heiligen Franziskus mit der Armuth zu einem seiner ergreifendsten Gesänge (Parad. XI.). Ueber den Gebeinen dieses Heiligen erhob sich zu Assisi die berühmte Kirche, die ein Herd heiligen Feuers, eine Schule der religiösen Kunst für Italien wurde. Der Deutsche, der sie erbaut (sein deutscher Name ist verschollen; die Italiener nennen ihn Arnolf di Lapo), hatte sie im Style seiner Heimath, im gothischen, ausgeführt, und dieser blieb nun in seiner einfachen Würde und Großheit bei den Kirchen der Franziskaner herrschend,

selbst in Italien, wie die Kirchen S. Maria Gloriosa zu Venedig und S. Croce zu Florenz es zeigen, und der dritte Hauptbau dieser Zeit, die St. Antonius-Kirche zu Padua wenigstens in bedeutenden Theilen des Baues an den Tag legt. — Der heilige Franziskus hatte in Arcella bei Capodipante nah' bei Padua zu seinen Lebzeiten ein Klösterlein gestiftet, welches die Pflanzschule für den Konvent in Padua wurde. Im Jahre 1227 betrat St. Antonius dieses Klösterlein und siedelte zwei Jahre später in die Stadt selbst über, wo sich an der alten Kirche Maria mater Domini die neue Kolonie bildete. Sie blieb von nun an die Residenz des Heiligen; sein Tod erfolgte jedoch zu Arcella im Jahre 1231. — Ein charakteristisches Zeichen jener Zeit gibt es uns, wenn wir lesen, wie es einen fünftägigen Kampf und allerlei Rechtsverhandlungen kostete, bis die Bewohner von Capodipante den Leichnam des geliebten Heiligen an den Konvent in Padua überließen.

Kaum ruht St. Antonius daselbst, als die begeisterte religiöse Verehrung für ihn nichts Würdigeres zu thun glaubte, als — indem sie ein unvergleichliches Denkmal über seinen ehrwürdigen Gebeinen aufzurichten unternahm.

Der Bau der Kirche begann bereits im Jahre 1232 (fast gleichzeitig mit dem der St. Elisabethenkirche in Marburg) und dauerte, mit weniger Unterbrechung, bis in's Jahr 1307. Giorgio Vasari sagt, daß er nach dem Modell des Nikola Pisona ausgeführt worden sei; — es wurde zwar widersprochen, allein ohne positive Gründe, und so mögen denn der berühmte Meister und sein Werk bei ihren Ehren bleiben! Es ist freilich wahr, daß man aus der Gestalt des Baues selbst den italienischen Meister jener Zeit nicht erkennen würde; er steht einzig in seiner Art da und macht einen mehr orientalischen als abendländischen Eindruck, der aber in hohem Grade überrascht. Kühne Kuppeln, stolze, schlanke Glockenthürme, kleinere spitze Minarets streben mächtig in die Luft, während die untere Masse vielgegliedert, beinah' gehäuft sich ausbreitet. Man sieht aber bald, daß die äußere, etwas unklare Gestalt nicht ganz dem Innern entspricht und daß im Innern selbst manche Erweiterungen und Veränderungen des ursprünglichen Planes vorgenommen sein müssen. Mit dem Ausbau war natürlich die Arbeit noch nicht voll-

endet. Jetzt erst begann die würdige Ausschmückung des ungeheuern Gebäudes. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert war es besonders die Malerei, — und zwar durch die vorzüglichsten Meister Oberitaliens vertreten — die diese gewaltigen Räume belebte, und es ist höchst wahrscheinlich, daß alle Wände und Kuppeln mit Gemälden bedeckt waren. Im sechszehnten Jahrhundert war es die Bildhauerkunst und Tektonik, die den früheren Glanz durch Werke des Meisels und des Metallgusses zu überbieten strebte, auch sie wieder durch die hervorragendsten Häupter der Kunst vollbracht. Freilich fällt dieser Schmuck bereits in das Zeitalter der Renaissance, die, wie schön und kunstreich sie auch im sechszehnten Jahrhundert geübt wurde, doch schon einen fremden, heidnischen Geschmack in die christliche Kunst brachte, der in der Folge zum Ungeschmack wurde. — Nicht die Kirche allein hatte sich bis dahin dieser liebevollen Theilnahme zu erfreuen, sondern wie aus einem lebensvollen Stamme sich immer neuer Zuwachs erzeugt, so wuchsen aus der Kirche des Heiligen immer neue bedeutsame Räume, Oratorien, Hallen, Kloster, Kreuzgänge u. s. w. hervor, so daß man nicht müde wird, dieß großartige Ganze zu durchschreiten, zu bewundern und sich dieser alten guten Lebenskraft zu erfreuen.

Auch der Eichstamm erwehrt sich nicht des Schimmels und wie überall in der Welt mußte auch dieser Bau sich den Schimmel der Aufklärung und entsetzlicher Verbesserungen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gefallen lassen. Die neuen Zubauten und Einrichtungen sind ohne Geschmack, die alten Meisterwerke wurden verschleudert und mit Flitter vertauscht, die alten Gemälde wurden weiß übertüncht, kurz — ein Schaden angerichtet, der nicht genug zu beklagen ist, und den so manches Gerettete nur noch bitterer empfinden läßt. Die Zeiten wurden arm und gemein. Der Heilige mußte bereits der herabgekommenen Republik Venedig Steuer zahlen, endlich kamen des Teufels Seckelmeister selbst, ich meine die Soldaten der gottlosen französischen Republik, und forderten mit der bekannten Habgier ihren Tribut. Die Beraubung im Jahre 1797 kostete zweihundert dreiundachtzigtausend und vierundfünfzig Franken, und was noch zurückgelassen wurde, mußte mit vierundsechzigtausend Franken vergütet werden. — Endlich folgte die Aufhebung des Klosters selbst, die aber

die Wächter des Heiligthums nicht gänzlich zu zerstreuen vermochte. — Im Jahre 1826 wurde das Kloster durch Kaiser Franz wieder hergestellt und von da an beginnen für das Heiligthum zwar nicht mehr die Zeiten des alten Glanzes, aber doch ruhige Tage der Wiedererhaltung. Ein Denkstein bewahrt die Erinnerung an das glückliche Ereigniß. —

Suchen wir uns den Bau selbst nun zu vergegenwärtigen. Man tritt durch einen schönen freien Platz heran und hat im Anblicke des gewaltigen Baues aus röthlichem Stein, der bleifarbenen Kuppeln, der schlanken Thürme, der schimmernden Kreuze und Statuetten auf ihren Spitzen, des blauen italienischen Himmels darüber, einen Eindruck, der sich nicht leicht mit einem andern vergleichen läßt. Die Façade ist von einer strengen Einfachheit, die Hauptgestalt ist dem romanisch-lombardischen Styl entlehnt, mit gothischen Motiven. Das untere Stockwerk bildet eine Vorhalle mit schweren gothischen Thorbogen. Darüber erhebt sich eine zierliche Gallerie von romanischen Säulen und Spitzbogen gebildet, über welche sodann der Giebel, mit einem einfachen romanischen Fries geschmückt, in stumpfem Winkel sich abschließt. Der Giebelspitze ist ein kleines zierliches Thürmchen aufgesetzt. Das Interessanteste wären die Säulenkapitäle, die freilich von unten nicht genau wahrnehmbar sind. Sie erinnern vielfach in ihrem Bildwerk noch an die altchristliche Symbolik mit ihren Tauben, Kreuzen u. s. w. in der Form an den byzantinischen Typus, den man in Venedig so häufig sieht; aber durch freiere Bildung des Blattwerks auch schon an das Gesetz neuerer Bildung, das sich im romanischen Styl schon so glänzend zur Geltung gebracht hatte.

Betritt man das Innere, so wird die Hauptanlage bald klar. Sie ist in der Hauptsache der St. Markuskirche nachgebildet, nur hat man statt des griechischen, d. h. gleich langen und gleich breiten Kreuzes das lateinische gewählt, das einen längeren Schaft hat und den Durchschnitt des Querschiffes mehr gegen das Presbyterium verlegt. Während nun der ächt byzantinische Bau eine Kuppel in der Mitte und vier über den Kreuzarmen hat, besitzt der Paduaner Bau im Langschiff noch eine gegen den Eingang, d. h. gegen Westen zu, mehr. Man sieht also, wenn man hineinschreitet, vier Kuppeln in der Länge, je eine rechts und links. Diese

Kuppeln ruhen auf Rundbogen, die von wuchtigen Pfeilern gestützt sind. Dieß ist nun der Hauptkörper des Gebäudes und darin erinnert gar nichts an den gothischen Styl, als die schweren Spitzbogen, die zwischen den Pfeilern hindurch in die Seitenschiffe führen, und die beiden Fenster-Rosen, welche die Seitenwände des östlichen Kuppelraumes durchbrechen. Dieser Bau bildet ein so vollkommen in sich geschlossenes Ganzes, daß man außer der östlichen Altar-Tribune oder Apsis nichts mehr vermißt, und es ist wohl zu zweifeln, ob nach dem ursprünglichen Plan noch ein weiterer Theil hinzukommen sollte. Aber die mittlerweile auch in Italien eingebürgerte reiche Bauweise scheint Veranlassung geworden zu sein, daß die Apsis zu einem förmlichen Chor im reichen italienisch-gothischen Styl mit einem Kranze von sieben Kapellen erweitert wurde. Hierin trieb das gothische Prinzip, das in der übrigen Masse gleichsam gebunden war, frei ausbrechend allerdings eine schöne Frucht, aber die ursprünglichen Verhältnisse des Baues sind dadurch gestört. Von 1690 bis 1745 wurde endlich mit Durchbrechung der Mittelkapelle östlich noch eine bedeutende Kapelle im Renaissance-Styl, eine Art Sanctuarium, hinzugefügt, wo der „Schatz der Heiligthümer" aufbewahrt wird. Von Außen würde man diese Form des Baues nicht errathen. Denn die Kuppel im Mittelpunkte des Kreuzes hat eine Kegelform erhalten, und ist so zu einer Art plumpen Mittelthurms geworden, der auf der Spitze einen posaunenden Engel trägt; der gothische Chor ist ebenfalls mit einer Kuppel gekrönt worden, was ursprünglich nicht der Fall war (eine Beschreibung aus dem Jahre 1350 kennt nur sechs Kuppeln); endlich wurde auch noch dem Sanctuarium, das von Außen kaum bemerkt wird, eine Kuppel aufgesetzt, so daß man von Außen (jenen Kegel eingerechnet) acht Kuppeln zählt. Neben dem Chore streben die zwei schlanken, im romanisch-gothischen Styl erbauten Glockenthürme empor, an der Kreuzung gegen den Eingang zu zwei kleinere, wozu dann noch der früher erwähnte kleinste auf dem First der Façade kommt. Gerade weil Aeußeres und Inneres nicht vollkommen zu einander passen, ist der Eindruck nicht gleich klar und darum auch schwer wiederzugeben.

Die Ausschmückung des Innern ist überaus reich

und imposant; Alles strahlt von Marmor, kostbaren Metallen, Kunstwerken alter und neuerer Zeit. Doch sind verhältnißmäßig wenige Gemälde vorhanden, was der Uebertünchungs-Wuth mit Weiß und anderer Verschleuderung zuzuschreiben ist; denn daß ehemals ein Reichthum von Gemälden vorhanden war, wurde bereits bemerkt. Von sehr alten Gemälden sind noch schöne Reste in der Kapelle der sogenannten schwarzen Muttergottes (Madonna mora), die noch von der ursprünglichen Madonnenkirche an der nordöstlichen Seite kleben blieben, lange Zeit in Staub vergessen waren und erst in neuester Zeit abgestaubt wurden. Von den Innentheilen war nur eine Kapelle, die des heiligen Felix, so glücklich, ihren alten Schmuck edler Gemälde zu behalten. Sie war doch zu schön in Anlage und Ausführung, um nicht selbst die schonungslose Hand der Aufklärer in Kalk von sich zu halten. Sie steht im südlichen Kreuzarm, rührt aus dem vierzehnten Jahrhundert her und trug früher den Namen des heiligen Jakobus, den sie erst 1503, als sie die Gebeine des heiligen Felix erhielt, mit dem jetzigen vertauscht. Fünf gothische Bogen zwischen Säulen von farbigem Marmor führen hinein, darüber schmücken die Stirnseite eben so viele Nischen mit Heiligenstatuen, die Zwischenräume sind mit schuppenartigem Getäfel von rothem Marmor ausgefüllt und das Ganze krönt ein reicher Fries, der gleichfalls Statuen trägt. Es ist der edelste, italienisch-gothische Styl, und man gäbe gewiß alle modernen Kostbarkeiten in den Kauf, wenn man sich die ganze Kirche in diesem Sinne ausgeschmückt herstellen könnte. Das Innere der Kapelle birgt ein ehrwürdiges Halbdunkel, gerade recht, die Stille der Andacht zu wecken und die einfachen Umrisse der Gemälde erkennen zu lassen. Inwendig sind nämlich fast alle Wände mit Gemälden bedeckt, von denen vorzüglich zwei Reihen merkwürdig sind. Die obere Reihe stellt die Geschichte des heiligen Apostels Jakobus des Aelteren (nach der legenda aurea des Jakobus de Voragine) dar, seinen Martertod, das Landen des Leichnams in Spanien, die Stern-Schau in Compostela, sein Begräbniß, seine Wunder u. s. w. Die Gemälde sind von Giotto's Schüler, Aldighieri da Zevio, von einer wunderbaren Einfachheit und Großheit. Die untere Reihe stellt in drei Gruppen die Kreuzigung dar, so voll Leben, Innigkeit und Erhabenheit,

daß man ihren Meister Jacobo Avanzo aus ihnen allein zu den herrlichsten alt-italienischen Meistern zählen muß.

Die übrigen Denkmale gehören vorzüglich der Bildhauerkunst an; darum wird es gut sein, bevor wir ein Wort davon reden, einige Namen und Data vorauszuschicken. Padua erhielt, wie Oberitalien überhaupt, seine Kunsteinflüsse aus Toskana. Für die Bildhauerkunst wurde der Einfluß des Donato oder Donatello, der um 1448 hier arbeitete, für eine neue Richtung maßgebend. Er brachte von Florenz jene Richtung mit, die den Umschwung von der mittelalterlich-christlichen zur modernen Kunstweise bezeichnet. Die herkömmliche Einfachheit und Innigkeit wurde aufgegeben, dafür volle Körperlichkeit, bewegtes Leben, Leidenschaftlichkeit, schöne Form nach klassischen Mustern in die Kunst eingeführt. Die Kunst gewann an Wirklichkeit, Natürlichkeit und Anmuth, verlor aber häufig an Geist. Das ist jedoch bei Donatello nicht der Fall; er hat noch eine eigene Einfachheit und Großheit; die Schönheit seiner Linien, besonders in Engelsgestalten, erinnert oft an raphaelische Zeichnung. — Für die St. Antoniuskirche arbeitete er ein großes Altarwerk in Bronze, das aber leider! durch späteren Ungeschmack mißhandelt und zertheilt wurde. Wohl befinden sich Christus am Kreuz und einige Statuen auf einem Altar, wie er ihn nicht gedacht, das Uebrige ist dort und da in der Kirche zerstreut. — Sein Nachfolger seit 1484 war Bartolomeo Bellano, dem von den zwölf Bronze-Tafeln mit Reliefs aus der Geschichte des Alten Bundes, die sich an der Chorwand befinden, zehn angehören. Wenn auch die klassische Weise vielfach nachgeahmt erscheint, so nimmt man doch alsbald einen großen Unterschied wahr. Die antiken Reliefs tragen fast durchgehends den Charakter plastischer Ruhe, oder höchst einfacher Bewegung und meiden die Perspektive. Hier sind großentheils höchst leidenschaftliche Motive gewählt, z. B. die Anbetung des goldenen Kalbes, Simson den Dagon-Tempel einstürzend, Jonas aus dem Schiffe geworfen, kurz, die Empfindung beherrscht Alles und das malerische Element der Perspektive ist oft in dem Grade aufgenommen, daß man förmliche Landschaften auf den Tafeln erblickt. — Der Dritte in dieser Reihe ist Andrea Briasco, gewöhnlich Riccio genannt,

geboren 1470. Von ihm sind die zwei übrigen Bronze-Tafeln. Oza, der vor der Bundeslade todt hinstürzt, der Triumph der Judith. Er hat eine wundersame Weichheit der Formen, aber eine allzusehr nach dem Antiken hinneigende Richtung. Sein Hauptwerk ist der berühmte große Kandelaber im Chor, an dem er 1507 bis 1516 arbeitete, allerdings ein kaum übertroffenes Meisterwerk seiner Art, der ihm bei den ruhmredigen Italienern den Titel eines neuen „Lysipp" und „Polyklet" eintrug. Man sieht aber in den schönen Formen so viel unklare Allegorien und heidnisches Wesen, als Sphinxen, Götter und Genien, daß man ihm schwerlich einen Platz im christlichen Heiligthum anweisen möchte. —

Wir kommen nun zu dem Hauptschatze der Kirche, um den sich natürlich auch alles Köstliche häuft, zur Kapelle und zum Grabmale des heiligen Antonius. — Sie steht im nördlichen Kreuzarm, der Kapelle des heiligen Felix gerade gegenüber. Die Gestalt dieser Kapelle gab auch offenbar den Grundgedanken für die Gestalt der Kapelle des heiligen Antonius, die im Jahre 1500 begonnen wurde. Der Hauptgestalt nach ist nur die St. Felix-Kapelle in's modern Klassische übersetzt, nach dem Entwurf des Riccio. Sie bildet sechzehn Bogen auf Marmorsäulen, von denen fünf nach Vorne sich öffnen, darüber die Stirnseite mit fünf Nischen, gekrönt von einem reichen Sims von Statuen. Eine Fülle architektonischen Schmuckes ist über Alles ausgegossen, mit allerlei seltsamen, der heidnischen Anschauung entnommenen Emblemen, wie es die damalige Mode wollte, die aber meistens der Bestimmung des Gebäudes wildfremd sind. Das ganze Innere strahlt von Marmor, besonders ziehen aber die großen Wandreliefs in karrarischem Marmor, welche die Wunder des Heiligen darstellen, die Blicke auf sich. Sie sind von Minello, Dentone, Campagno, Sansovino, Jullio und Antonio Lambardi, manche von der höchsten Wahrheit des Lebens, besonders die Gestalt des heiligen Antonius, in der Regel meisterhaft gelungen. Zum Altare, der auf dem Sarge des Heiligen steht, steigt man auf mehreren Stufen empor; der Sarg ist von schönem Verde antico; goldene und silberne Lampen brennen davor. Alles strahlt in einer heitern Glorie. Die im Leben geübte Demuth des Heiligen

fand hier ihre irdische Verklärung durch die kostbaren Opfergaben der Gläubigen. —

Von den zahllosen, sonstigen Merkwürdigkeiten sei nur noch der reiche Schatz erwähnt, der im Sanctuarium hinter silberbeschlagenen Thüren bewahrt wird. Er enthält unter Anderem die unverweste Zunge des heiligen Antonius, ein ehrwürdiges Manuscript seiner Predigten, sein Polster, einen eckigen Stein und viele andere ehrwürdige Reliquien, außerdem Kirchengefäße aller Art, kostbar durch ihren Stoff und noch mehr durch ihre Arbeit. Eine von den Vätern herausgegebene Beschreibung mit Abbildungen, enthält über hundert Nummern, woraus man auf den Reichthum schließen kann. Der Anblick ist auch in künstlerischer Beziehung so fesselnd, weil man hier die Ausprägungen des italienischen Geschmackes in diesem Zweige kirchlicher Kunst beisammen hat. — Um noch eines Verlustes zu erwähnen, den man sehr beklagen muß, so ist aus Aufschreibungen bekannt, daß Giovanni Bellini ein Altargemälde für die Kirche verfertigte, das aber spurlos verschwunden. Hingegen hängt an einem Pfeiler eine Tafel seines Schülers Magnano, welche den Beschauer durch die tiefe Fülle des Colorits, die Bestimmtheit der Charakteristik und die eigenthümliche mystische Auffassung sehr anzieht. Es stellt den gekreuzigten Heiland dar, unter ihm stehend die Heiligen Sebastian, Gregorius, Ursula und Bonaventura. Christus steht mehr als er hängt, mit weit ausgebreiteten Armen, und zwar auf einem lebendigen Baum mit grünen Blättern und den Bildern der Propheten gleichsam als Früchten. Das empfindende Gemüth fühlt, daß der Künstler hier etwas Großes ausdrückt. Es ist der immergrüne Baum des Lebens, der im Alten Testamente die prophetische Hoffnung trug, den dann der Gottmensch Jesus Christus in der Fülle der verheißenen Zeit bestieg, um Alles an sich zu ziehen; und unter seinem Schatten wallen die Heiligen Gottes, die Martyrer, die Lehrer, die Mönche und Jungfrauen — glückselig im Besitze der Gnade, die der Neue Adam durch seinen freiwilligen Opfertod am Kreuz verdient und in seiner Kirche zur Heiligung der Menschheit erbarmungsvoll hinterlegt hat. —

Um das Gotteshaus herum baute sich diese Kolonie der Heiligen, wie schon früher bemerkt, ihre stillen Ruheplätze für

Leben und Tod; mit welchem Gefühle sie dieses that, beweist schon der Name des uralten Begräbnißplatzes, der das „Paradies“ heißt. Daran reihen sich viele andere Räume voll stillen Gottesfriedens, Höfe, Kapellen, liebliche Kreuzgänge und Gärten in freundlicher Mischung. Vieles davon ist nun säkularisirt, nur ein Theil der alten Gebäude ist von den Minoriten bewohnt. Es sind freundliche Männer, die die geistlichen Bedürfnisse der Wallfahrer pflegen und die Schönheit des ehrwürdigen Gotteshauses wohl in Acht haben, welche Sorgfalt den guten Vätern die größte Ehre macht. Mit welchem Erfolge die Bemühungen der Patres um die Restauration der Kirche gekrönt werden, bekunden ein Paar neuester Entdeckungen. Man wußte, daß der gefeierte Maler Giotto den alten Kapitelsaal mit Gemälden geschmückt hatte; aber außer der alten Notiz waren alle Spuren verschwunden, denn die Gemälde lagen unter einer dichten Tünche begraben. Endlich versuchte man im Jahre 1851 die Tünche zu lösen, und siehe da! dem beharrlichen Fleiße gelang es, eine herrliche Kreuzigung des Meisters mit Architekturwerk, Propheten und Heiligen aufzufinden und klar dem Auge des Beschauers vorzuführen. — Aehnlich ist die Geschichte der Gemälde in der Kapelle San Georgio, die neben der St. Antonius-Kirche steht. Sie enthält meisterhafte Fresken von Avanzo, die Geschichte des heiligen Georg und der heiligen Lucia darstellend. Sie steckten unter dicker Staubrinde, bis ein Deutscher (der bekannte Kunstfreund E. Förster) sie entdeckte, abstaubte und beschrieb. (Berlin, 1841.) Nun bewundert man an diesen Bildern dieselbe Einfachheit, Innigkeit und ruhige Größe, wie in den Gemälden der Kapelle des heiligen Felix. Gleich neben letzterer befindet sich eine ähnliche, „scola del santa“ genannt, nämlich eine Bruderschafts-Kapelle, auf's reichste mit Gemälden geschmückt, unter denen man eines von Tizian bewundert.

Bekanntlich ist San Antonio in Padua eine der besuchtesten Wallfahrten Italiens; man sieht ununterbrochen das Heiligthum von Andächtigen belagert, die ihre geistliche und leibliche Noth am Sarge des Heiligen niederlegen und seinen Fürbitten bei Gott empfehlen. Auch hat es Gott gefallen, kaum Einen seiner Seligen durch so viele unleugbare Wunder im Leben und nach dem Tode zu verherrlichen, als

eben den heiligen Antonius. Für den Glauben liegt darin nichts Besonderes, vielmehr nur der fortgesetzte, beruhigende Beweis seiner Wahrheit. Wie lächerlich wäre es, den „Tropfen am Eimer," den wir unsere Erde nennen, losgetrennt von dem Universum, das ihn umgibt, hebt und trägt und leitet und tausendfältig influenzirt, zu betrachten und alle Erscheinungen aus ihr selbst erklären zu wollen! Ist aber das geistige Leben nicht auch ein Sonnenstäubchen in einer unermeßlichen Geistersphäre? und sollten jene Sonnen, Monde und Sterne, die an diesem Himmel wandeln, nicht auch herniederwirken, erleuchten, wärmen, beleben, das Stäubchen mit höherem Leben tränken und Gewächse daraus hervorlocken, die freilich nur dem Boden des Paradieses angehören? Das Leben ohne Wunder ist unbegreiflich, und es nützt nichts, an einzelnen Erscheinungen zu mäkeln. Die Gotteskraft wirkt aber in Zeit und Raum, das Wunder hat seine Heimath, der niederströmende Segen seine Stätte. Wenn nun das Grab des heiligen Antonius eine solche Segensstätte ist, so erweist sich das als — einfach natürlich. Man muß aber auch die vertrauensvolle Andacht des Pilgers an solcher Stätte sehen, von langer Sehnsucht genährt, oft durch eine mühe- und opfervolle Wanderung vorbereitet, durch tausend Zeugnisse erhörten Gebetes an dieser Stätte gekräftigt, endlich durch das Vertrauen so vieler Mitflehenden entzündet — das Alles muß man sehen und mitfühlen, um keine außerordentliche Kundgebung von Oben mehr unbegreiflich zu finden. Dabei sind nicht die äußerlichen Wunder die Hauptsache, sondern weit mehr jene, die in der Stille der gläubigen, büßenden und zu neuem Leben in Christo Jesu erweckten Seele vor sich gehen. Gewiß wird Jeder, der eines christlichen Gemüthes ist, sich auch tief gerührt an dieser Stätte niederwerfen, von der Tausende und abermal Tausende seiner Brüder erhört und getröstet hinweggegangen sind, wird sich freuen der Huld Gottes, wird danken für diese schönste Verherrlichung des Heiligen und im Herzen segnen Alle, die hier im süßen Namen Jesu gefleht haben und fortan noch flehen werden! —

Zweite Schilderung.

(Aus: Aus dem Venediger- u. Longobardenland von Dr. S. Brunner.)

Padua, du herrliche Stadt — von deiner einstigen groß-artigen Gelehrsamkeit ist nur der Duft noch auf die neueste Zeit übergegangen, während deine Kunstschöpfungen aus dem Mittelalter her noch frisch und ungebrochen in die neueste Zeit hereinragen!

Was ist die Kirche des heiligen Antonius für ein Conglomerat von Kunstwundern! Wie entzückend ist der An-blick der Fronte, ein Rohziegel-Bau in den zierlichsten Formen mit einer langen, von kleinen Säulen getragenen Gallerie! Ober dem Hauptportale leuchten Mantegna's Fresken, des Meisters von Corregio.

Der Bau, in den Grundformen gothisch, wurde von Nicolaus von Pisa begonnen im Jahre 1231, vollendet erst 1307. Bei'm Eintritt überrascht der verschwenderisch aus-gestreute Reichthum von Sculpturen und Gemälden, von Gold und Silber, von Bronçen und Edelsteinen und der Marmorglanz an Statuen, Basreliefs, Säulen und Wänden.

Den erhöhten Altar (in einer Seitenkapelle links), in dem die Ueberreste des Heiligen enthalten sind, umringen den ganzen Tag über eine Anzahl andächtiger Beter.

Hinter dem Altar halten die Leute ihre rechte Hand eine Zeit lang an die steinerne Sargwand — gleichsam um des Segensstromes, der aus dem heiligen Leib des Beken-ners während des Gebetes quillt, sich theilhaftig zu machen. Ein schönes Symbol der Fürbitte und Gemeinschaft der Hei-ligen. Jeder spricht nur ein kurzes Gebet, und tritt dann zurück, um Andern Platz zu machen. Dieser felsenfeste Glaube ist tief rührend; man wird mit demselben fortgerissen und empfiehlt mit lebendigem Vertrauen das Tagewerk dieses Lebens der Fürbitte des seligen Geistes, der vor sechs Jahr-hunderten als ein Freund Gottes von hinnen geschieden.

An der Kapelle des heiligen Antonius allein hat sich eine große Anzahl von Kunstmeistern, fast lauter berühmte Namen, durch Wetteifer gegenseitig fast überboten, oder wie wir besser sagen möchten, sie haben sich einander hinauflicitirt. *)

---

*) Wir in unsern Zeiten haben bei Kirchenbauten Licitationen anderer Art erlebt — da wurde meistens einem mindest Bietenden

Ihrer Architektur nach ist die Kapelle ein Meisterwerk von Sansovino. Welche Menge kunstreicher Hände haben aber an der innern Zier mitgearbeitet! Die Broncen der Predella sind von Donatello. Der Tabernakel, in drei architektonische Theile geschieden, besteht aus kostspieligem Marmor mit Gesimsen, Pilastern und Kapitalen, wie auch vielen Statuetten aus Bronçe. Da findet man die 12 Apostel, die 8 Sibillen, 16 Engel mit Leidenswerkzeugen, 12 Säulen und 12 Pilaster aus Verde antico. Vier Frontispicen schließen diese Ordnung. In der zweiten Corinthischen wieder 8 Statuen, die 4 Kirchenlehrer, dann Melchisedech als Vorbild, Daniel als Prophet des Opfers des Neuen Bundes und der auferstandene Heiland. Auch hier sind die Pilaster aus Verde antico und die Ornamentik aus Bronçe — diese Ordnung bildet ein Achteck. Die dritte Ordnung mit acht Bronçe-Cariatiden schließt mit einer Kuppel. Der Tabernakel war früher, wie die Predella, bei'm Hochaltar und ist ein Werk Campagna's, eines Schülers von Sansovino. —

In Pavia ist auch an der Stätte des ersten Franziskaner-Klosters jene Kapelle, die an dem Orte sich erhebt, an welchem, bis zum Jahre 1806, die Zelle gestanden, in welcher der heilige Antonius starb. Er, der „Patron der armen Leute," übergab hier opferfreudig seine Seele Gott und schloß sein Leben mit den Worten: „Ich sehe meinen Herrn!" und mit dem Lobgesang zum Preise der glorreichen Himmelskönigin: „O gloriosa Domina!" —

---

die Arbeit überlassen: und diesem glorreichen Umstand haben wir eine Menge jener Scheuern mit kahlen, glatten Wänden und einigen viereckigen Löchern zu verdanken — die man darnach zu katholischen Kirchen geweiht und als solche in Gebrauch genommen hat!! —

94.

Die Freskobilder in der St. Ludwigs-Kirche zu München.

(Aus: Das Leben der Maler von A. Stern und A. Oppermann.)

Die St. Ludwigs-Kirche zu München, deren Bau auf Kosten der Stadt selbst unter der Regierung des kunstsinnigen Königs von Bayern Ludwig I. ausgeführt wurde, ist ungemein reich verziert und die Freskobilder von Peter von Cornelius' Meisterhand machen, in Verbindung mit den edlen Formen, einen erhebenden Eindruck. *)

Der Künstler hat in den Freskobildern der St. Ludwigs-Kirche das Christenthum als ein in der Weltordnung abgeschlossenes großes Ganze behandelt. Zum Grunde gelegt sind dieser Gemäldefolge die drei Hauptmomente des christlichen Glaubens: Gott Vater als Weltenschöpfer und Welterhalter, der Eingeborne Sohn Gottes, das fleischgewordene Wort, als Erlöser und Richter der Lebendigen und Todten, und der vom Vater und Sohn von Ewigkeit her ausgehende Heilige Geist in der Gemeinschaft der Heiligen.

Epoche machend in der Geschichte der ganzen neueren Kunst, nicht nur der neueren deutsch-christlichen Kunst, sind die Darstellungen der Weltschöpfung, der Kreuzigung Christi und des Weltgerichts, in welchen Bild-Schöpfungen sich Cornelius zum Malerfürsten seiner ganzen Zeit erhoben hat.

Auf der **Weltschöpfung** sehen wir den Herrn und Schöpfer der Welt unter dem Bilde eines bejahrten aber in der Vollblüthe seiner Kraft stehenden Mannes auf dem Bogen des Himmels thronen. Das starklockige Haupthaar, als charakteristisches Merkmal männlicher Vollkraft, erhebt sich mächtig über der hohen Stirn und tritt mit dem in dreifacher Abstufung sich verdichtenden Barthaar zusammen, so

---

*) Peter Joseph von Cornelius ist am 23. September 1783 zu Düsseldorf geboren. Sein Vater Aloysius Cornelius war Inspektor an der von dem Kurfürsten Carl Theodor im Jahre 1767 gegründeten Akademie. —

daß es wie ein gewaltiger Nimbus das schöne ausdrucksvolle Antlitz umschließt. Der Herr ist im höchsten Moment des Schaffens begriffen, indem er zugleich ordnend den auf den Wink seiner Finger aus dem Nichts hervorgerufenen Himmelskörpern, der Sonne und dem Monde, ihre unveränderliche Bahn anweist. Den Erdball, der ihm zum Schemel dient, tragen und halten die in anbetungsseliger Liebe zum Herrn aufschauenden „Cherubim.“ Hoch oben in der vom höchsten Glanz erfüllten Himmelssphäre stimmen „Seraphim“ das Halleluja an. — Zu beiden Seiten Gott Vaters erscheinen fünf andere Engelchöre mit ihren Attributen, huldigend und lobsingend, — zuerst in der Nähe des Thrones „die Throni oder Fürstenthümer,“ die als die unmittelbaren Theilnehmer und lebendigen Spiegel der göttlichen Macht und Herrlichkeit prächtige, reichgefaltete Gewänder und kostbare, mit Edelsteinen geschmückte Kronen tragen. In tief anbetender Stellung bringen sie dampfendes Räucherwerk in Schalen als ihre Opferung dar und huldigend legt vor dem Herrn einer der Engel seine goldene Krone zu Füßen, während gegenüber ein anderer in andächtiger Hingebung mit gefalteten Händen auf's Knie gesunken ist. — Ueber ihnen, etwas tiefer zurück, sieht man zur Rechten Gott Vaters die anmuthvollen Gestalten der „Kräfte und Tugenden,“ welchen Zither und Harfe in die Hände gegeben sind, um sie als Verkünder der göttlichen Weltschöpfung, zugleich aber, da das Saitenspiel das Symbol des Gottesdienstes ist, als die Erwecker der religiösen Dichtkunst und Musik, und dann auch in weiterer Beziehung als die Vertreter aller übrigen Künste zu bezeichnen, welche als eine Offenbarung der höchsten und tiefsten Geheimnisse der Weltschöpfung erscheinen. Ihr Antlitz ist mit der sanften Anmuth halbentknospeter Jugendschöne und ihr Haupt mit einem Kranze von Blumen geschmückt, wodurch auf das tiefere den Künsten zu Grunde liegende nie alternde Leben der Seele, des Gemüths, der Phanthasie hingedeutet ist. — Ihnen gegenüber erblickt man die sogenannten „Einsichten oder Würden,“ die hier vielmehr Wissenschaften heißen dürfen, in zwei jugendlich ernsten Gestalten, im Begriffe, die Abgründe der Schöpfung nach Raum und Zeit zu ermessen, indem der eine Engel mit Himmelskugel und Zirkel, der andere

mit dem Stundenglase erscheint. Sie bezeichnen das Wissen, welches aus der Betrachtung des Seienden hervorgeht und in der Erkenntniß von Zeit und Raum seine Vollendung findet. Das Haupt dieser Engel ist mit Lorbeer geschmückt. — Hoch über ihnen, zur Linken Gott Vaters, erscheinen die „Gewalten“ mit Palmzweig, Friedensstab und Erdgloben, das Haupt mit der Mauerkrone bedeckt, lauter Sinnbilder der auf Gesetz, Ueberwindung und Sieg gegründeten Macht des Friedens — und diesen gegenüber die „Herrschaften“ mit Buch und Schwert, wodurch die ausübende Gewalt, und mit Herrscherstab und Oelzweig, wodurch die Gnade und Milde bezeichnet werden.

Die **Kreuzigung Christi** ist ein Vorbild seiner künftigen Herrlichkeit. Am Fuße des Kreuzes auf Golgatha, diesem „Hochgebirge des Erbarmens Gottes,“ findet die Reue Versöhnung, die Liebe Trost, die Spötter werden verworfen und die Heiden beginnen sehend zu werden; Christus gibt die Seele des bußfertigen Schächers einem Paradieses-Engel, während er die Seele des andern, des Verstockten, dem Teufel überantwortet.

Die Zeichnung zum **Weltgerichte** hatte Cornelius im Jahre 1834 bis 1835 in Rom gefertigt, und war damit nach München zurückgekehrt, um nach glücklich überstandener lebensgefährlicher Krankheit das Werk im Herbste 1840 zu vollenden. — Mit ausgebreiteten Armen thront Christus auf einer Wolke, ihm zur Seite kniet fürbittend die glorreiche Himmelskönigin Maria, zur andern Seite Sanct Johannes der Täufer, umgeben ist er von den auf Wolken sitzenden Heiligen des Alten und Neuen Testaments, über ihm schweben die Passions-Engel mit den Werkzeugen seines bitteren Leidens und Sterbens am Kreuz, unter ihm schaut der Engel mit dem aufgeschlagenen Buche des Lebens erwartungsvoll zu ihm auf, während die Posaunen-Engel mit schmetterndem Schalle die Todten erwecken. Zur Rechten Christi steigen, von triumphirenden Engeln umfaßt, die Seligen zum Himmel empor — Gruppen von rührendster Schönheit, während auf der Linken die Verdammten vor den Fürsten der Hölle geschleppt, von den Engeln aus der Höhe des Himmels hinab zur Hölle gestoßen werden. Unten auf der Erde steht, die beiden großen Gruppen rechts und links gleichsam theilend,

der Erzengel Michael mit Schild und Schwert, und während auf der einen Seite hier die Verdammten mit namenlosem Schmerzensausdruck in das tiefe Dunkel der Nacht gerissen werden, gehen die seligen Geister mit ihren verklärten Leibern in die ewige Glorie des dreieinigen Gottes und der Gemeinschaft der Heiligen ein, und es erkennt sich die Liebe in unbeschreiblichem Glückseligkeitsausdruck. —

95.

In der Kapelle bei Willenbach.

(Nach: In den Voralpen. Skizzen aus Oberbayern.)

Wir stehen an der hochgehenden Amper. Dort führt eine Brücke hinüber, und das Dorf, welches etwas erhöht herüberschaut, ist Willenbach. Der Ort ist unregelmäßig, reizend gebaut. Planlos stehen die Häuser an durchrauschenden Bächen, zwischen hübsche Gärten und Anger zerstreut. Auf vielen kleinen Brückchen und Stegen überschreitet man die lauten Wasser.

Gleich vor dem Dorfe draußen steht eine kleine Kapelle. Diese ist durch verschiedene Bilder, die auf dem in Tafeln getheilten niedrigen Plafond angebracht sind, nicht uninteressant.

Einige der Verse, welche immer unter den Malereien stehen, mögen beispielsweise die Begebenheiten bezeichnen. Unter den dargestellten Ereignissen aus dem Leben des heiligen Apostels Petrus lauten die Sprüche:

„Petrus volgt sein Heiland geschwind,
Verlaßt aus lieb — schiff, weib, nez, kind."

Dann:

„Petrus sein Maister defendirt,
Beherzt auf malchum den streich führt."

Dann:

„Petrus vom engel wird erlest,
Wie er aus neid gefangen gwest."

Dann:

„Petrus am kreutz gemartert wird,
Der kreutztod war sein liebste würd."

Die Kapelle ist nämlich theilweise dem heiligen Petrus geweiht, wie die Inschrift sagt: „Diese Kapelle wurde durch Gutthäter verschönert zur Ehre Gottes, Mariä und des heiligen Petrus im Jahre 1855."

Auf einem älteren Gemälde sieht man Büßer im Fegfeuer und unter demselben steht die rührende Bitte geschrieben:

„Ach christlich Herz,
Sieh an mein Schmerz
Denn ich im fegfeir biesse;
Kommst an diß orth,
Geh nit gleich forth
Mich ins gebet einschliesse!
Ich bitte dich, vergiß mich nit
In meinen größten nethen:
Wann Du einmahl
Kommst in der Quall
Will ich für dich auch betten!"
Valentin Kölbl Maria sein Hauffrau.

Das Kirchlein ist auf beiden Seiten offen und ohne Thüren. Es geht von den benachbarten Feldern ein Fußpfad mitten durch. — Zwei Knaben führen eben auf einem Schubkarren wohlduftendes, frisch geschnittenes Futtergras herein. Sie setzen ihn in der Mitte der Feldkapelle sorgfältig nieder, bleiben stehen, nehmen andächtig ihr Mützchen ab, knieen nieder und falten, zum glimmenden ewigen Lämpchen gewendet, das vor dem Hochaltare brennt, ihre Hände.

Während des Gebets dieser Knaben wehte ein würziger Wind von den gemähten Wiesen her in das Kirchlein; und mir kam der Gedanke: so würzig möge das Gebet dieser frommen Kinder vor Gott sein! —

Als ich aus der Kapelle in das Freie trat, erhob sich drüben im Osten auf grauem Grunde ein weitgespannter Regenbogen. —

96.

Die Arbeit im Mondscheine.

(Aus: Lesebuch von Heinrich Bone.)

In einem ansehnlichen Hause arbeitete oft ein Taglöhner, der überall das Lob eines fleißigen und rechtschaffenen Mannes hatte.

Einst spaltete er in kurzen Wintertagen Holz. — Als der Abend hereinbrach, gab ihm der Hausherr seinen Taglohn, und zwar so viel, als er sonst in längeren Tagen bekam. Er zählte das Geld und sagte: „Das ist zu viel! So viel habe ich heute nicht verdient!“ — Auf die Antwort, „„es solle ihm doch gegeben werden,““ nahm er es mit sich. —

Einige Tage nachher hörte man am Abend, da es sehr heller Mondschein war, Jemand im Hofe Holz spalten.

Es wird ein Diener hinausgeschickt, um zu sehen, wer es sei; und siehe! es ist der alte christliche Taglöhner, der auf: „„warum er jetzt die Arbeit verrichte?““ Antwort gibt:

„Ei, ich habe neulich mehr Taglohn bekommen, als ich verdient hatte; den will ich nun verdienen!“ —

97.

Der einträgliche Arzt.

In einer Gesellschaft sprach man über Aerzte. Jeder rühmte seinen Hausarzt und endlich wurde über die Frage viel hin und her gestritten: ob es haushälterischer sei, einen Arzt für's ganze Jahr im Allgemeinen zu honoriren oder nur bei etwa eintretender Krankheit?

„Ich habe einen Arzt,“ bemerkte Einer von der Gesellschaft, „dem ich gar nichts zahle, und durch den ich obendrein jährlich noch ein hübsches Sümmchen spare.“

Alle waren neugierig, den Namen dieses seltenen Arztes kennen zu lernen. Man drang daher in den Redner, daß er ihn nenne.

Der Gefragte weigerte sich lange; endlich gab er auf

vieles Bitten nach und sagte: „Nun, wenn Sie ihn durchaus kennen lernen wollen, so sei es. Er wird Sie aber trotz seiner Wohlfeilheit schwerlich ansprechen. Kurzum, er heißt — Diät!“ —

98.

Die ehrliche Wahrheit.

Zu dem Arzte Johann Megenbach in Kassel kam eine steinalte Frau, das Gebetbuch unter dem Arm und den Rosenkranz in der zitternden Hand, die schon beinahe ganz erblindet war, reichte ihm einen Goldgulden dar und bat ihn, ihr wieder zu ihrem Gesichte zu verhelfen.

Der Arzt erkannte alsbald, daß hier alle Hilfe vergebens sei; er gab ihr darum den Goldgulden zurück und sagte: „Liebes Mütterlein, da habt Ihr Euer Geld wieder; ich habe noch nie gefunden, daß alte Kirchen im Besitze von guten und hellen Fenstern gewesen wären!“

„„Ich danke,““ versetzte die Matrone; „„aber ich bitte, behalt' Er nur das Geld, da Er mir so ehrlich die Wahrheit gesagt hat; denn wäre ich zu einem andern Doktor gekommen, hätt' ich wohl zehnmal mehr verkurirt!““ —

99.

Das himmlische Schiedsgericht.

Der Geschichtschreiber Gregorius von Tours erzählt:

Theodebert, der Sohn und Nachfolger Theoderich's I., des Sohnes Chlodovech's, verbündete sich mit seinem Oheim Childebert, um seinen andern Oheim Chlothar aus dessen Reiche zu vertreiben.

Da nun Chlotar sah, daß er gegen die vereinte Heeresmacht Beider sich nicht halten könne, floh er in den Wald von Arelaunum, welcher, auf einer Halbinsel der unteren Seine gelegen, schwer zugänglich war, und versperrte die Wege dahin durch große Verhaue von Baumstämmen. Doch war

er es sich gar wohl bewußt, daß ihn, trotz dieser Vorkehrungen, nichts als die Gnade Gottes vom Untergang retten könne.

Es lebte aber damals noch die fromme Königin Chrodichilde, die Wittwe Chlodovech's. Als diese von dem unseligen Zwist ihrer Söhne vernahm, ging sie zur Kirche, warf sich am Grabe des heiligen Martinus auf ihre Kniee und rief Gott an, daß er durch seine Macht dem Bruder- und Bürgerkriege steuern möge. Und sie verblieb in diesem Gebete die ganze Nacht.

Mittlerweile zogen die Verbündeten mit ihrem Heere voran, besetzten die Ausgänge des Waldes und planten, wie sie ihn am folgenden Tag herausholen und tödten wollten. — Als aber der andere Morgen dämmerte, brach über dem Orte, wo sie lagerten, ein furchtbares Gewitter los. Der Sturm warf die Zelte um, schleuderte das Geräthe hierhin und dorthin und kehrte Alles von oben nach unten. Dabei fielen Blitze, Donner und Steine durch einander auf sie herab. Sie selber stürzten vornüber auf den mit Schlossen bedeckten Boden und wurden von den herabfallenden Steinen schwer getroffen, denn es war ihnen kein anderes Schutzmittel geblieben als ihre Schilde. Es bangte ihnen aber am meisten, sie möchten von den verderblichen Blitzen getroffen werden, welche zischend und krachend dicht neben ihnen in die Erde schlugen. Auch ihre Pferde, von den Pfählen losgerissen, vom Sturm und Hagel gepeitscht und von den Wetterstrahlen scheu gemacht, wurden weit weg zerstreut, so daß man sie später eine halbe Meile entfernt von dort, manche auch gar nicht wiederfand.

Da thaten die Könige, von dem Zorne des Allerhöchsten zu Boden gestreckt, Buße und baten Gott um Verzeihung dafür, daß sie etwas gegen ihr eigen Blut unternehmen gewollt. — Ueber Chlothar war aber auch nicht ein einziger Regentropfen niedergefallen, und nicht ein einziger Donnerschlag auf seiner Seite gehört worden; auch vom Sturme hatte man dort nichts verspürt.

Seine Brüder schickten darauf Gesandte zu ihm und baten um Frieden und Bündniß. Und als sie dieß erlangt hatten, kehrten sie in ihre Heimath zurück. —

Solchergestalt hatte Gott das Gebet einer frommen Mutter erhört! —

100.

Das verschonte Klostergärtchen.

(Aus: Wiener Volksfreund.)

Im Jahre 1809 waren die Franzosen unter Kaiser Napoleon I. bis Wien vorgedrungen.

Ein französischer General wollte nun auf der Höhe des Stiftes Melk in Unter-Oesterreich eine Positions-Batterie anlegen. Obwohl jener Punkt für Geschütze kein geeigneter Platz war, so befahl der General dennoch, das Gärtchen eines jungen Klostergeistlichen hinwegzuschaffen; und bereits klommen auch die Sappeure mit Haue und Schaufel den steilen Felsenpfad hinan, um das kleine Paradies des jungen Benediktiners zu zerstören. Dieser aber ging ihnen entgegen und beschwor sie, zu warten, bis er mit dem General gesprochen hätte. Die Soldaten, welche, trotz des damaligen Unglaubens in Frankreich, nicht alle Ehrfurcht für Geistliche verloren hatten, hielten inne. Der junge Benediktiner kam zu dem General und wußte mit so milden, begeisterten, feurigen Worten sein Gärtchen ihm an's Herz zu legen, daß der General, endlich gerührt, befahl, das Gärtchen zu verschonen und die Batterie an einem andern Orte aufzustellen. Der Geistliche konnte dem Franzosen für diese Anordnung nicht genug danken. „Möchte doch der liebe Gott," sprach er, „mir gestatten, Ihnen diesen Liebesdienst einmal zu vergelten!" Ueber diese Worte lächelte der General mitleidig; denn er glaubte nicht, daß dieser junge Priester ihm je und in irgend einer Sache helfen könne.

Die französische Armee war damals in der Kriegführung noch eine fast überall siegreiche, und man wähnte im Uebermuthe des Selbstvertrauens, der Sieg müsse immer auf der Seite Frankreichs sein.

Doch der Mensch denkt, — Gott lenkt!

Denn siehe! — nach wenigen Jahren kam schon eine Zeit, wo der nämliche General auf dem Rückzuge aus der russischen Gefangenschaft, siech und mit Wunden bedeckt, Gott dankte, als er auf der Durchreise durch Oesterreich jenes Stift Melk erreicht hatte, und nun Pflege und Erholung suchte, ein siecher, wunder Krüppel, gebrochen im Mark des Lebens

durch den Rückzug über die Schnee- und Eis-Felder Rußlands. — Und nun war es wieder jener Geistliche, der ihm mit mildem und barmherzigem Sinn entgegen trat, ihn tröstete und als barmherziger Samaritan sorgsamst den kranken Kriegsmann pflegte. Und wenn der kranke Franzose, umwogt vom Schatten und Blumenduft, den Blick hinausfliegen ließ in das trauliche Gärtchen, das er ehedessen verschonen ließ, da drückte er, mit Thränen im Auge, die Hand des Benediktiners, und segnete die Stunde, wo er demselben die Blumen und Sträucher gerettet hatte, zwischen denen er sich jetzt so behaglich fühlte. —

Und wieder vergingen viele Jahre; der französische General ist längst schon in der andern Welt; die Blumen im Felsengärtchen haben wohl schon fünfzig Mal geblüht, und die jungen Stämmchen von jener Zeit sind jetzt hohe und schlanke Bäume geworden; — und der junge Geistliche, der sie gepflanzt, ist nun — der greise Abt des Benediktiner-Stiftes Melk, Wilhelm Eder, zugleich Mitglied des österreichischen Abgeordneten-Hauses. —

101.

Bescheidenheit des wahren Verdienstes.

(Aus: Volks-Kalender von Dr. J. N. Vogl.)

Welch einen Contrast die Bescheidenheit des wahren Verdienstes zu der das Scheinverdienst kennzeichnenden Anmaßung und Selbst-Ueberhebung bildet, davon kann das Nachfolgende eine Bestätigung geben.

Der berühmte Feldmarschall Gideon Ernst Freiherr von Loudon vermied bekanntlich jede größere Gesellschaft, wo es thunlich war, und haßte alle Courtoisie.

Er ging nach Hofe, wenn es ihm die Pflicht auferlegte, drängte sich aber alldort niemals anderen Cavalieren vor, und blieb am Liebsten unbemerkt.

Bei einem großen Hof-Feste vermißte die Kaiserin Maria Theresia unter dem glanzstrahlenden Adel den Feldmarschall. „Wo ist Loudon?“ fragte sie den Herzog von Ahremburg.

„„Euere Majestät,““ antwortete dieser, „„sehen den Herrn Feldmarschall, wie gewöhnlich, hinter der Thüre, wo er sich über seine großen Verdienste schämt!““ —

102.

Das Sterbe-Glöcklein.

1. Als der heilige Hugo, Bischof von Grenoble, auf dem Todtbette lag, bat er Alle, welche zu ihm kamen, sie möchten seiner im Gebete eingedenk sein.

Der Bischof Gaufred von Carnot fragte ihn, um was er für ihn bitten sollte? — Da gab er ihm zur Antwort: „Daß Gott das Irdische in mir vertilge, und die Liebe zu Ihm entflamme!“ —

2. Margaretha Willi lebte als Nonne in dem Kloster Töß, zur Diözese Constanz gehörig. In den ersten Jahren ihres klösterlichen Standes war dieselbe etwas lau und träg in der Ausübung ihrer Pflichten; aber bald bekehrte sie sich aus ganzem Herzen, und überragte an Tugendeifer und Heiligkeit alle ihre Schwestern. Die Ordensregeln und auch die kleinsten Verordnungen beobachtete sie sehr genau, mied jede Unterhaltung, ja selbst den Verkehr mit ihrem Bruder, der Prediger-Mönch gewesen. Sie hielt beständiges Stillschweigen, und wandelte stets mit niedergeschlagenen Augen einher. Speise und Trank genoß sie sehr wenig, schlief nur einige Stunden auf einem harten Lager und gab sich oft die Geißel. Bei der Arbeit betrachtete sie unausgesetzt das bittere Leiden und Sterben unsers Herrn am Kreuz auf Golgatha, und suchte ihren Trost allein in Gott.

Als sie auf dem Sterbebette lag, und man zu ihr sagte, der Tod werde sie nun bald heimholen, entgegnete sie mild lächelnd: „Welch ein freudenreicher Bote! ich hab' ihn schon lange erwartet!“ — Sie entschlief um das Jahr 1245 sanft in ihrem Heiland und Seligmacher. —

3. Dante Alighieri, dieser älteste und einer der größten unter den Dichtern Italiens, dessen kühner Geist die Mittagshöhe erreichte, während kaum die Morgenröthe der

Wissenschaften in Europa angebrochen, war am 27. Mai 1265 zu Florenz geboren. Er ist der Dichter der „Divina commedia.“ Er sang in frommer Begeisterung, wozu das Christenthum erhebt. In drei Theilen beruht das ganze Gedicht: der Hölle, dem Fegefeuer und dem Paradies, von denen man den ersten Theil plastisch, den zweiten malerisch und den dritten musikalisch genannt hat.

Dante liebte mit eisernem Charakter sein Vaterland, aus welchem Parteien-Wuth ihn verbannt hatte.

Er starb als armer Mann zu Ravenna am „Kreuz-Erhöhungstage,“ dem 14. September 1321, nachdem er die heilige Wegzehrung empfangen, in den Armen seiner Söhne Pietro und Jacopo und seines edlen Freundes Guido da Polenta. — Einige Zeit vor seinem Tode ließ er sich als Terziarier in den Orden des heiligen Franziskus von Assisi *) aufnehmen, und in der armen rauhen Mönchskutte lag der Verbannte fern vom Vaterlande — in seinem Sarge. Der einzige Leichenschmuck des Sängers der „Divina commedia“ war der rauhe Strick, der sein Todtengewand umgürtete. —

4. Ritter Rudolph von Ehingen, der seine Jugend in Oesterreich und Ungarn, in treuen Diensten Königs Sigismund und anderer Großen zugebracht, kehrte im Jahre 1416 in's Land Wirtemberg zurück und wohnte bei seinem kinderlosen Oheim im Schlosse Hohen-Entringen.

Als er das einundachtzigste Lebensjahr erreicht hatte, vertheilte er im Jahre 1459 unter seine vier Söhne seine Güter, machte sein Testament, bestellte seine Leiche, und stiftete zu Tübingen einen jährlichen Gedächtniß- und Ehrentag, an dem würdigen Armen Kleider, hundert Röcke für arme Männer und hundert Röcke für arme Frauen, ausgetheilt

---

*) Der große Dante, dem nichts entgangen, was seine Zeit bewegte, hat dem heiligen Franziskus von Assisi im elften Gesange seines Paradieses das schönste, herrlichste Denkmal gesetzt. Er, der Sohn eines reichen Mannes, übernahm ja und ertrug — um Gottes willen und aus Liebe zu den armen Mitmenschen — die freiwillige Armuth, und nahm aus den Worten Jesu Christi: „Verkaufe Alles, was du hast, und gib es den Armen!“ das Samenkorn heraus und warf es in den lockeren Boden seiner unterwühlten Zeit hinein, daß es hochaufstrebend tausendfältige Frucht bringe, und die Armuth mit dem Reichthum versöhne auf friedlichem Wege. —

werden sollten. — Darauf ritt der Greis mit dreien seiner Söhne nach dem Grabe der heiligen Hailwig bei Rottweil; „sie sei aus dem Ehinger Geschlecht," sprach er, „darum wolle er Abschied von ihr nehmen." — Dann ging er nach Ehingen, wo er getauft worden, und wohnte dort dem Gottesdienst bei. — Auf dem Rückwege ritt er an seinem Schlosse zu Kilchberg vorüber, ohne einzukehren, und begab sich in das Karthäuser-Kloster zu Güterstein bei der Kapelle St. Johannis des Täufers, wo er schon vorher ein Kämmerlein für sich bestellt, nachdem er seine Söhne mit frommen Ermahnungen entlassen. — Von nun an lebte er Tag und Nacht der Ordensregel gehorsam. —

Sein liebster Sohn, der Ritter Georg, der früher auf den Rath des Vaters das Hofleben verlassen, mit den Johannitern gegen die Türken gestritten hatte, nach Jerusalem und Damaskus gewallfahrtet war, in Spanien, Frankreich und Portugal seine Tapferkeit gezeigt, nachmals Regiments-Rath des Grafen Eberhard im Bart geworden — dieser Georg besuchte ihn hier oft, und wohnte auch seinem letzten Stündlein bei.

„Ich gönne Euch der Ehren wohl," sprach der Alte, „daß Ihr bei Eures Vaters Ende sein dürft! Nun ist die Zeit meines Sterbens hin; ich habe aber Gott den Herrn allerwegen gebeten, wenn es mir nutz wäre zur Seligkeit, daß er mir so viel Jahr und Tage verleihen wolle, als St. Johannes der Apostel und Evangelist gelebt. Solches hat er fast an mir erfüllet. Ich bin auch bereit, mit ganzen Freuden zu sterben!" — Darauf erlosch er wie ein Licht um St. Galli Tag 1467 im neunundachtzigsten Jahre seines Alters, nach achtjährigem Aufenthalte zu Güterstein. —

Den großen Fußschemel seines Bettes hatte er sich zum Sarge bestimmt, und ward, in diesen eingeschlossen, nach Entringen in's Grab, das er vorher sich ausersehen, überbracht. —

5. Der heilige Martinus, Bischof von Tours, betete in seinem Sterbestündlein: „Herr, wenn ich deinem Volke noch nothwendig bin, dann weigere ich mich nicht zu arbeiten! Dein Wille geschehe!"

Lange nachher sprach der heilige Erzbischof Thomas von Villanova das folgende Lob über dieß Gebetlein des heiligen Martinus, dessen Worte in der Kirche gewissermaßen

zum Sprichworte sich gestaltet: „O edler Ausdruck! O bewunderungswürdige Liebe! Sagte er weniger als Moses oder Paulus? Moses betete, für sein Volk aus dem Buche des Lebens ausgestrichen zu werden; Paulus wünschte, für seine Mitbrüder von Christus ausgeschlossen zu sein; Martinus hält für die seiner Obhut anvertrauten Schafe nicht nur aus, sondern bittet inständig, von der himmlischen Herrlichkeit ferne gehalten zu werden! Der glorreiche Bischof hatte einen Fuß bereits im Paradiese, und er zieht ihn willig zurück, um seine Brüder zu retten! Er hatte den ersehnten Strand glücklich erreicht; aus Liebe zu seinen Kindern kehrt er auf die hohe See zurück, und setzt sich für seine geliebten Schafe wie ein guter Hirt wieder den Gefahren des Schiffbruches aus!“ —

Als nun der heilige Philippus Neri im Sterben lag, und die Umstehenden ihn baten, wenigstens um ihretwillen zu Gott mit den Worten des heiligen Martinus zu beten: „Herr, wenn ich deinem Volke noch nothwendig bin, dann weigere ich mich nicht zu arbeiten!“ so erwiederte er mit der größten Demuth: „„Ich bin nicht der heilige Martinus, noch habe ich mich jemals für einen solchen gehalten, wie er ist; wenn ich dächte, ich sei für euch noch nothwendig, dann würde ich mich verloren glauben!““ —

6. In den meisten Christen erweckt die Demuth den Wunsch, ihr Sterbebett von Priestern, Ordenspersonen und frommen Freunden umgeben zu sehen, um ihnen in ihrer schrecklichen Noth mit ihren Tröstungen erquickenden Beistand zu leisten.

Dieselbe unzweifelhafte Demuth bewog aber den heiligen Romuald das Gegentheil zu thun, und Alle wegzuschicken, damit er allein sterben könne. — Der heilige Petrus Damiani erzählt dieses Ereigniß so:

„An einem gewissen Tage fingen St. Romuald's Leibeskräfte stark zu sinken an, die Krankheit nahm zu und er wurde sehr schwach. Gegen Sonnenuntergang befahl er den zwei Brüdern, die bei ihm waren, hinauszugehen, die Thüre der Zelle hinter ihnen zu schließen und am Morgen wieder zu kommen, um mit ihnen die Matutin zu beten. Dieselben in Angst über sein Ende, gingen ungern fort, aber nicht um sich zur Ruhe zu legen, sondern sie blieben nahe bei der

Zelle in schmerzlicher Besorgniß über den kostbaren Schatz, der ihnen durch den Tod entrissen werden sollte. Sie harrten einige Zeit und horchten aufmerksam mit gespanntem Ohr; aber als sie weder die Bewegungen seines Leibes, noch den Ton seiner Stimme hörten, vermutheten sie, was auch wirklich geschehen, brachen die Thüre auf, stürzten hinein, zündeten ein Licht an und fanden den Leib des Heiligen auf dem Boden liegend; seine reine Seele war zum Himmel emporgeflogen. Die himmlische Perle lag da, gleichsam vernachläßigt, aber um mit Ehren in der Schatzkammer des großen Königs hinterlegt zu werden. Er starb, und ging ein in den Ort, auf den er hoffte." —

7. Es begab sich, daß unter den Schwächen, unter welchen der Diener Gottes Sanct Petrus von Alcantara während seines Lebens litt, noch ein Fieber kam, an welchem er sterben zu müssen glaubte. Während es fortdauerte, unterließ er niemals, das Brevier zu beten, obwohl er dadurch äußerst entkräftet wurde. — Als er die Traurigkeit der Mönche sah, fing er an sie zu trösten und sprach: „Weinet nicht, meine Kinder; denn die Zeit ist gekommen, da der gnädige Gott sich meiner erbarmen wird!" — An jenem Abende bat er um den Empfang des allerheiligsten Sakraments der Eucharistie; und als es bis zum Morgen des andern Tages aufgeschoben wurde, brachte er die ganze Nacht im Gebet und in der Betrachtung zu, und wiederholte unter reichlichen Thränen des Schmerzes und der Reue über seine Sünden gar oft die Worte des Psalmisten: „Wasche mich mehr und mehr von meiner Missethat, und reinige mich von meinen Sünden!" Wie wenn er der größten Sünden schuldig wäre, und nicht so viele Jahre lang die härteste und strengste Buße geübt hätte, flehte er zu Gott, ihn immer mehr von seinen Sünden zu reinigen. Diese Worte, der Ausdruck der innigsten Gottesliebe, gereichten den anwesenden Brüdern zur größten Erbauung, und es bemächtigte sich ihrer das Gefühl der Scham, als sie ihren Vater, der sein ganzes Leben im Dienste Gottes, im Gebete, in der göttlichen Betrachtung und in der Buße zugebracht, am Schlusse desselben seine Sünden mit Thränen bereuen sahen und hörten, wie er unausgesetzt zu Gott flehte, ihn immer mehr zu läutern. Er fügte auch den Seufzer hinzu: „Züch-

tige mich, o Herr, nicht nach meinen Sünden, sondern nach Deiner großen Barmherzigkeit! Ich hoffe gewiß, von Dir durch die Verdienste Deines heiligen Leidens gerettet zu werden!" —

Der Tag graute; und als er erfuhr, daß die heilige Wegzehrung komme, so warf er sich, obwohl so schwach, daß er sich kaum bewegen konnte, sogleich ohne irgend einen Beistand auf seine Kniee nieder, betete mit gefalteten Händen und mit unbeschreibbarer Inbrunst des Geistes das göttliche Sakrament an, und empfing es mit der größten Verehrung, mit Thränen und heiliger Furcht, und bat, daß er noch zur rechten Zeit das heilige Sakrament der letzten Oelung empfangen möchte. — Dann heftete er seine Augen auf das Crucifix, das vor ihm stand, und blieb mit heiterm Angesichte einige Zeit in tiefer Ruhe, in einer Verzückung und in Gott versunken. — Als der Arzt kam, fragte ihn der Mann Gottes: „Wann wird die langersehnte Zeit kommen, und die Stunde, in der ich, von dieser sterblichen Hülle befreit, eingehen werde zum ewigen Leben?" Der Arzt erwiederte: „„Vater, jene Stunde wird bald kommen; sie ist — jetzt schon nahe!"" Als der heilige Dulder dieß hörte, wurde er von unaussprechlicher Freude erfüllt, und zu Gott aufjauchzend, wiederholte er mit freudigem Blicke die Worte des königlichen Propheten: „Ich freute mich über die Dinge, die mir verkündet wurden; wir werden eingehen in das Haus des Herrn!" — Früh am folgenden Tage wurde ihm das Sakrament der letzten Oelung gespendet; er empfing es mit der größten Andacht und Ehrfurcht und mit der vollkommensten Fassung; und als ob er gar kein Kranksein empfände, betete er laut die Psalmen, abwechselnd mit dem Priester und den Andern.

Nach dem Beispiel seines seraphischen Vaters, des heiligen Franziskus von Assisi, wollte er auch im Tode noch einen Beweis seines Geistes der Armuth ablegen, und nicht einmal den Habit behalten, den er trug. Deßhalb bat er den Pater Quardian, ihn in einem alten Habit zu begraben. Er ließ sodann seine geistlichen Kinder und seine Brüder vor sich kommen und befahl ihnen die Beobachtung ihrer Regel und Gehorsam gegen die Oberen; und da er erkannte, daß die Stunde seines Hinganges aus dieser Welt zur ewi-

gen Freude gekommen war, so schloß er sie voll Liebe in seine Arme und gab ihnen seinen Segen.

Als dieß vorüber war, wurde der Diener Gottes ruhig und bewegte in dieser innern Ruhe einige Zeit weder Hand noch Fuß. Erwachend sprach er alsdann zu den Mönchen: „Meine Brüder, sehet ihr nicht die allerheiligste Dreifaltigkeit, unsere Mutter, die allerseligste Jungfrau Maria, und den heiligen Evangelisten Johannes?“ Sein Angesicht strahlte vor himmlischer Freude und mit dieser göttlichen Vision gab er, während er seine Brüder ermahnte und gewisse Verse aus den Psalmen wiederholte, auf den Knieen liegend, seinen Geist auf. —

8. Den König von Spanien, Philipp III., umnachtete mehr und mehr die Nähe der Todesstunde, und wehmüthig seufzend rief er aus: „Ach, wie wohl wäre mir jetzt, wenn ich nicht ein mächtiger König, sondern ein armer Einsiedler gewesen wäre! Zweiundzwanzig Jahre habe ich das königliche Scepter geführt, und Jedermann pries mich als einen Glücklichen; aber — weit gefehlt! Viel glücklicher wäre ich jetzt, wenn ich nicht in einem königlichen Palaste, sondern in einer ärmlichen Strohhütte gewohnt, wenn ich meinen Leib nicht mit dem königlichen Purpur, sondern mit einem Bußgewande bekleidet, nicht mit köstlichen Speisen genährt, sondern mit strengem Fasten gepeinigt hätte!“ —

9. Robert Boellet, ein ehrbarer und gottesfürchtiger Zimmermann aus der kleinen Stadt Corbin in der Picardie, am rechten Ufer der Somme, dem sein Eheweib nur ein einziges Kind, Namens Coletta, hinterlassen, sah auch sein letztes Stündlein herannahen. Er ließ deßhalb den ehrwürdigen Pater Raoul, Abt des Klosters zu Corbin, zu einem Besuche bitten.

Dieser ehrwürdige Ordensmann willfahrte dieser Bitte sehr gern, da er für diesen frommen Christen — ob seiner seltenen Biederkeit und ob der um die Abtei erworbenen Verdienste — viel Zuneigung hatte.

Und Robert sagte zu ihm: „Hochwürdiger Vater! seitdem Sie in Corbin sind, haben Sie mir viele Beweise des Wohlwollens gegeben. Ich kann dafür nicht dankbar genug sein. Im Begriff, aus diesem Leben zu scheiden, wage ich noch Ihre Güte um einen letzten Liebesdienst anzusprechen;

ich bitte Sie im Namen unsers Herrn Jesus Christus, dessen Aemter Sie auf der Erde bekleiden, sich meiner armen Coletta, welche ich als Waise zurücklasse, anzunehmen. Kann ich dieselbe besseren Händen anvertrauen? Sie werden bei ihr Vater- und Mutterstelle vertreten! — Gewähren Sie mir diese Bitte, so will ich zufrieden sterben. — Mit zeitlichen Sorgen dürfen Sie sich nicht belästigen; mein kleines Vermögen gehört ihr, und wird ihr, wenn auch klein, doch zu ihrem Auskommen sicherlich genügen; denn fährt sie fort, in solcher Weise zu leben, wie sie jetzt lebt, so wird der gütige Gott sie segnen. Coletta hat uns nie den geringsten Verdruß verursacht; ich bin daher zu dem Glauben berechtigt, daß sie solchen auch Ihnen nie machen wird."

Diese Worte, aus dem Munde eines sterbenden Vaters hervorgegangen, rührten inniglich diesen guten Abt, und er versprach Robert, bei seiner Tochter die Stelle der Eltern vertreten zu wollen.

Er that es in gar wohlthätiger Weise, denn Coletta ist nicht nur die mit vielen Wundern begnadigte Reformatorin des Franziskaner-Ordens geworden, sondern auch eine Heilige der Kirche. —

10. Am Feste des heiligen Ignatius hatte P. Carl Odescalchi, aus der Gesellschaft Jesu, und früher Bischof und Cardinal-Vikar, zu Modena, wohin er sich der milderen Luft wegen begeben, das heilige Meßopfer darzubringen. Kurz darauf lag er schon ganz hoffnungslos auf seinem Sterbebette.

Oft vernahm man von seinen Lippen die hehren Worte: „O Gott, es geschehe Dein Wille! Dein Wille geschehe!"

Alles beeilte sich, ihn noch ein Mal zu sehen. Zum Secretär des Bischofs, der in solcher Absicht ihn besuchte, sagte er: „Ich gehe heim; ich danke dem Bischofe für alle seine Theilnahme und empfehle ihm die Gesellschaft Jesu."

Da er das Brevier nicht mehr zu beten vermochte, so bat er den Rektor, dasselbe mit seinen Gefährten wenigstens in seiner Gegenwart zu beten. Bei diesem Anlasse geschah es, daß Einer der Betenden, als er den Vers des Psalmes aussprach: „Meine Seele wird leben und Dich loben!" zu dem Kranken sagte: „„Das paßt auf Sie!"" Odescalchi antwortete ohne Verzug mit gebrochener Stimme: „O nein!

auf mich paßt vielmehr der Vers, der darauf folgt: „„Ich habe mich verirrt wie ein Schäflein, das zu Grunde gegangen ist!"" aber (fügte er bei, indem er einen Blick auf sein Crucifix warf) durch die Barmherzigkeit meines Gottes — ich habe Deine Gebote nicht vergessen! O mein Gott, ich danke Dir, daß Du mich in die Gesellschaft Jesu berufen, und daß Du mich in derselben sterben lässest! O wie freue ich mich, daß ich das Noviziat mit aller Strenge gemacht habe!"

Als er die heilige Communion als Wegzehrung empfangen sollte, bat er vorher alle Umstehenden um Verzeihung des üblen Beispieles wegen, das er gegeben. „Sobald ich in den Himmel komme," verhieß er, „werde ich Maria, die seligste Jungfrau bitten, daß sie reichlich alle die Liebe vergelte, die man mir erwiesen hat!"

Dann schloß er die Augen. Der Augenblick war genaht, wo er sein Brandopfer vollenden sollte. — Ein paar Minuten vor seinem Hinscheiden hielt der P. Rektor ihm das Bild des Gekreuzigten entgegen und flüsterte ihm leise in's Ohr: „Pater Odescalchi, kennen Sie Diesen?" Auf diese Frage öffnete der Sterbende die Augen, blickte das Kreuz an, und mit freudigem Angesichte und dem Ausdrucke zärtlichster Liebe sprach er deutlich und verständlich die Worte: „„O ja, fürwahr, Den kenne ich!""

Hierauf neigte er sein Haupt und nach drei Athemzügen ging er heim in's himmlische Vaterland. —

11. Der hochwürdige P. Joseph Passerat, zweiter Generalvikar der Redemptoristen diesseits der Alpen, war ein Missions-Priester — reich an Jahren aber auch an Tugenden. — Der unter ihm gegründeten neuen Missions-Collegien sind über dreißig. Vor Allem ein Mann des innern Lebens, der den Heiligen nachahmt, flößte er durch Rath und Beispiel auch seinen Schülern die Liebe zum Gebet ein. Von ihm konnte man ohne Uebertreibung sagen, das Gebet sei das Athemholen seiner Seele, weil es sich mit allen seinen Handlungen verflochten fand. Seine Herzensgüte war nicht nur die eines Vaters — sie war auch die einer Mutter. Eines Tages, als ihn der päpstliche Nuntius für einen Bischofs-Sitz in Rom vorschlagen wollte, rieth P. Hoffbauer dem Gesandten des heiligen Vaters: „Ich kann seiner nicht

entbehren, er ist gleichsam die geistliche Nährmutter der Congregation!"

Im Jahre 1848 verließ er Wien und begab sich nach Tournai in Belgien.

An dem Tage, wo er zum dritten Mal vom Schlagfluße getroffen worden, ließ er sich wiederholt den Gedanken des heiligen Franziskus von Sales vorsagen: „„Die vollkommene Ergebenheit in den Tod, als in die gerechte Strafe der Sünde, ist in Jesus Christus auch die vollkommene Sühnung und Buße für die Sünde!""

Der heilige Greis, da er sich seinem Ende nahe glaubte, äußerte den Wunsch, die Klostergemeinde um sich versammelt zu sehen, obgleich er schon nicht mehr laut reden konnte. In der folgenden Nacht aber sagte er zu Dem, der bei ihm wachte: „Ich wollte Ihnen gestern Abend empfehlen, immer in der Furcht Gottes zu leben. Versprechen Sie mir, es allen meinen Brüdern sagen zu lassen!"

Man konnte nicht, ohne bis zu Thränen tief gerührt zu werden, anhören, wie er über sich selber das Todten-Gebet sprach: „Requiem aeternam dona mihi Domine, et lux perpetua luceat mihi! Herr, gib mir die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte mir!" Allein Gott erhörte ihn nicht sogleich; vielmehr schien er ihn auf Erden durch das Fegfeuer der Heiligen gehen zu lassen, wenn sie lange warten müssen auf Das, was sie so heiß verlangen — die Auflösung und den seligen Heimgang in Christo. — Das Uebernatürliche in dieser Prüfung zu erkennen, war nicht schwer; seines Gedächtnisses beinahe ganz beraubt, ja sogar beraubt des Gebrauches seiner übrigen Fähigkeiten, wo es sich um irdische Dinge handelte, hörte man doch über göttliche Dinge aus seinem Munde niemals Worte, die eines weisen, vom Geiste Gottes erfüllten Mannes nicht würdig gewesen wären. Bis in die letzte Stunde gab er Denen, die ihn in Anliegen ihres Seelenheiles befragten, lichtvolle Antworten, fuhr immer fort, Acte der Liebe Gottes und des Nächsten zu erwecken und bat den Krankenbruder, daß er ihm deren noch vollkommnere vorsagen möchte. Darin war er das Ebenbild des heiligen Alphons von Liguori, des Stifters der Redemptoristen-Congregation. Man brauchte in seiner Gegenwart nur den Namen „„Maria!"" aussprechen, um

zu sehen, wie alle seine Gesichtszüge den Ausdruck kindlichster Freude strahlten, wobei sein Herz sich in die liebreichsten Anmuthungen und vertrauensvollsten Gebete ergoß. Der heilige Rosenkranz kam nicht aus seinen Händen, und das „Ave Maria!“ diese ersten Worte des Engels-Grußes, war der letzte Gebetsseufzer, den seine Lippen sterbend flüsterten. — Nachdem er die heiligen Sakramente empfangen, entschlief er ohne Todeskampf am Vorabend des Allerheiligenfestes, am 30. Oktober 1858. — Er stand im siebenundachtzigsten Lebensjahre und im zweiundsechzigsten seiner Ordens-Professio. —

12. Der fromme Priester aus Tirol, Dr. Alois Flir, früher Professor der klassischen Literatur und Aesthetik an der K. K. Universität zu Innsbruck, wurde später Rektor der deutschen Nationalkirche zu Rom.

Einem Freunde in der deutschen Heimath, der ihm zu dieser Ehrenstelle Glück wünschte, und möglicherweise auf noch weitere Auszeichnungen für ihn hinwies, schrieb er unter'm 2. Januar 1858 gar demüthiglich:

„Ich verliere meine Liebe zum irdischen Dasein immer gründlicher. Sage daher nicht: „„Du hast eine Zukunft vor Dir!““ — ich will keine; mir graut vor jeder Zukunft! — Ich wünsche mir nichts als ein gutes Ende!“ —

Im Juli wurde er von Sr. Heiligkeit Pius IX. zum päpstlichen Hausprälaten und von Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich Franz Joseph zum Auditor della Rota Romana ernannt.

Im Dezember 1858 befiel ihn ein lähmender Rheumatismus am rechten Arme, zu welchem sich bald anderweitige Entzündungen gesellten, die den dreifach Kranken rasch von Kräften brachten und abzehrten.

Im Frühjahre 1859 schien er sich von seiner langwierigen und schmerzenvollen Krankheit so weit zu erholen, daß er sich in seinem Zimmer bewegen konnte, bis ihn am 3. März eine heftige Lungenentzündung befiel, und er sich zu Bette legen mußte. Zugleich stellte sich ein Delirium ein, welches, einzelne lichte Intervalle abgerechnet, die er dann stets mit inbrünstigen Gebetseufzern heiligte, ihn bis zu seinem Tode nicht mehr verließ. Während eines solchen lichten Augenblickes empfing er — bei'm vollsten Bewußtsein

seiner Lage — andachtsvoll die heiligen Sterbsakramente. — Am 7. März 1859 um 10 Uhr Vormittags entschlief er sanft im Herrn, umgeben von allen Geistlichen der Anstalt und der Dienerschaft, Alle in Thränen tiefster Betrübniß aufgelöst. Die Cardinäle Rauscher und Reisach waren schon Abends vorher gekommen, dem Sterbenden den nöthigen Beistand zu leisten. —

Sein Grab fand der Dahingeschiedene in der deutschen Nationalkirche zu Rom, die er so lieb hatte, und deren Rektor er durch fünf und ein halbes Jahr gewesen war. — In der Seelsorgskirche seines Geburtsortes Landeck in Tirol ward ihm ein Jahr darauf ein schönes Denkmal gesetzt. —

Inhalt.

		Seite
1.	Mutter-Treue und Mutter-Muth	3
2.	Die Geschichte vom lahmen Jakob	16
3.	Der Brautkranz	25
4.	Die freundliche Müllersfrau	27
5.	Das Ecce-homo-Bild in der Hauskapelle	32
6.	Aus schwerem Leid zu großer Freud!	33
7.	Das Haidehaus	35
8.	„Das ist Gottes Strafgericht!“	47
9.	Das Bild des Großvaters	49
10.	Das heilsame Gedenken an die verstorbene Mutter	54
11.	Das stolze Grabmal	56
12.	Beruhigung einer ängstlichen Mutterſorge	60
13.	Lehrworte eines Kurfürsten an seinen Sohn	61
14.	Frühzeitige Sanftmuth	63
15.	Gebräuche bei'm Tod eines Kindes	64
16.	Ein herrliches Crucifix von Elfenbein	66
17.	Das Crucifix der heiligen Zitta	66
18.	Der Kreuzberg zu Krumau	67
19.	Die Gründung der Berger-Kirche bei Herford	68
20.	Die von Jesus gesegneten Rosenkränze	69
21.	Die Marien-Tafel am Wege	71
22.	Der Segen des heiligen Severin	72
23.	Die Heilung des Kaisers Heinrich II.	73
24.	Eines Ritters Frevel, Strafe und Reue	74
25.	Die besten Räthe	75
26.	Das Gefäß voll Schlangen	76
27.	Schlechte Bücher gehören in's Feuer	76
28.	Mutter und Tochter — und das Romanen-Lesen	77
29.	Was der Neid vermag	83
30.	Der Bildhauer Jose Miguel	87
31.	Der Todten-Maler	88
32.	Vor dem Zehner-Gerichte zu Venedig	89
33.	Zwei Erinnerungen an Köln	99
	Der verwundete preußische Soldat	99
	Ein Geistlicher, der durchaus nach Rom will	105

		Seite
34.	Wie der Franke Chlodwig ein Christ ward	109
35.	Die Bekehrung vom Kloster-Berauben	112
36.	Der Mangel am Königs-Hofe	113
37.	Ein gutes Gedächtniß	113
38.	Königs-Andenken im Tiroler Volke	114
39.	Die Wahl des Erzbischofs Pilgrim	117
40.	Die Prüfung des angebotenen Buß-Opfers	117
41.	Eine wohlwollende List als Bekehrerin	118
42.	Leibliche Abtödtung und geistliche Betrachtung	123
43.	Predigten über die Hölle und das jüngste Gericht	126
44.	Ein frommer Priester	129
45.	Der Camisarde	141
46.	Des Negers Ehrfurcht gegen seinen Priester	149
47.	Das Erinnerungszeichen eines Priesters	149
48.	Der Gedanke an die Allgegenwart Gottes	150
49.	Was ist die christliche Einfalt?	151
50.	Ein Wort über die Verleumdung	152
51.	Die Frage nach der Vollkommenheit	152
52.	Mönchs-Leben auf der Insel Lerin	153
	Sanct Honoratus, der liebenswürdige Abt	153
	Sanct Vincenz, der erste Controversist seiner Zeit	155
	Sanct Cäsarius, der Dankbare	156
53.	Entschiedenheit in der Berufs-Wahl	158
54.	Der Herzogssohn mit dem Bettelsacke	162
55.	Das Selbstgespräch unterwegs	163
56.	Das ohne Erlaubniß genommene Tuch	164
57.	Die Abfertigung vorlauter Frager	165
58.	Ein Besuch bei St. Bernardus in Clairvaux	166
59.	Pater Angelus	171
60.	Die selige Schwester Elsbeth Heimburg	178
61.	Im Kloster St. Andreas zu Rom	188
62.	In der Benediktiner-Abtei Melk	190
63.	Der Retter der Domthürme zu Salzburg	198
64.	Ein Traum	199
65.	Da er liebte, hat er bis an's Ende geliebt!	201
66.	Das Wohlthun eines Bischofs	201
67.	Zurechtgewiesene Bedienten-Anmassung	203
68.	Der edle Kurfürst	204
69.	Der alte, blinde Harfenspieler	205
70.	Die Tabaksdose des Pfarrers	206
71.	Der Pfennig der Wittwe	208
72.	Die Missions-Gabe einer Blinden	210
73.	Das Hospital St. Eugène in Paris	210
74.	Ein frommer Verehrer des allerheiligsten Altarssakraments	213
75.	Der Einsiedler und die Dienstmagd	219
76.	Eine Bekehrung im Grabe	222
77.	Der Rüde bei Solingen	231
78.	Die Romfahrt in Luzern	233
79.	Die Höhlen von St. Peter in Mastricht	236

		Seite
80.	Zwei Erinnerungen im Luſtſchloſſe Fontainebleau . .	242
81.	Ein Sonnenuntergang zu Camaldoli	245
82.	Bauſprüche an den Bauernhäuſern in Weſtphalen .	247
83.	Sinnvolle Inſchriften	253
84.	Aus dem Tirol	254
	Der Vöraner Bauer	254
	Der Schnalſer Wirth	257
85.	Martyrium einer fälſchlich angeklagten Ehegattin . .	260
86.	Wunderblüthen im Leben einer Heiligen . . .	265
	Der Eliſabethen-Brunnen und Garten . . .	265
	Das Gotteskleid	266
	Eliſabeths Roſen	267
	Eliſabeths Handſchuh	268
	Bruder Volkmar	269
87.	Die heiligen Landespatrone von Mähren . . .	270
88.	St. Ottilia	275
89.	Der Baum des heiligen Amandus	277
90.	Die Schale der heiligen Kunigunde	277
91.	Ein Rücktritt zur katholiſchen Kirche	278
92.	Der Dom zu Braunſchweig	279
93.	Die Sanct Antonius-Kirche zu Padua	283
94.	Die Freskobilder in der St. Ludwigs-Kirche zu München	296
95.	In der Kapelle bei Willenbach	299
96.	Die Arbeit im Mondſcheine	301
97.	Der einträgliche Arzt	301
98.	Die ehrliche Wahrheit	302
99.	Das himmliſche Schiedsgericht	302
100.	Das verſchonte Kloſtergärtchen	304
101.	Beſcheidenheit des wahren Verdienſtes	305
102.	Das Sterbe-Glöcklein	306

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hungari, A. / Ludwig, Johann Lorenz / Dréer, Georg J.

Katholische Volksbibliothek Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für katholische Christen

Bd.: 9

Regensburg 1865

Paed.pr. 1619-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760019-0